

WELTGESCHICHTE IN KARAKTERBILDERN



Fritschi & Sohn
No. 43.

GEORG · PFEILSCHIFTER
· THEODERICUS · DER · GROSSE ·

Weltgeschichte in Karafterbildern



~~Pitt B~~
Nr. 93



Weltgeschichte in Karakterbildern

herausgegeben von

Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn



Zweite Abteilung

Mittelalter



Theoderich der Große



Mainz

Verlag von Kirchheim & Co.

1910

Die Germanen im Römischen Reich



Theoderich der Große

Von

Georg Pfeilschifter



Mit Mosaikdruck-Titelbild
und 100 Abbildungen

III. J. 107
2703

Erstes bis fünftes Tausend

Lehrerbildungsanstalt
Wolfsstein (Warteländ)



Mainz
Verlag von Kirchheim & Co.
1910



Czytelnia Ogólna

Ks. B. 254



356345

Ładny Blennerhasset ~~B 35~~
geb. Gräfin von Lenzen

in dankbarer Freundschaft
zugeeignet.

*Fit 1 B
Nr. 93*

Kunstdruckerei Meisenbach Riffarth & Co.
München

D|424|2013

35,00
26



Theoderich der Große

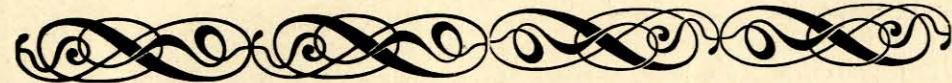
Inhalt

I. Kapitel · Am Kaiserhof in Konstantinopel	S. 1
II. Kapitel · Der Ostgotenführer im Reichsdienst	S. 12
III. Kapitel · Von Byzanz nach Ravenna	S. 30
IV. Kapitel · Im katholischen Rom	S. 44
V. Kapitel · Germanische Bundespolitik	S. 54
VI. Kapitel · Die „goldene Zeit“	S. 60
VII. Kapitel · Konflikt und Krisis	S. 86
VIII. Kapitel · Des Helden Tod, Bedeutung und Fortleben	S. 95
IX. Kapitel · Des Reiches und Volkes Untergang	S. 106



STIRNSEITE VON THEODERICHS PALAST IN RAVENNA

(VERGLEICHE DIE UNVERKÜRZTE ABBILDUNG 42.)



I. Kapitel . Am Kaiserhof in Konstantinopel ☙ ☙ ☙ ☙

Konstantinopel, die Erde und Meer beherrschende Kaiserstadt, feierte wie alljährlich so auch am 11. Mai des Jahres 470 den Jahrestag seiner Einweihung durch Konstantin den Großen. Den Mittelpunkt der Festlichkeiten bildeten große Wettkämpfe im Hippodrom, einem der größten Bauwerke der damaligen Welt. Die große Arena, in der sich das öffentliche Leben, man kann sagen des ganzen Reiches konzentrierte, war einer der am meisten charakteristischen Plätze für die ganze byzantinische Welt; und sie war das Herz Konstantinopels. Oft spielten sich hier die entfesselten politischen Volksleidenschaften, blutige Parteiduelle und mörderische Revolutionen ab. An den nationalen Feiertagen aber wurden hier der ganzen Bevölkerung die glänzendsten Feste dargeboten, an welchen der kaiserliche Hof teilnahm, und für die man ungeheure Aufwendungen machte. So war auch der 11. Mai jedesmal so recht ein großer Tag für Konstantinopel. Die ganze Millionenstadt war in Bewegung. Arm und reich, hoch und niedrig, Römer wie Barbaren, Städter wie Leute aus der Provinz, alles drängte in heiterer Stimmung und festlichem Gewande dem unweit des Meeres gelegenen Zirkus zu. Groß war der Lärm und das Gedränge. Denn drei Kontinente sandten ihr buntes Völkergemisch in diese halb asiatische Handelsstadt. Vom frühen Morgen an erfüllte es alle Gassen und Straßen und überflutete die marmorprächtigen und statuengeschmückten Kaiserfora. In der Hauptstraße, die zum Forum Augustaeum und dem Hippodrom führte, stauten sich die Massen. Zudem wurden die Tore der Arena schon vom ersten Morgengrauen an von der Menge belagert. So füllte sich denn, kurz nachdem sie geöffnet waren, rasch der Riesenbau, der eine Länge von 370 und eine Breite von 60 Metern hatte, 40 hintereinander aufsteigende marmorne Sitzreihen besaß

und etwa 40 000 Personen Platz zu bieten vermochte. ☙ ☙ ☙ ☙ ☙ ☙ ☙ Die Menge war in lebhafte Bewegung. Allenthalben ereiferte man sich für die Grünen oder Blauen. Das waren die bekanntesten der vier um den Preis streitenden Parteien bei den Wagenrennen. Sie bildeten mit ihrem Anhang feste Faktionen, welche — nicht ohne Gefahr für den Staat — allmählich die größte Bedeutung für das bürgerliche und gesellschaftliche, ja sogar für das politische Leben des Reiches gewonnen hatten. Die ganze Stadt teilte sich mit ihnen in zwei Lager, und vielfach erörterte man jetzt, während die letzten Vorbereitungen zum Rennen getroffen wurden, aufgereggt und mit leidenschaftlicher Parteinaufnahme die Chancen des Sieges. Andere bewunderten inzwischen, denn der Hippodrom war auch das glänzendste Museum, die mitten im Zirkus auf der Spina aufgestellten fremden Säulen und Werke der bildenden Kunst aus Bronze und Marmor. Auch die Fassade der Kaiserloge war mit kostbaren Stücken geschmückt. Alle diese erlesenen Kunstsäcke waren aus mehr denn 200 Städten Asiens, Aegyptens, Griechenlands und Italiens zur Verschönerung der neuen Kaiserresidenz allmählich zusammengeschleppt worden. Sie zierten teilweise auch den Wandelgang, der den gewaltigen Bau nach oben abschloß, und fesselten auch hier das Interesse der erwartungsvollen Menge. Wieder andere zog die weite prächtige Aussicht an, die sich hier oben öffnete. Zu Füßen das einzige meerumschlängene und mauerumgürtete Stadtbild mit seinen prunkvollen Bauten und herrlichen öffentlichen Plätzen, mit seinen von Schiffen belebten Häfen und Werften. Gegen Osten schweifte der Blick weg über die kaiserliche Residenz mit ihren Palästen und Wohngebäuden, Höfen und Gärten, hinüber über den Bosporus, auf die in Frühlingspracht daliegende asiatische Küste mit dem glänzenden Chalcedon. Und gegen Süden schimmerten in unendliche Weiten die blaugrünen

Fluten des Marmarmarees, im Hintergrund in duftiger Ferne die rölichen Prinzeninseln und die noch von Schnee bedeckten Gipfel des asiatischen Olymp. So sehr auch Natur und Kunst die erste Schau lust der Menge befriedigen konnten, man wartete doch ungeduldig auf das Erscheinen des Hofes und den Beginn der Spiele. Für den kaiserlichen Hof und die ganze Hierarchie des Gefolges und der Beamten war die Nordfront des Hippodroms in ihrem ganzen mächtigen Oberbau reserviert. Zwischen dem Haupteingangstor und der Stephanskirche erhob sich, nur vom kaiserlichen Palast aus zugänglich, in den

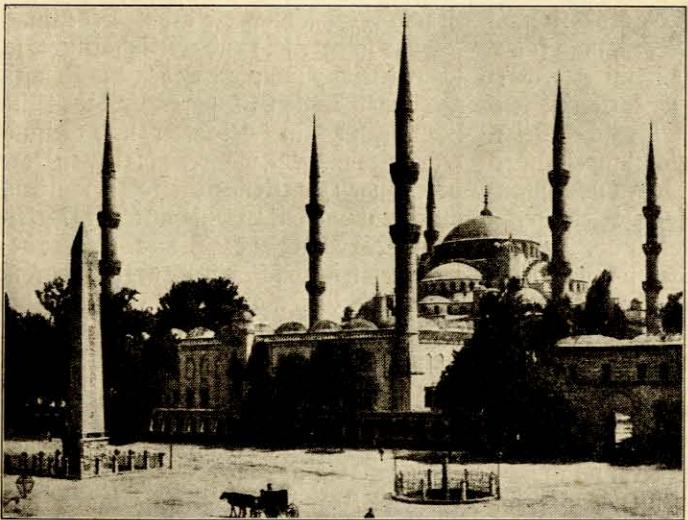


Abb. 2 . Der Platz des Hippodrom im heutigen Konstantinopel mit dem ägyptischen Obelisten und der delphischen Schlangensäule

er miteingeschlossen war, auf 24 hohen Säulen der Palast des Kathisma, mit der kaiserlichen Tribüne und den sich rechts und links anschließenden Logen für die großen Hof- und Reichsbeamten. Die erste Erscheinung, welche des Nahen des Kaisers ankündigte, war der Einzug der kaiserlichen Garde, eines glänzend besoldeten und reich privilegierten Korps. Sie nahm unterhalb der Kaiserloge auf einer vorspringenden Terrasse Stellung. Die schönen Truppe in vollem Waffenschmuck zog die Aufmerksamkeit vieler Besucher auf sich. Besonders die großen blonden Gestalten der Germanen sind vielfach aufgefallen und haben manches Gespräch ausgelöst über die Rolle, welche

die Germanen mehr und mehr im Reiche spielten. Selbst an solchen nationalen Festtagen musste man sich seit langem ihren Anblick an so hervorragender Stätte gefallen lassen. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Die Germanen- oder Barbarenfrage war in der Tat eine der wichtigsten des Reiches in diesen Zeiten. Vielleicht der tiefste Grund, weshalb die Barbaren im Reiche eine solche Bedeutung und Macht hatten erreichen können, war das Mißlingen einer großen sozialen Frage, vor die sich das Reich seit dem 3. Jahrhundert gestellt sah. Es handelte sich um das Verhältnis von Großgrundbesitz und Kleingrundbesitz zu einander, dann um die Stellung beider und des Gewerbes zum Staat, endlich um eine gerechte Verteilung der außerordentlich großen Staatslasten auf diese drei sozialen Gruppen. Eine solche Neuordnung der unaufhörlich wachsenden Steuern, die der Leistungsfähigkeit und der sozialen wie politischen Bedeutung dieser Stände entsprochen hätte, ist aber tatsächlich nicht erfolgt. Die ganze Bevölkerung des Reiches schied sich vielmehr in herrschende und Beherrschte, in die wirtschaftlich starken

privilegierten Vornehmen und in die wirtschaftlich schwächere, alle Zahlung und Arbeit leistende niedere Klasse. Der ehemals vollfreie Kleinbauer kam im Kolonat in ein vollständiges Hörigkeitsverhältnis gegenüber den reichen Latifundiensbesitzern. Diese verstanden es, mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die schwersten Lasten von sich abzuwälzen; und so traf die volle Steuerwucht die erblich an die Scholle gebundener Kolonat. Sie wurden dadurch erdrückt. Und damit war der größte Teil der römischen Bevölkerung wirtschaftlich und sozial ruinirt. In ähnlicher Weise war auch das Gewerbe in eine Art Hörigkeit dem Staaate gegenüber

gelangt, indem die einzelnen Gewerbetreibenden zu gewissen Leistungen an den Staat verpflichtet waren, die sich vom Vater auf den Sohn vererbten. Man hat sie als Zwangsorganisation für öffentliche Zwecke benutzt. Die Folge solcher Zustände war eine große Reichsverdrossenheit der betroffenen Kreise — viele Kolonat hatten es vorgezogen, zu den Barbaren auszuwandern — und ein allgemeiner wirtschaftlicher Niedergang. Dieser wirkte naturgemäß in ganz bedenklicher Weise zurück auf die Finanzen des Reiches, deren Hauptinnahmequellen eben die auf der Landwirtschaft d. h. auf den Kolonat lastenden Steuern waren.

Eine andere schlimme Folge dieser sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse machte sich auf dem militärischen Gebiete bemerkbar. Die allgemeine Militärpflicht war ja längst abgekommen. Das Menschenmaterial zur Rekrutierung der Armee wurde, wo eine Geldablösung nicht möglich war, ebenso gestellt, wie man Naturalabgaben an den Staat leistete. Man hat sich dabei natürlich nicht der besten Arbeitskräfte beraubt. So kamen viele Untaugliche und Leistungsunfähige ins Heer; und patriotische Begeisterung und Hingabe konnte man von solchen Rekruten nicht allzuviel erwarten.

Als ein weiteres unheilvolles Moment gesellte sich diesen Schäden ein steter Rückgang der römischen Bevölkerung hinzu. Bald reichte das Menschenmaterial des Reiches überhaupt nicht mehr aus, um mit der Armee die stets wachsenden Aufgaben des Reichsschutzes zu erfüllen und mit den Kolonat die Bewirtschaftung der Latifundien zu ermöglichen. Die eigenen Kräfte versagten und versiegten auf diesem zweifachen Gebiete je länger desto mehr. So sind gerade die tragfähigsten Säulen des großen, stolzen Baues des römischen Reiches, Grundbesitz und Heer, von innen heraus brüchig geworden. Man sah sich genötigt, sie mit fremdem Material wieder so gut als möglich tragfähig zu machen. ☐ ☐

So kamen die Barbaren ins Reich als Kolonat und Läten. Man gab ihnen römisches Land zur Bewirtschaftung gegen die Verpflichtung, Rekruten zu stellen. Die Barbaren waren das große Menschenreservoir, aus dem das Reich ständig neues Menschenmaterial aussaugte für seine verschiedenen Bedürfnisse. ☐ ☐

Am schnellsten hat sich durch Slaven und Hunnen und namentlich durch die Germanen die fortschreitende Barbarisierung des römischen Heeres vollzogen. Im Westreich fand man die Barbaren auch in der Flotte. Während die Römer selbst immer weniger waffenlustig und waffentüchtig geworden waren, erwies sich die kriegerische Leistungsfähigkeit gerade der germanischen Völker als eine unversiegbare. So rekrutierte man das stehende Heer hauptsächlich durch Einzelanwerbung und Aushebung reichsangehöriger Germanen. Nur der Barbar galt jetzt für einen vollwertigen Soldaten. Je mehr Barbaren ein Truppenträger besaß, für desto vornehmer galt er. Bald waren die Germanen nicht mehr bloß das vorherrschende Element in der Armee, sondern fast das ganze stehende Heer, also gerade jenes Element, welches den Staat in diesen Zeiten zusammenzuhalten bestimmt war, setzte sich aus Germanen zusammen. Aber auch ausländische Germanenstämmen war man genötigt gewesen für die einzelnen Feldzüge zu gewinnen, um sie als geschlossene barbarische Hilfskorps unter eigenen nationalen Führern der regulären Armee zur Seite zu stellen, die allein nicht mehr stark genug war, die von allen Seiten dem Reiche drohenden Barbaren-Invasionen abzuwehren. Oder man hat sich die Macht solcher Stämme ständig gesichert als Bundes-Kontingente durch Föderativ-Verträge, durch welche sie auf römisches Gebiet angesiedelt wurden unter Nutzung eines Drittels des gesamten liegenden Gutes und mit der Verpflichtung, im Dienste des Reiches zu kämpfen. Es dauerte nicht lange, so waren selbst in der regulären Armee fast alle Offizierstellen von Barbaren oder halbbarbaren besetzt. Sogar die höheren Kommandos waren seit einem Jahrhundert schon zur Hälfte in den Händen von ebenso tatkräftigen als intelligenten Germanen. Viele derselben brachten es bis zur Würde von höchstkommandierenden Generälen. Die adeligen Ritter und Senatoren waren fast aus dem Heer verschwunden — zum großen Verdruss der patriotisch gesinnten Griechen und Römer, die es als eine tiefe Beschämung empfanden, diese oft recht selbstbewußt und herausfordernd auftretenden Germanenführer sich gefallen lassen zu müssen.

Indes, der Einfluß der Barbaren im Reiche erstreckte sich noch viel weiter. Nicht bloß im Heere, sondern auch unter den hohen Zivilbeamten fand man außerordentlich kluge und verständige Germanen. Bis in die leitenden politischen Stellen sind sie emporgekommen. Viele waren auch in Hofstellungen eingedrungen, zu denen sie durch die Armee gekommen waren. Kurz, alle Aemter und Würden standen ihnen offen bis hinauf zum Konsulat. Ueberall sah man diese großen kräftigen Gestalten mit den blonden Haaren und den blauen Augen.

Das ganze Reich hat durch das unaufhörliche Zuströmen dieser Barbaren gegen früher sein Aussehen verändert nach innen wie nach außen. Gallien, Illyrien und die Donauprovinzen waren schon fast ganz germanisch. Und im Herzen des Reiches haben sie im staatlichen, wirtschaftlichen und sozialen Leben so sehr Fuß gefaßt, daß daselbe ohne die Mitarbeit der Barbaren hätte vollends ersterben müssen. Von größter Bedeutung war es, daß die Menge der seit dem 4. Jahrhundert ins Reich gekommenen Barbaren nicht mehr vollständig romanisiert worden ist. Solche Massen konnte die ohnehin an ihrer Lebensenergie geschwächte römische Kultur nicht mehr aufsaugen.

All das blieb zum größten Teile germanisch und barbarisch. So wenig man die Tatkraft und die Fähigkeiten dieser Barbaren entbehren konnte, so sehr wünschte man, diesen vielfältigen riesigen Fremdkörper im Reiche, der eine fortwährende latente Gefahr für dessen kraftvollen Fortbestand bildete, wenigstens unschädlich zu machen. Gerade der regierende Kaiser Leo suchte sich mit allen Mitteln, gestützt auf die Hilfe der Isaurier, denen sein Schwiegersohn Zeno entstammte, überall der Germanen zu erwehren, obwohl ein Germane es gewesen war, der jetzt noch außerordentlich einflußreiche, wenn auch nicht mehr allmächtige Patrizier Aspar, der ihn zum Kaiser gemacht hatte.



Abb. 3 . Kaiser Leo auf einem Solidus . Auf der Rückseite thronend, mit Nimbus

Prachtentfaltung zeigte. Es war nicht bloß eitler leerer Prunk, der hier gesehen wurde; denn hinter ihm stand eine ebenso große gewaltige Macht; es war der Hof eines absoluten Herrschers, der sich zeigte. Die ganze Aufmerksamkeit der festesfreudigen Menge wandte sich ihm zu. Man suchte von Unterrichteten die Bedeutung der einzelnen Würden und die Namen ihrer Träger zu erfahren. Es waren die Inhaber der obersten großen Reichs- und Hofämter, die nach und nach ihre Plätze einnahmen. Die zwei stets in der Umgebung des Kaisers sich befindlichen höchsten Generale oder Kronfeldherren (magistri utriusque militiae praesentalis); der Chef der Verwaltung der Präfektur Oriens mit

In ähnlicher Weise mochte auch im Hippodrom seitens national gesinnter griechischer Kreise beim Anblick jener prächtigen Germanengestalten in der kaiserlichen Garde und bei der Erwartung noch anderer Germanen in hervorragender Stellung dieser Lebensfrage des Reiches gedacht werden.

Inzwischen waren die Gesandten der fremden Nationen, die Zivil- und Militärbeamten, soweit sie nicht zum Gefolge des Kaisers gehörten — unter ihnen in der Tat nicht wenige Germanen — an den für sie bestimmten Plätzen zu beiden Seiten der Kaiserloge erschienen. Besonderer Beachtung wurden gewürdigt der Konsul, dem freilich jede wirkliche Macht und Bedeutung fehlte; die Mitglieder des Senates, meistens sehr reiche, aber politisch ebenso einflußlose Leute ohne eigene Meinung und eigenen Willen; die Patrizier, die Inhaber des höchsten persönlichen Adels; und nicht zuletzt der von den höchsten kirchlichen Würdenträgern umgebene Patriarch Gennadius, der einflußreichste Kirchenfürst des Orients, zugleich aber der lenksame und fügsame, dem Kaiser völlig unterworfenen Bischof von Konstantinopel.

Endlich erfolgte der Einzug des kaiserlichen Hofes, der bei solchen Festlichkeiten sich in höchster, ganz orientalischer

dem Sitze in Konstantinopel, das alter ego des Kaisers (praefectus praetorio); die Chefs der kaiserlichen Leibwache (comites domesticorum); der kaiserliche Schatzmeister oder Domänenminister (comes rerum privatuarum); der Reichsfinanzminister (comes sacrarum largitionum); der Quästor, der eigentliche Kabinetts-

beamte, der mächtigste Mann am Hofe, der Oberkammerherr (praepositus sacri cubiculi), meist ein Eunuch, dem die ganze Schar der kaiserlichen Kämmerer, der Pagen, der Palastbediensteten usw. unterstand. Während diese höchsten Hof- und Staatsbeamten mit ihrer Begleitung sich an ihre Plätze begaben, erschien kaum sichtbar

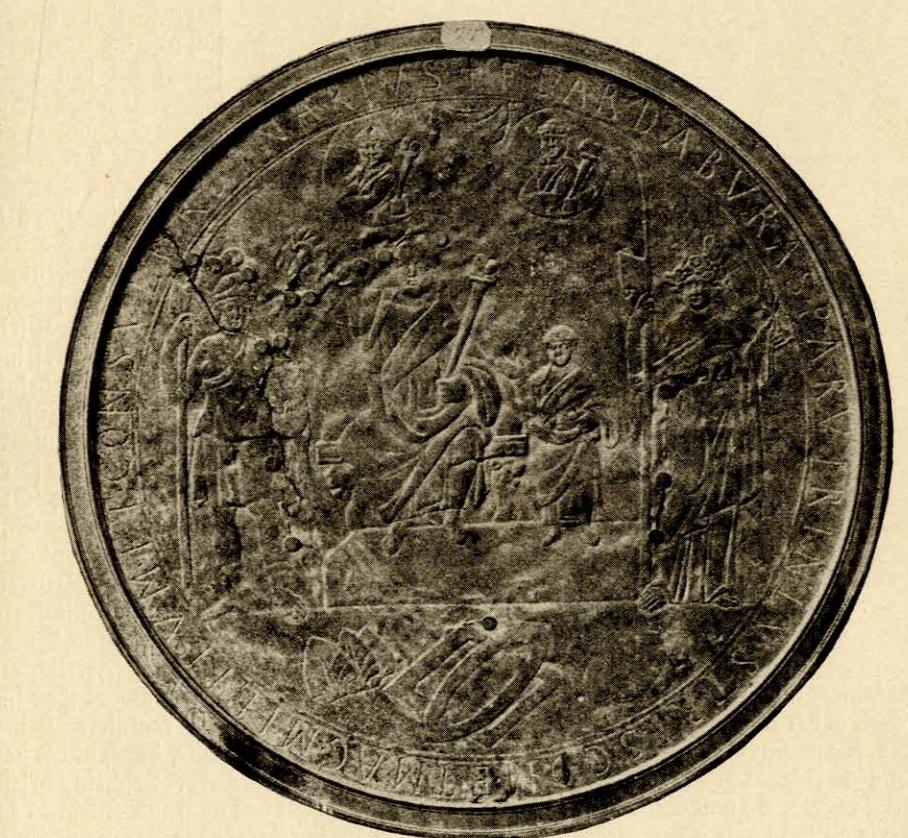


Abb. 4 . Votivbild des Konsuls Aspar vom Jahre 434

minister, der allein beim Kaiser mündlichen Vortrag zu halten hatte; der Reichskanzler (magister officiorum), der eine ganz gewaltige Macht in seiner Hand vereinigte, da er an der Spitze der Justiz und Verwaltung sowie aller allgemeinen Gesetzgebungs- und Verfassungsfragen stand, die auswärtigen Angelegenheiten leitete und zugleich Palastmarschall und Reichspostmeister war; schließlich der erste Hof-

an den Galerien und Fenstern der Stephanskirche, die gegen Osten in den Palast des Kathisma eingebaut war, die Kaiserin Verina, begleitet von ihrer Tochter, der Prinzessin Ariadne, die an den isaurischen General Zeno verheiratet war. Der Hofstaat der Kaiserin bestand aus einer Anzahl edler Matronen und Jungfrauen, unter denen sich auch germanische Frauen und Prinzessinnen befanden.



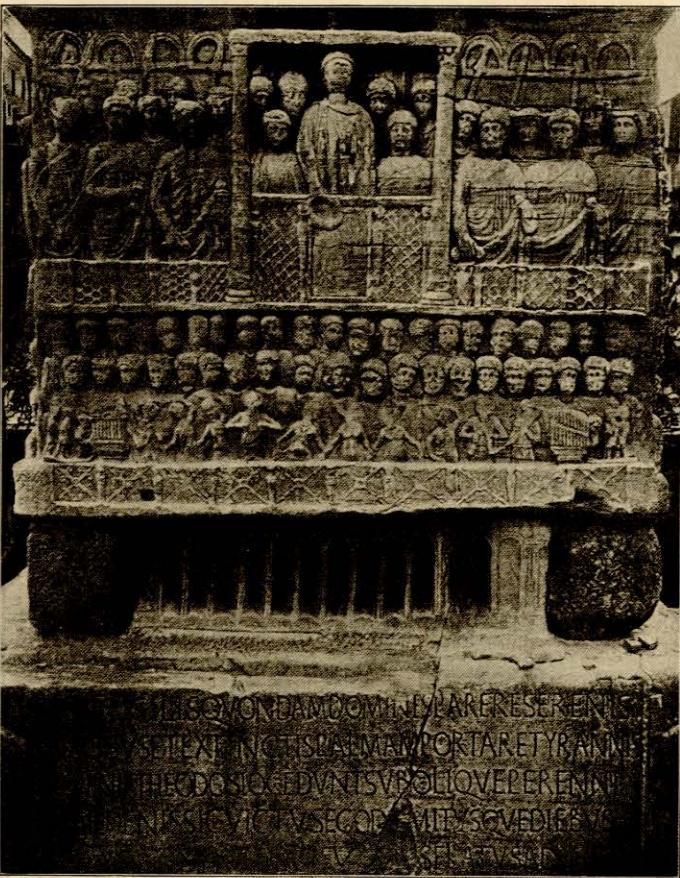


Abb. 5 . Der Kaiser inmitten seiner Familie und der Großen des Reiches bei den Spielen im Hippodrom

Das letztere ist nicht überraschend in einer Zeit, in der Mitglieder des kaiserlichen Hauses sogar Familienverbindungen mit mächtigen Barbarenführern einzugehen genötigt waren. So war Ende des 4. Jahrhunderts Stilicho mit einer Nichte Theodosius des Großen vermählt gewesen; und er hatte es dahin gebracht, daß der junge Kaiser Honorius, dessen Vormund er war, seine eigenen zwei Töchter nacheinander zu Gemahlinnen nahm. Auch des honorius Bruder Arcadius hatte eine Germanin, die schöne, griechisch erzogene Tochter des Franken Bauto, Eudoxia, geheiratet, die ihren Gemahl vollständig beherrscht hat. Bekannter ist, daß es dem Westgotenkönig Athaulf geglückt war, 414 die Schwester des Honorius und Tochter des großen Theodosius, Galla Placidia, zur Gattin zu gewinnen. Und Rikimer hatte noch vor kur-

zem (467) die Tochter des Kaisers Anthemius zur Frau genommen, während Huneric, der Sohn des Wandalenkönigs Geiserich, die Tochter des Kaisers Valentinian III., Eudoxia, heiraten konnte (ca. 470). Die Barbarenfürsten hatten sich also die Ebenbürtigkeit mit den herrschenden römischen Familien erzwungen. So finden wir ihre Angehörigen auch am Hofe von Konstantinopel. Endlich wurde des Kaisers geheiligte Majestät vor seinem Volke sichtbar. Wirklich geheiligt war seine Person; denn sie besaß eine göttliche Mission und göttliche Autorität. Sie war die Personifikation des Gedankens von der Einzigkeit und Ewigkeit des römischen Weltreiches. Dessen unwiderstehliche Macht und glanzvolle Herrlichkeit

in Vergangenheit und Gegenwart war im Kaiser zentralisiert und realisiert. Seine Gewalt war eine absolute, durch nichts beschränkte. Die ganze äußere Erscheinung seiner Person suchte das auch zum Ausdruck zu bringen. Seine Gewänder waren mit Gold und Edelsteinen überladen, angefangen von dem Diadem bis hinab zu den mit Juwelen geschmückten scharlachfarbenen Schuhen; und die ganze Gestalt war umhüllt von dem weiten kaiserlichen Purpurntent.

Eine Menge von Pagen, Kämmerern und anderen Hofbeamten, unter denen sich wieder Germanen befanden, umgaben ihn. Günstlinge, Vertraute und Personen, deren mächtiger Einfluß sie an des Kaisers Seite stellte, schlossen sich an.

Unter letzteren ragten besonders zwei Männer hervor, die in Konstantinopel allgemein bekannt waren: des Kaisers

Schwiegersohn, der Iaurier Zeno, und ein Germane, dem der Kaiser die Krone verdankte, der Patrizier Aspar. Zu diesem hielt sich ein etwa 15-jähriger Gotenprinz. Es war Theoderich, der Sohn des ostgotischen Königs Thividimer aus dem Geschlechte der Amaler und seiner Nebenfrau Erelieva, der seit 7 Jahren — geboren war er etwa 455 — als Geisel in Konstantinopel weilte. Kaiser Leo hatte bei seinem Regierungsantritt (457) die bisher an die Goten bezahlten Subsidiegelder verweigert. Da empörten sie sich und erreichten erst nach längeren Kämpfen einen neuen für sie günstigen Vertrag, mußten aber, wie das ja mit germanischen Fürsten und Fürstensprossen wiederholt der Fall gewesen, als teueres Pfand Theoderich an des Kaisers Hof senden. An Aspar, in dessen Adern gotisches Blut floß, und seinen Getreuen hatte der junge Ostgote Schutz, Stütze und Vorbild. Aller Einfluß der Germanen auf Kaiser und Reich im Osten gipfelte in diesen Zeiten in Aspar, der als römischer General, gestützt auf seine gotischen Truppen, seit mehr als einem Dezennium eine beherrschende Stellung innehatte. Seit langem empfand die selbständige Natur des tatkräftigen Kaisers diesen von ihm allerdings mit Ehren überhäusften Mann als eine Fessel, die er je eher desto lieber zerbrochen hätte. Allein hinter dem Goten Aspar stand alles in der Armee, was gotisch war, namentlich sein Schwiegersohn, der Ostgote Theoderich Strabo mit seinen Barbaren. Wenn auch der Kaiser auf seinen eigenen Schwiegersohn und dessen iaurische Truppen zählen konnte, so war doch die Zeit noch nicht gekommen, sich des mächtigen Goten zu entledigen. Denn Aspar war sich wie seiner Macht so auch seiner gefährlichen Lage wohl bewußt; und er war auf der Hut.

Seine Situation war ja durchaus keine neue. Seit nahezu drei Menschenaltern befanden sich germanische Führer im Österreich wie namentlich drüben im Westen in derselben Lage. Sobald der germanische Einfluß übermäßig ward, war jeweils bald mit bald ohne Gelingen eine Reaktion erfolgt, da man auf national-römischer Seite immer das Schimpfliche und Gefährliche einer solch weitgehenden Abhängigkeit von den Barbaren empfand. Man ertrug ihr Joch nur so lange, als die eigene Not und



Abb. 6 . Wagenrennen im Circus . Nach einem Konzular-Diptychon vom Jahre 541 aus Konstantinopel

er die Kaiser jedesmal besiegt, sobald sie ihm zu mächtig wurden. Das Schicksal des großen Wandalen Stilicho, des genialen Politikers und ausgezeichneten Strategen, der nach dem Tode des großen Theodosius der bedeutendste Mann im römischen Weltreich war, stand warnend vor seinen wie Aspars Augen. Denn nachdem Stilicho das Reich 13 Jahre hindurch regiert hatte, wurde er, der edle Freund der Dynastie des Theodosius und der treue Beschützer Italiens vor den Scharen des Alarich und Radagais, infolge von Intrigen der nationalen Hof-



Abb. 6 . Zirkus Spiele . Nach einem Konular-Dipylonfragment aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts

partei auf kaiserlichen Befehl enthauptet (408). Auch Aspar lief Gefahr, einem solchen Schicksal zu verfallen. Freilich, zunächst mußten ihn der Kaiser und Zeno noch ertragen. So erschienen sie denn auch jetzt, wenigstens äußerlich, friedlich und einträglich zusammen im Hippodrom.

Bevor der Kaiser sich auf seinen Thronsessel von weißem Marmor niederließ, trat er an die Brüstung der Tribüne vor und segnete mit einem Ende seines Mantels das sich verbeugende Volk durch das Zeichen des Kreuzes. Das war der kaiserliche Gruß, der mit Huldigungsrufen und Aklamationen, mit Applaus und Hymnengesang

beantwortet wurde. Es folgte der feierliche Einzug und die Verehrung der Statue Konstantins mit der Tonne. Dann wurde durch das Senken eines weißen Tuches das Zeichen zum Beginn der Rennen gegeben. **D**a brechen die mit zwei oder vier Pferden bespannten Wagen im schnellsten Lauf in die Arena hervor. Die Zuschauer geraten in lebhafte Bewegung, die sich in lautem Lärm und Zurufen an die Wagenlenker äußert. Nur wenn es um die Wende geht, verstummt die Menge jedesmal zu Totenstille, um bald darauf wieder in betäubendes Geschrei auszubrechen. Siebenmal umkreisen die Wagen die lange Bahn. Dann fällt die Entscheidung, die von den Anhängern der siegenden wie der unterlegenen Partei mit einer oft bis zur Raserei steigernden Leidenschaftlichkeit begleitet wird. Bis an die zwölf Rennen finden so am Vormittage statt. Zur Abwechslung werden Wettkämpfe, Faust- und Ringkämpfe ausgetragen,

fremde ausländische Tiere vorgeführt und zum Teil in Tierheksen hingeschlachtet. Afrobaten, Clowns und Pantomimen sorgen zwischen hinein für Heiterkeit. Um die Mittagszeit tritt eine große Pause ein. Der Hof zieht sich zur Tafel zurück in den Speisesaal des Kathisma. Das Volk nimmt seine frugale Mahlzeit auf seinen Plätzen ein, von denen die heiße Mittagssonne durch eine über die ganze Arena gespannte Riesendecke aus Purpur oder Seide abgehalten wird. Sobald der Hof, der dem Volk viel zu lang bei den Freuden der kaiserlichen Tafel verweilt, sich wieder zeigt, beginnen die Spiele aufs neue. Sie verlaufen in derselben Reihen-

folge und Abwechslung wie vormittags und dauern bis gegen Abend. Beslossen werden sie durch Verteilung der Siegespreise, welche der stürmisch begrüßte Kaiser eigenhändig vornimmt.

Solche Festtage, an denen der ganze Glanz der griechischen Kaiserpracht und der offiziellen Welt in Konstantinopel sich an so denkwürdiger Stätte entfaltete, müssen auf alle Teilnehmer einen tiefen Eindruck gemacht haben. Nicht zuletzt bei den Barbaren jeder Nation, denen in so konzentrierter Form selten die imposante Machtfülle und Kulturhöhe des römischen Reiches entgegnetrat. Auch dem jungen Ostgotenpröfling Theoderich wird bei solchen Gelegenheiten das Herz höher geschlagen haben in Verehrung und Begeisterung für all das Nützliche, Schöne und Großartige, das er in den Jahren seines Aufenthaltes in der Kaiserstadt sehen, genießen und lernen durfte. Seine nicht geringen natürlichen Anlagen sind in dieser Zeit durch sorgfältige Erziehung und Bildung ausgebaut und vertieft worden, so daß er befähigt ward, die überaus mannigfaltigen Eindrücke und Anregungen, die ihm das Leben in der unvergleichlichen Hauptstadt nach allen Seiten hin bot, in sich aufzunehmen. Freilich dürfen wir uns nicht vorstellen, daß der junge Barbar irgend eine höhere Geistesbildung erhalten hätte. Er wird die griechische Landessprache und die offizielle lateinische Sprache reden und lesen gelernt haben, wohl auch die Kunst des Schreibens, die er freilich bald wieder vergessen hat. Die höhere Geistesbildung nahm überhaupt im Leben des damaligen Konstantinopel trotz der von Theodosius II. im Jahre 425 neu organisierten christlichen Hochschule und der vorhandenen Bibliotheken eine ganz untergeordnete Stellung ein. Das kosmopolitische Konstantinopel war Residenz- und Handelsstadt. Den Ruhm hohen geistigen Lebens ließ es Athen und Alexandria. Materielle Schätze waren es, die aus aller Herren Ländern in die Kaiserstadt zusammengebracht wurden teils zu Schiff teils durch große Karawanen aus dem Innern Asiens. Zum Handel gesellte sich eine bedeutende Industrie. Und Handel und Industrie zogen den Reichtum mit sich und den Luxus. Die öffentlichen Bäder waren zum Teil mit herrlichen Kunstwerken geschmückt. Die Bazare hielten die kostbarsten Stoffe,

Metalle und Steine feil. Zur Abend- und Nachtzeit waren diese Gebäude taghell erleuchtet. Die Theater, im Vergleich zu den antiken allerdings tief gesunken, boten Schau-



Abb. 8 . Tierkämpfe und Spiele im Zirkus . Nach einem Dipylon des Konsuls Areobindus vom Jahre 506

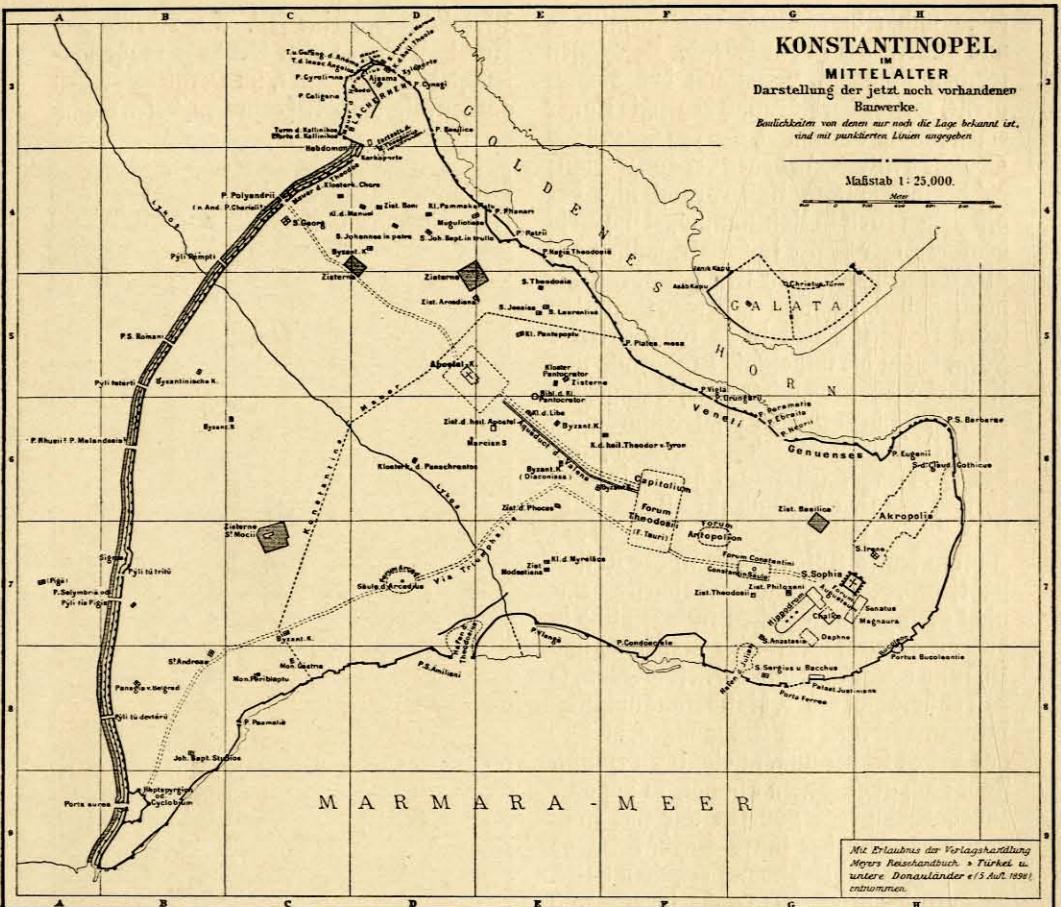


Abb. 9 : Plan von Konstantinopel im Mittelalter

spiele zur Unterhaltung und Kurzweil. In Kleidung und Einrichtung wurde Gold und Silber, Edelstein und Elfenbein in verschwenderischer Pracht verwendet. Ernstes Bewunderung verdiente die großartige Wasserversorgung der Stadt mit ihren vielen öffentlichen Brunnen, die Kanalisation, die große Zahl der Wohltätigkeitseinrichtungen als Kranken-, Armen-, Waisen- und Findelhäuser. Und welch eine Bedeutung hatte Konstantinopel als Residenz der Kaiser und Sitz der kaiserlichen Regierung! Es war wirklich eine Kaiserstadt, geshmückt mit herrlichen öffentlichen Bauten und den kostbarsten Schätzen der Kunst. ■■■■■

Schon der tägliche Genuss eines solchen Stadtbildes muß in dem gotischen Knaben und Jüngling eine Bewunderung erweckt und großzügigen hohen für das

Leben innerhalb der Grenzen dieses Reiches, das als Mittelpunkt eine solche Residenz aufzuweisen hatte. Wie oft mochte er staunenden Auges die großen öffentlichen Plätze mit ihrem prachtvollen architektonischen und skulpturellen Schmuck betrachtet haben! Das Augustaeische oder das Kaiserliche Forum mit den zwei Silberstatuen des großen Theodosius und der schönen Eudoria umgeben von der ehrwürdigen Basilika der göttlichen Sophia, von dem Senats- hause, dem Hippodrom und dem Kaiser- palast. Dieser selbst bildete wieder eine ganze Stadt für sich mit ausgedehnten Ge- bäuden, Kapellen, Galerien, Höfen, Terrassen und Gärten, die sich hinab bis zum Meere zogen. Weiter gegen Westen folgten sich, alle an der nach dem goldenen Tor füh- renden Via triumphalis gelegen, das

marmorgepflasterte Forum des Konstantin mit seinen Portiken und seiner Porphyrssäule, die das Standbild dieses großen Kaisers trug; das Forum des Theodosius am Fuße des Capitolum mit dem Triumphbogen und den Statuen der Kaiser Arcadius und Honorius und mit der Säule Theodosius des Großen; daran schloß sich als letztes nach einer Biegung der Hauptstraße gegen Südwesten das Arcadiusforum mit der Arcadiussäule.

Alles, was griechische Bau- und Bildhauerkunst zu schaffen vermochte, ward mit verschwenderischer Pracht an diesen und anderen Orten und Bauten angewendet und aufgestellt. Wer die

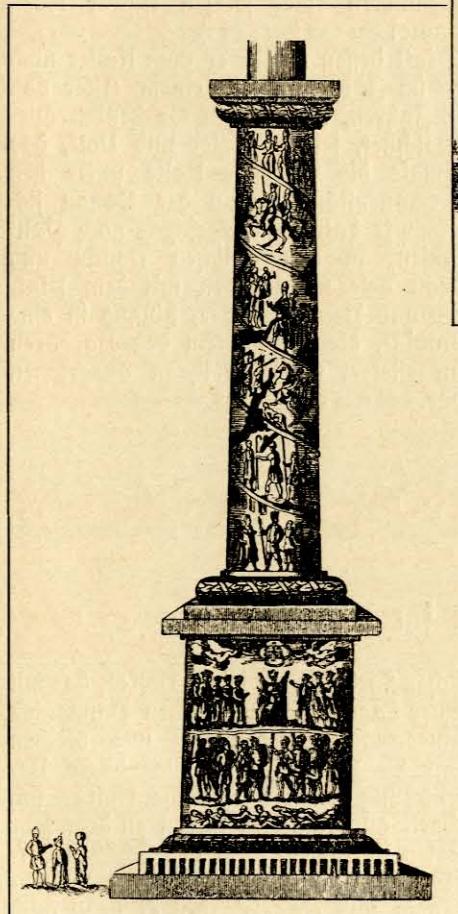


Abb. 10 · Die Theodosiusäule in Konstantinopel, errichtet im Jahre 386 nach dem Siege über die Greutungen (= Ostgoten) ☈ ☈ ☈ ☈ ☈ ☈ ☈

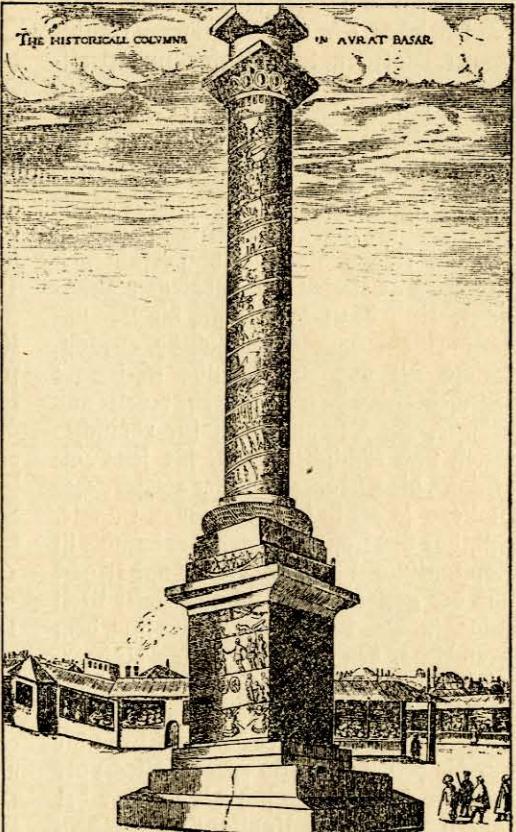
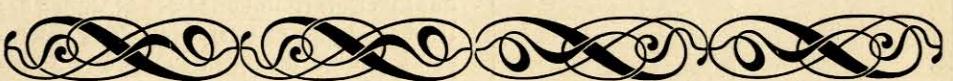


Abb. 11. Die Arkadiusäule in Konstantinopel, errichtet im Jahre 403.

Sprache dieser Denkmäler verstand, konnte aus ihnen die ruhmvolle Vergangenheit des Reiches täglich neu erfahren. Der Gotenprinz schaute an ihnen zudem das Schicksal seiner Stammesgenossen, die es gewagt hatten, sich an der geheiligten Majestät des Reiches zu vergreifen. Denn die Skulpturen der Säulen des Theodosius und Arcadius wie der Gotensäule auf der Akropolis erzählten von den über die Goten ersuchten Siegen. Letztere, aus dem 3. Jahrhundert stammend, trug eine Inschrift, die besagte, daß das Glück in die Stadt zurückgekehrt sei, seit die Goten überwunden worden. Eine noch eindringlichere Sprache redeten freilich für den werdenden Soldaten Theoderich die großartigen Festigungen der Stadt, die aus drei Hauptverteidigungswerken bestanden: einem breiten tiefen Festungsgraben, einer äußeren Mauer mit Brustwehren, Türmen

und Toren und einer inneren ähnlich gebauten, jedoch sehr viel mächtigeren Hauptmauer. Die Arsenale, die Hafen- und Werftanlagen für die Kriegsmarine vertieften den Eindruck der Wehrfähigkeit des Reiches, den schon die Armee auf den für das Waffenhandwerk bestimmten Barbaren- sprossen machen mußte. Nicht minder wirkte die gewaltige Hierarchie der Beamtenwelt auf den flugen Sinn des von erfahrenen Männern geleiteten und beratenen Jünglings. Und dazu gesellte sich die Bewunderung für die imposante unsichtbare Macht, welche all das verwirrende scheinbare Durcheinander im weiten Reiche regelte und ordnete, die Bewunderung für römisches Gesetz und römisches Recht, für jene „civilitas“, die Theoderich später als herrscher Italiens so oft in seinen Erlassen rühmte. Fühlbar und sichtbar traten ihm damals in Konstantinopel die ganze Kraft und Macht und der ganze Kulturreichtum dieser Welt entgegen. Das begründete auch in ihm, dem Fremdling, den Glauben an die Unüberwindlichkeit und Ewigkeit des römischen Weltreiches, das in der geheiligten Person des Kaisers verkörpert war. Theoderich brauchte nur die von Konstantin erbaute Kirche der heiligen Apostel, wo sich die Gräber der kaiserlichen Familien Konstantins und Theodosius des Großen befanden, zu betreten, um den Hauch der Unsterblichkeit dieses Kaisertums fast körperlich zu empfinden.



II. Kapitel · Der Ostgotenführer im Reichsdienst

Dach seiner Rückkehr vom byzantinischen Kaiserhof gehörte Theoderich ganz seinem Volk. Jetzt immitten der Bedürfnisse und der Not der Seinen wird er so manches erst recht verstanden haben, was er von Aspar und anderen hervorragenden Germanen in Konstantinopel gehört hatte. Jetzt wird ihm, der bisher mitten im sicheren Reichstum der griechisch-römischen Welt gelebt, der Sinn aufgegangen sein für die prä-

tischen Forderungen seines Volkes, das mit seiner Lage in diesem armen Pannonien keineswegs zufrieden sein und bleiben konnte. Jetzt wird die jugendliche Begeisterung für die römische Kultur sich schnell ausgewachsen haben zu dem sehr realen Verlangen nach den Schätzen derselben für sich und sein Volk. Früh selbständig und ehrgeizig hat er denn auch ohne Wissen seines Vaters Singidunum-Belgrad, die Einfallsporta in den ost-römischen Balkan, von den Sarmaten

Freilich waren es nur Eindrücke und Empfindungen, die auf Geist und Herz des gotischen Königsohnes wirken konnten. Aber er hat sie wie das römisch-griechische Leben selbst in vollen Zügen in sein Wesen aufgenommen. Gerade in den empfänglichsten Jahren wurde er damit gleichsam genährt und großgezogen. So gingen alle diese Einwirkungen tief genug, um unauslöschlich zu bleiben für sein ganzes Leben. Damals schon hatte er sein Herz an die Ideale römischen Lebens und römischer Kultur verloren, wie zwei Menschenalter früher sein Stammesgenosse, der Westgotenkönig Athaulf unter dem Einfluß seiner Gemahlin Galla Placidia. Wer, das mochte ein oft gefühltes Verlangen des Jünglings sein, doch immer im Reiche unter den Segnungen einer solchen Kultur leben könnte! ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Statt dessen wurde er vom Kaiser noch im Jahre 470 in einem Alter von 18 Jahren, mit großen Geschenken ausgezeichnet, seinem Vater und Volk, das damals die führende Rolle unter den Germanenstämmen an der Donau sich erkämpft hatte, zurückgeschickt nach Pannonien, in das zwischen Donau und Drau gelegene Ungarn mit dem Platten- und Neusiedler See, hinaus in eine Provinz, die seit langem den Barbaren ausgeliefert und von ihnen ausgesogen war. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

erobert und besetzt gehalten. Es war eine ausgezeichnete Probe seines kriegerischen Sinnes und seines politischen Blides. Als bald sollte er beide für seines Volkes wirtschaftliche und politische Zukunft in ausgedehntestem Maße zu verwenden Gelegenheit bekommen. Denn schon im Jahre 471 starb sein Vater, König Thudimer. Theoderich folgte ihm unter Ausschließung seines Bruders Thudimund auf dem Thron. Der Vater war noch, während sein Bruder Widimer nach Noricum zog, bis Naissus südlich von Belgrad vorgedrungen, um für seine Goten bessere Existenzbedingungen zu suchen. Theoderich hat sie nach Niederösterreich geführt in die Gegend von Novae-Sistowa. Dass es dabei nicht ohne Gewalttätigkeiten abging, mag ihn wenig bekümmert haben, nachdem er erfahren, dass Kaiser Leo wirklich (im Jahre 471) seinen väterlichen Beschützer Aspar ermordet lassen. Diese Botschaft gab dem jungen Gotenfürsten einen Ausblick auf sein und seines Volkes mögliches Geschick und eine ernste Mahnung, stets auf der Hut zu sein gegen römische Dankbarkeit und Freundschaft. Die Hauptprobleme seiner Politik waren ihm ohnedies durch die Geschichte der Goten und ihrer Beziehungen zum Reiche vorgezeichnet. In den großen Zügen war sie ihm zweifellos bekannt. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Um seine Lage und seine Politik richtig verstehen zu können, wird es notwendig sein, dass auch wir uns nach dieser Seite hin orientieren. ☐ ☐ ☐ ☐

Die Germanen konnten schon auf eine wohlvielhundertjährige Entwicklungs- epocha zurückblicken und hatten eine relativ hohe Kultur, als sie sich von Südschweden und den Ufern der Ostsee im Laufe der Jahrhunderte gegen Westen und Süden weiter ins Innenland vorschoben bis an den Rhein, über den Main, die Elbe und Oder aufwärts bis nach Böhmen, Mähren und Schlesien. Die ältere Bevölkerung dieser Gebiete hat meist wenig Widerstand geleistet. Aber an den Grenzen des römischen Reiches, am Rhein, am Limes (etwa von Koblenz bis Regensburg) und an der Donau wurde den westlichen Germanenstämmen mit Waffengewalt Halt geboten; nur einige wenige hatten ins Reich Aufnahme gefunden. Die Ostgermanen waren

in den weiten grenzenlosen Flächen Ostpreußens und Russlands zunächst frei und unbehindert und ließen das Reich in Ruhe. So blieb es, einzelne Kämpfe abgerechnet, von den ersten nachchristlichen Jahrzehnten an bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts. Damals drängten die Goten, das bedeutendste ostgermanische Volk, von der unteren Weichsel gegen Südosten nach dem Schwarzen Meer vor; gleichzeitig die Burgunder von der Warthe her gegen Südwesten. Dadurch kamen die südlich wohnenden Stämme in Bewegung, drückten wiederum auf ihre Nachbarn und zwangen sie vorwärts. Den ganzen Andrang dieser mächtigen Völkerwogen hatte die römische Reichsgrenze aufzunehmen. Und sie hat ihn ausgehalten. In einem anderthalb Dezennien dauernden Kriege, dem sogenannten Markomannenkriege (166—180), ist die Bewegung, soweit sie sich gegen das Reich richtete, zum Stillstand gebracht worden. Wenn wir uns nach den Ursachen dieses plötzlichen Vorstoßes der Goten und Burgunder und der früheren und späteren Wanderzüge überhaupt fragen, so dürfte der tiefste Grund dieser Wanderungen zweifellos zu suchen sein in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Germanen im Zusammenhang mit den Bodenverhältnissen des damaligen Mitteleuropa. Große Flächen Landes waren von Sumpfen und undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Das waldfreie, allein kulturfähige Land aber wurde, wenn wir uns von seiner Ausdehnung auch keine allzu geringen Vorstellungen machen dürfen, doch bei der Art und Weise, wie die Germanen lebten (in erster Linie Viehzucht und Jagd, dann Ackerbau) und sich vermehrten, sehr bald vollständig unzureichend. So musste man wandern und sich neuen Boden suchen. Wo das nicht möglich war, wie bei den meisten der westgermanischen Stämme, hatte man keine andere Möglichkeit, als zu einem geregelten und höher entwickelten Betrieb des Ackerbaus überzugehen, der mit halbfreien an die Scholle gebundenen Hörigen betrieben wurde; diese waren eine der kostbarsten, oft die einzige gewünschte Beute vieler Raubzüge. Wer aber wandern konnte, war froh; ein Gau um den andern zog weg und schließlich fand sich oft der ganze Stamm wieder in neuen



Abb. 12 . Der aus 23 Stücken bestehende Goldschatz von Nagy-Szent-Miklós

Gebieten zusammen. So war es bei den Goten gewesen.

Etwo ums Jahr 230 sind die Goten am unteren Dniepr und an der Nordküste des Schwarzen Meeres vorläufig zur Ruhe gekommen. Sehr bald haben sie sich hier in zwei Stämme gespalten, West- und Ostgoten, die fortan ein selbständiges politisches Leben führen. Bald allein, bald im Bunde mitsammen, bald noch vermehrt durch andere germanische, ja sogar slavische und finnische Völkerchaften, meist aber nur gauweise ohne einheitliche Leitung unternahmen die Goten im nächsten Menschenalter fast Jahr für Jahr immer schrecklicher werdende Einfälle ins Reich. Zu Land und auf dem Seewege — das Bosporanische Königreich in der Krim musste ihnen die Schiffe stellen — drangen sie verheerend in Kleinasien ein und kamen bis nach Galatien und Kappadozien. Selbst das Herz des Reiches trafen sie; sie plünderten und brandschatzten Athen, Korinth, Sparta, Chalcedon, Nicäa, Ilion und Ephesus. Diese zahllosen Invasionen waren weiter nichts als Raub- und Beutezüge, welche durch den friegerischen Geist dieser Völker und durch die stets zunehmende

Schwäche des Reiches veranlaßt waren. Wir stehen hier vor einem zweiten Hauptgrund der Völkerwanderungen, der seine Rolle spielt von den Tagen des Ariovist bis zu denen des Radageis, bei den Wandalen ebenso wie bei den Alamannen, Burgunden und Franken.

So kamen die Goten zum ersten Male mit der hellenistischen Kultur in Berührung, die mit ihrem Glanz und Reichtum den Barbaren ein Gegenstand staunender Bewunderung und sehnüchtigen Verlangens wurde. Durch Kauf oder durch Raub bei ihren Beutezügen hatten sie viele kostbare Schätze aus Edelmetall und Edelstein sich erworben, die sie auf ihren Wanderungen mit sich führten und die schließlich auch das Schicksal ihrer Herren teilten. So stammt der große Schatzfund von Nagy-Szent-Miklós (im ungarischen Komitat Torontál), bekannt als der sogenannte Schatz des Attila, wahrscheinlich aus einer der reichen griechischen nordischen Pontusstädte, ist in den Besitz der Goten, von ihnen in die Hände der Hunnen und endlich in die Schatzkammer zweier christlicher, wohl gepidischer Fürsten Buyla und Butaul gekommen, die ihn in Kampfes-

zeiten oder auf der Flucht vergraben haben müssen. Dieser Goldschatz besteht aus sieben getriebenen Henkelkrügen, zwei hornartigen Trinkgefäßen, zwei Henkelbechern, zwei Kelchen, drei kleinen Gefäßen, zwei Taufschalen mit griechischen Inschriften und fünf anderen Schalen, von denen eine eine schwer zu deutende Inschrift in griechischen Unzialen mit den beiden genannten Namen trägt. Geschmückt sind diese von hoher technischer Fertigkeit zeugenden Gegenstände mit farbenreichem Email, Granaten und Kristallen, mit reicher Ornamentik und mit Gestalten der antiken Mythologie, in die sich nicht selten unverständliche Bilder wohl nordischer Phantasie eindrängen. Besonders die westgotischen Fürsten besaßen außerordentlich reiche Schätze ähnlicher Art, die uns französischer und spanischer Boden zum Teil bewahrt hat. So erfreuten sich diese Barbaren an fremden Schätzen und an fremder Kunstschriftlichkeit. Zweifellos hatten sie aber auch eine eigene Goldschmiedekunst, zu deren Besonderheiten die Zellen- oder Cloisonarbeiten mit eingelegten Almandinen oder Granaten gehörten.

Zur selben Zeit, da im Osten die Goten verächtlich über die Reichsgrenzen drangen, wurden diese auch im Westen von den troz

aller Niederlagen in dieser und späterer Zeit unausrottbaren Alamannen und Franken wiederholt durchbrochen; ihre Scharren ergossen sich hinein nach Gallien und selbst bis nach Oberitalien. Quaden und Jazygen schlossen an der mittleren Donau den nördlichen Halbkreis der schrecklichen Völkerbrandung, welche unausgesetzt die Schutzmauern des Reiches bedrohte und überspülte. Ein Stück Landes nach dem andern hat dies Völkermeer überschwemmt und dem Reich entrissen. Im Jahre 257 schon wurde die Provinz Dazien (Rumänien und Siebenbürgen) an die Goten verloren. Kurz darauf (282) nahmen die Alamannen dauernd Besitz vom Zehntland (Baden und das westliche Württemberg), und noch vor dem Ende des Jahrhunderts saßen die Franken im Gebiete der romanisierten Bataver (südliche Niederlande).

Ein weiteres gleich erfolgreiches Vordringen ward den Goten für die nächsten hundert Jahre unmöglich gemacht durch einen vollständigen Sieg, den Kaiser Claudio im Jahre 270 über die vereinigten Westgoten, Heruler und Gepiden errang, und durch die besondere Sorgfalt, mit der die Donaugrenze vermittelst stark befestigter Kastelle und einer zahlreichen Flotte be-



Abb. 12a . Der aus 23 Stücken bestehende Goldschatz von Nagy-Szent-Miklós

wacht wurde. Besiegte und vertriebene Germanenstämme kamen freilich auch jetzt wiederholt über die Donau und baten um Aufnahme ins Reich. Schon seit dem 2. Jahrhundert hat man oftmals solche Bitten erfüllt und gewann so, wie erwähnt, das dringend notwendige Menschenmaterial

verwertet. Er hat sogar mit den Goten jenseits der Donau einen Vertrag geschlossen, kraft dessen diese die Verpflichtung übernahmen, die Grenze zu schützen und gegen Jahrgelder ein bestimmtes Truppenkontingent für die Kriege des Reiches zu stellen. Dieser Föderativvertrag war den

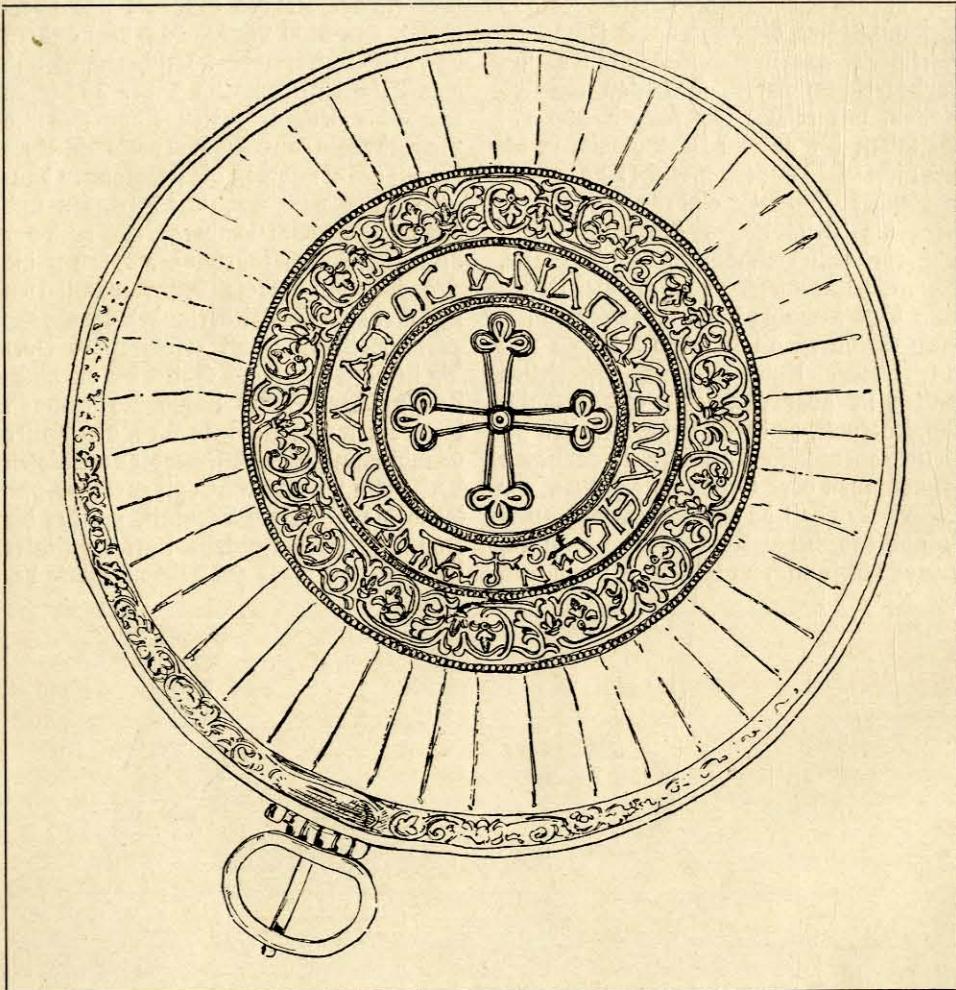


Abb. 13 · Bodenansicht einer Taufschale aus dem Goldschatz von Nagy-Szent-Miklós

für die Bestellung der Felder und die Rekrutierung der Armee. Was bis dahin ins Reich Aufnahme gefunden hatte, konnte alsbald — später war das nicht mehr möglich — vollständig romanisiert werden in Gesinnung und Gestaltung. Insbesondere hat Konstantin der Große die germanischen Barbaren für die Bedürfnisse des Reiches

Römern ein Anlaß geworden, das Gotenland nördlich der Donau wieder als Reichsland zu betrachten. Gerade Konstantin, der das Ansehen des römischen Reiches an der unteren Donau wieder zur Geltung gebracht, hat dadurch, daß er den folgenschweren Entschluß fasste, zahlreiche Germanen als Offiziere, Zivilbeamte und Diplomaten in

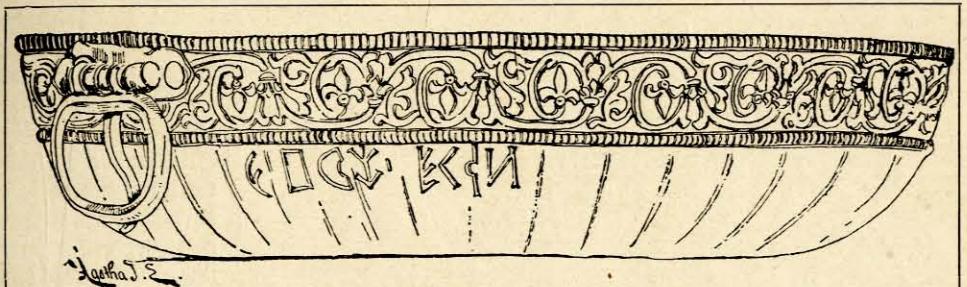


Abb. 13 a · Seitenansicht einer Taufschale aus dem Goldschatz von Nagy-Szent-Miklós

die Dienste des Reiches und Hofes zu stellen, eine neue Zeit inauguriert. Die natürliche Verstandesschärfe und Klugheit, die zielbewußte Tatkraft und außerordentliche Ausdauer dieser Barbaren war eine reiche und unablässig fließende Energiequelle, die das Reich in seinen eigenen Lebensstrom hineinzuleiten begann. Unter Julian (361/3) war schon über die Hälfte aller höheren Offiziersstellen mit Germanen besetzt. Während der ersten Hälfte des Jahrhunderts konsolidierten sich im heutigen Südrussland, Rumänien und Ungarn die beiden Reiche der West- und Ostgoten. Sie waren ebensowenig miteinander politisch verbunden, als jedes für sich selbst eine staatliche Einheit bildete. Sie zerfielen vielmehr in eine Reihe von Teilstaaten, die unter verschiedenen Fürsten ihre Sonderexistenz lebten. Nur die Hauptmasse der Ostgoten war seit etwa dem Jahre 350 unter dem König Ermenrich, der auch benach-

barte slavische und finnische Stämme unterworfen hatte, zu einem riesigen Reiche vereint, das aber mit seinem Tode (zirka 370) wieder auseinanderfiel. Er hat sich selbst das Leben genommen, da er bei der blitzartigen Invasion der wilden Hunnen zu schnell alles für verloren hielt. Wie ein vom asiatischen Osten kommender Steppenkurm warfen sich die Hunnen seit etwa 355 unwiderstehlich auf die im Norden

des Schwarzen Meeres wohnenden Völkerchaften. Neue Völkerverschiebungen waren die Folge. Ihre einzige Ursache ist diesmal — wir lernen damit einen dritten Hauptgrund der Völkerwanderungen kennen — die Bedrängung und drohende Unterwerfung durch ein feindliches, viel stärkeres Volk gewesen. Die Alanen mit sich reißend, zerstörten die Hunnen die Selbständigkeit der Ostgoten. Ein nicht unbeträchtlicher Teil blieb unter hunnischer Herrschaft in den alten Wohnsitzen zurück, während der andere mit dem jungen König Widerich am Dniestr sich zum Widerstand entschloß. Auch die Westgoten spalteten sich im Angesichte der Gefahr. Ein Teil unter Athanarich zog sich nach dem Hochland von Siebenbürgen zurück. Wohl von ihm und anderen Fürsten

sind damals je-ne kostbaren Schätze, vielleicht Zeichen römischer Kaisergunst, vergraben worden, die man jetzt wieder gefunden hat. Nur einen Fund nenne ich, den Schatz von Szi-

lágyn-Somlyó (im nordwestlichen Siebenbürgener Bergland), der aus einer großen Goldkette, 28 anderen Goldgeschmeiden, als Fibeln, Armreifen usw., und 14 goldenen Medaillons mit Kaiserbildern besteht. Der ganze Schmuck ist reich mit Bergkristall, Granaten und anderen Edelsteinen verziert; eine fürstliche Fibel weist einen großen Sardonyx auf; die prunkhafte Scheibenfibel gehört zu den präch-



Abb. 14 · Kaiser Claudius nach einem Medaillon

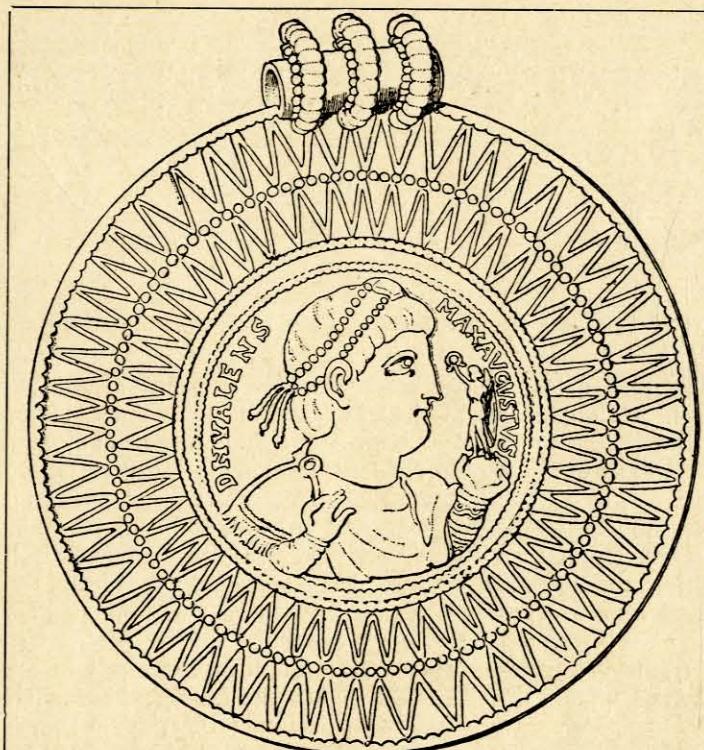
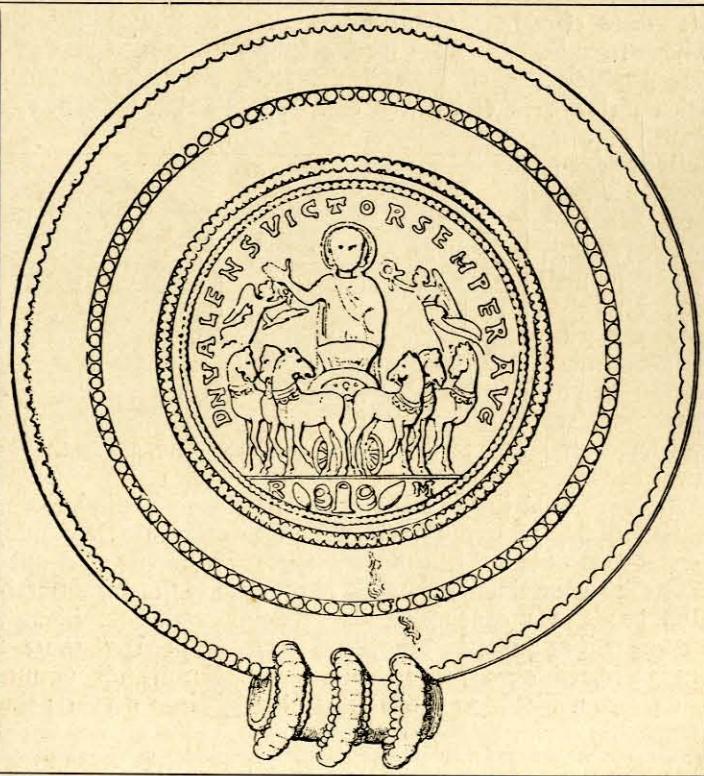


Abb. 15 · Vorder- und Rückseite eines Goldmedaillons des Kaisers Valens aus dem Schatz von Szilágyn-Somlyó

tigsten Stücken, die je im Besitz von Germanen gewesen sind. Für einen anderen großen Teil der Westgoten erbat Fritigern die Aufnahme ins Reich. Kaiser Valens hat in der Tat den verhängnisvollen Schritt getan, diese 40 000 Köpfe mit etwa 10 000 Waffenfähigen ins heutige östliche Bulgarien (Mösia II) auf Grund eines Föderativvertrages als Reichsangehörige aufzunehmen. Sie durften unter den eigenen Fürsten im alten na-



tionalen Verbande nach germanischem Recht leben; ihre Kriegskontingente sollten ebenfalls nicht Glieder des regulären Reichsheeres, sondern selbständige, von den eigenen Herrschern befehlige (irreguläre) Truppen sein. Diese geschlossenen Massen sind die Träger der geschichtlichen Entwicklung in den nächsten Dezennien geworden. Infolge einer ebenso brutalen als törichten Behandlung seitens der römischen Beamten wurden die neuen Föderaten bald zur Empörung getrieben. Sie brachten in

Verbindung mit Alanen und den ins Reich nachdrängenden Ostgoten Widerichs dem Kaiser eine vernichtende Niederlage in der Nähe von Adrianopel bei im Jahre 378. Das Prestige der römischen Waffen war für immer zerstört und die Balkanhalbinsel aufs neue den plündernden Goten preisgegeben. Auch Theodosius I. vermochte die Barbaren nicht mehr über die Reichsgrenzen hinauszudrängen. Schließlich wurden auch die Ostgoten in der westlichen Hälfte des zwischen Donau und Drau liegenden Teiles von Ungarn (Pannonia) und die Westgoten etwa im heutigen Bulgarien (Mösia II) als Föderate in den römischen Staatsverband aufgenommen. Noch mehr wie Konstantin der Große hat auch Theodosius der Große die aufer-



Abb. 16 · Goldmedaillon des Kaisers Gratian aus dem Schatz von Szilágyn-Somlyó

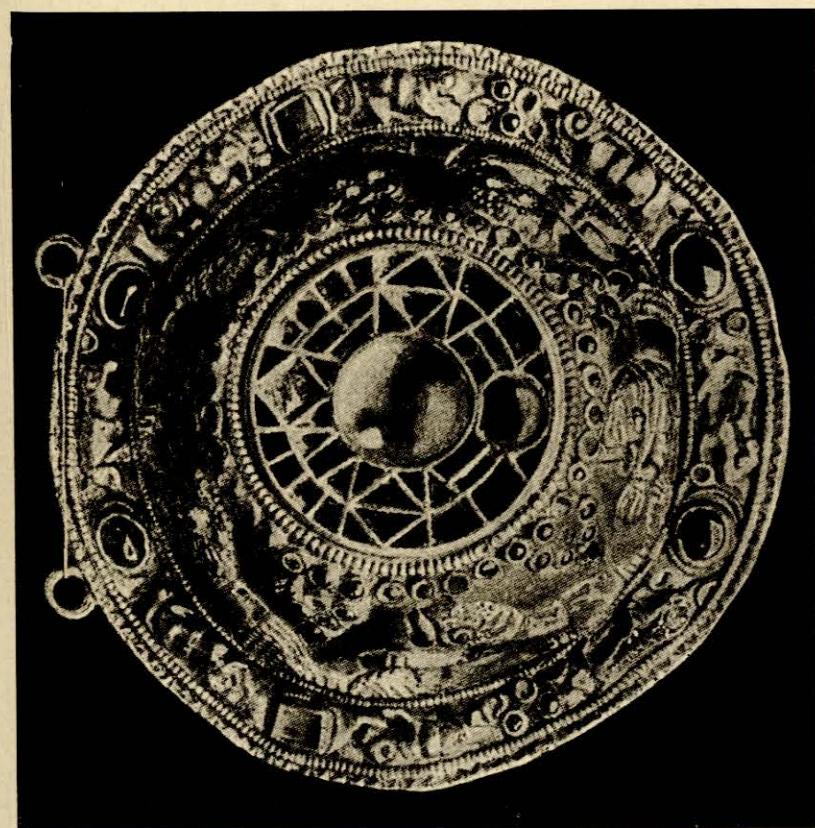


Abb. 17 · Scheibenfibel aus dem Schatz von Szilágyn-Somlyó (Ansicht von oben)

ordentliche Bedeutung des germanischen Elementes für das Reich erkannt und derselben ohne übertriebenen nationalen Stolz Rechnung getragen. Auch die abendländischen Herrscher, Gratian und Valentinian, haben in diesem Sinne beeinflusst. So sind die bedeutendsten Heerführer seiner Zeit Germanen gewesen: die Goten Modarius, Gai-

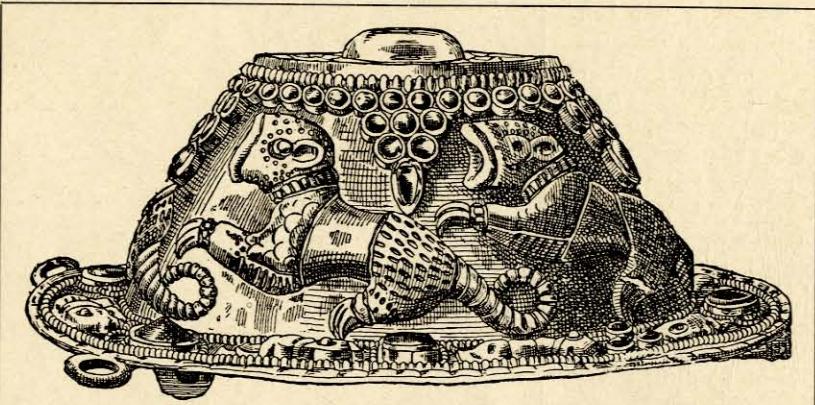


Abb. 18 · Scheibenfibel aus dem Schatz von Szilágh-Somló (Seitenansicht)

nas und Alarich, die Franken Richomer, Bauto und Arbogast und der Wandalen Stilicho. Bedenkt man, daß neben den Kontingenten der Höreraten und den sonstigen freien Hilfsstruppen auch sehr große Teile der regulären römischen Armee aus Germanen bestanden, so wird man es begreifen, daß diese Germanenwaffe in der Hand

aus dieser veränderten Lage ihren Vorteil. Die föderierten Westgoten besaßen einerseits ein zu lebhaftes Unabhängigkeitsgefühl, und andererseits kannten sie seit Adrianopel die Ohnmacht des Reiches. So erhoben sie sich 395 aufs neue. Es geschah unter der Führung ihres Herzogs und späteren Königs Alarich, einer der prächtigsten



Der Kaiser ein fürchterliches zweischneidiges Schwert war, das unter Umständen auch den eigenen Herrn treffen konnte.

Das sollte sich als bald nach dem Tode des Theodosius zeigen. Nach seinem Hingange (395) vollzog sich jene außerordentlich folgenschwere dauernde Trennung des Reiches in eine östliche und westliche Reichshälfte, welche die so

notwendige einheitliche Abwehraktion zerstörte, ja Argwohn und offene Feindseligkeit an deren Stelle setzte. Mit scharfem Blick ersahen die Germanen

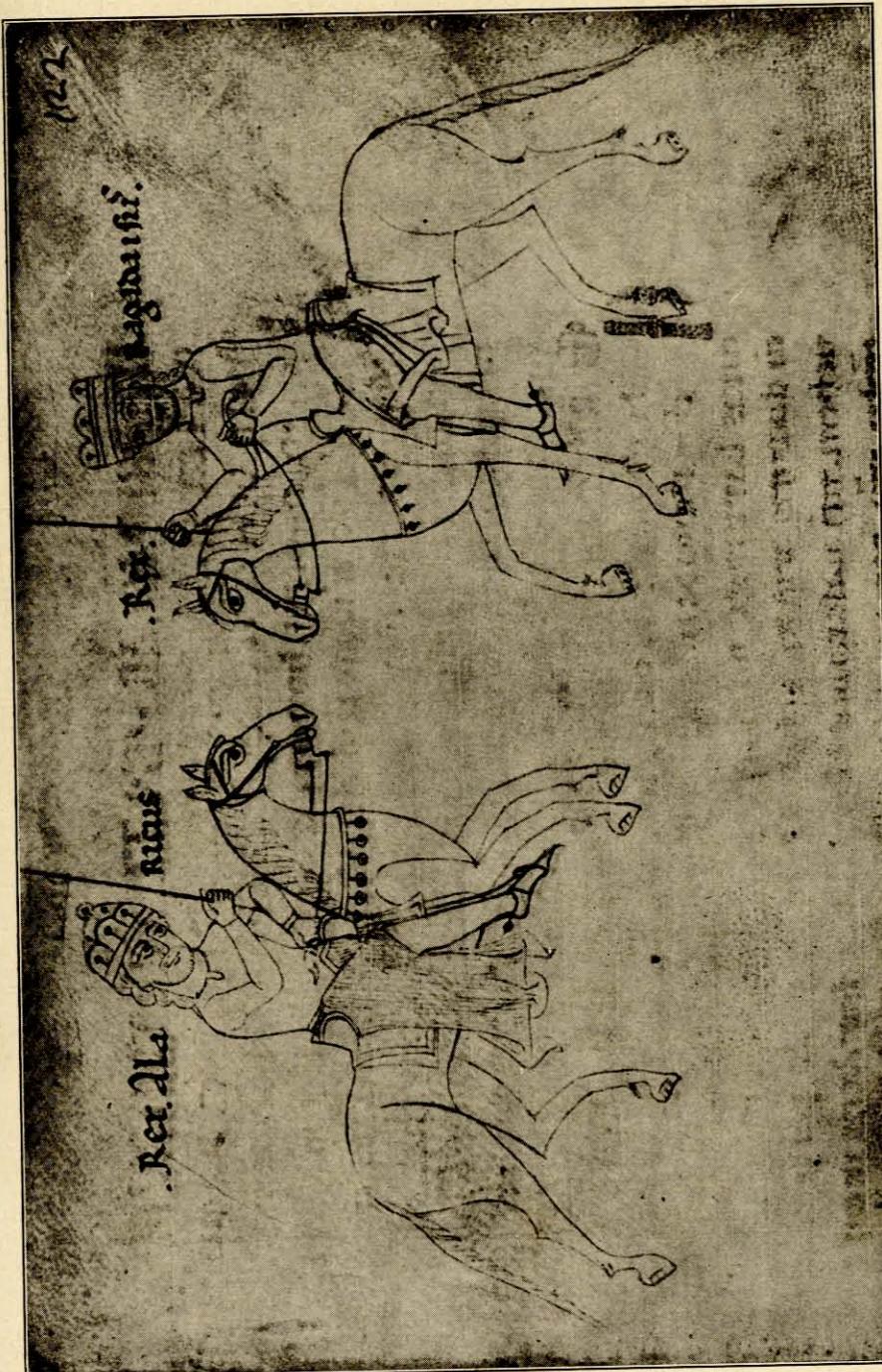


Abb. 20 · Alarich und Radagais (Veroneser Handschrift)



Abb. 21 · Stilicho und seine Gemahlin Serena

Gestalten aus der alten Germanenwelt. Ueber seine letzten Absichten sind wir nicht ganz im klaren. Wir wissen nicht, ob sein Ziel innerhalb des Reiches lag in einer möglichst einflussreichen, festen persönlichen Stellung und in möglichst hohem Sold und gutem Land für sein Volk; oder ob er daran dachte, auf den Trümmern des Imperiums ein unabhängiges Gotenreich, etwa „ein römisches Reich deutscher Nation“ aufzurichten. Jedenfalls ging der Weg zu seinem Ziele über Aufstand und Kampf. Von Norden bis Süden durchzog er, alles verheerend und verwüstend, die ganze Balkanhalbinsel. Freilich den Untergang der alten griechischen Bauwerke und Denkmäler haben seine Goten keineswegs allein oder auch nur in erster Linie verschuldet. Zweimal hatte er das Glück, den Waffen Stilichos zu entgehen, der inzwischen der allmächtige Minister des jungen, unsähigen Kaisers Honorius geworden war und eben am Rhein die Franken zur Ruhe und zu einem Föderatverhältnis gebracht hatte. Zunächst erreichte Alarich für sich das höchste Militärlkommando über alle Balkantruppen und für seine Goten Wohnsäte in Epirus. Das war ihm nur Mittel zum Zweck. Das Ziel war Italien. Im Jahre 401/02 stand er schon in Venetien und der Lombardei, wo man seit dem Kimberneinschlag vor 500 Jahren keine feindlichen

Barbarentruppen mehr gesehen hatte. Allein jetzt fand er in Stilicho, der die römischen Truppen aus Britannien und vom Rhein herbeirieb, seinen Meister, der ihn in seine Dienste zwang. Nimmer kamen in diesen Jahren das Reich und sein Beschützer zur Ruhe. Kaum war Alarich nach Epirus zurückgeworfen, da erschien in Oberitalien wieder gewaltige Massen von Germanen, darunter viele Ostgoten unter dem Ostgotenführer Radagais. Stilicho vernichtete sie (404). Aber wenn er auch des Reiches Zentrum mit den von überall her zusammengezogenen Truppen zu schützen vermochte, so war es doch nicht möglich, zu verhindern, daß Wandalen, Alanen und Sweben die nur mehr durch die föderierten Franken verteidigte Rheingrenze durchbrachen.

Drei Jahre lang verwüsteten sie Gallien und drangen dann (409) über die Pyrenäen in das bislang noch verschont gebliebene Spanien. Ihnennachzogen auch die Alamannen, Burgunder und Franken wieder über den Rhein und besetzten endgültig große Gebiete des westlichen Gallien. Germanen überall! Vom Schwarzen Meer die Donau aufwärts bis an den Rhein und den Rhein abwärts bis zur Nordsee; in Kleinasien, auf der Balkanhalbinsel, in Gallien und Spanien. Nur Italien war noch frei, – weil es ein ebenso genialer wie pflichttreuer germanischer Feldherr mit einer größtenteils aus Germanen bestehenden Armee verteidigt hatte. ■■■■■ Nur psychologisch ist es zu begreifen, wenn gerade damals sich wieder eine ganz besonders erbitterte Reaktion gegen alles Germanische in Italien am Hof und im Senat zu entfalten begann. Man konnte allerdings nach Konstantinopel weisen, wo unter den Augen des Arcadius eine entschiedene Abwehr ja auch den Einfluß des germanischen Elementes bedeutend zu schwächen vermocht hatte; den Ostgoten Gainas, der dort eine ähnliche beherrschende Stellung inne hatte, wie sie Stilicho hier einnahm, hatte sie um Macht und Leben gebracht. Aber es war schade, daß die Reaktion im Westen sich gerade an jenem Mann vergriffen, der am Eingang

Italiens stand wie ein Riesenfels, an dem die brandenden Fluten des germanischen Völkermeeres immer und immer wieder zerschellten! Im Jahre 408 ward Stilicho auf Befehl des Kaisers Honorius, seines Schwiegersohnes, hingerichtet. ■■■■■

Jetzt war Alarichs Weg glücklich frei gemacht! Noch im selben Jahre stand er vor Rom, um den Kaiser für seine Wünsche willfährig zu machen. Er zog erst ab, nachdem man ihm außer einer Summe von über 7 Millionen in Gold und Silber, außer 4000 Seidengewändern, 3000 purpurenen Hellen und 3000 Pfund Pfeffer auch noch das Versprechen gegeben hatte, seine Forderungen beim Kaiser zu vertreten, die auf eine völlige Auslieferung Italiens hinauskamen. Der Kaiser blieb fest. Er blieb aber auch hartnäckig, nachdem Alarich seine

Forderungen auf ein recht bescheidenes Maß, auf Wohnsäte in Noricum, reduziert hatte. Nachdem die Erhebung eines Gegenkaisers auf einem zweiten Romzug nicht zum Ziele geführt, stand Alarich 410 zum dritten Male ante portas. „Rom in seinen Händen“ war das letzte Mittel, um den Kaiser zur Erfüllung eines Verlangens zu zwingen, welches dem Westgotenkönig die vitalsten Interessen seines Volkes zu stellen geboten hatten. So fiel das alte heilige, das stolze, weltbeherrschende Rom in die Hände der Barbaren. Ihr Beginnen mag ihnen anfangs wohl selbst wie ein Frevel erschienen sein. Doch kaum waren sie in der Stadt, da begannen sie in wilder Hier zu rauben und zu plündern. Auch hier ist wieder zu bemerken, daß weder die Goten noch ein halbes Jahrhundert



Abb. 22 · Galla Placidia mit ihrem Sohn Valentinian III. und Aetius

später die Wandalen – das Wort „Mandalismus“ ist geradezu ein Unrecht – die antiken Bauten und Monamente absichtlich zerstört und in dem Umfange zugrunde gerichtet haben, daß sie Rom etwa zur Trümmerstätte gemacht hätten. Erst nach drei Tagen zogen die Goten reich beladen mit Schäßen aller Art weiter gegen Süden. Alarich führte als ein kostbares Unterpfand die Schwester des Kaisers, Galla Placidia, mit sich. Ueber Sizilien sollte es nach Afrika gehen, der Kornkammer Italiens. Alarichs schneller Tod setzte noch im Jahre 410 diesen Plänen ein Ziel. Sie wurden allerdings schon nach wenigen Jahren von dem Westgotenkönig Wallia wieder aufgenommen, aber erst durch den Wandalenkönig Geiserich 429 ausgeführt. Zu Alarichs Nachfolger wurde sein Schwager Athaulf gewählt, ein Ostgoten, der ihm aus Pannonien seine Volksgenossen zugeführt hatte. Diese Ostgoten sind im Laufe der Jahre in den viel zahlreicheren Westgoten vollständig aufgegangen. Athaulf brach nach Gallien durch und vermaßte sich im Jahre 411 zu Narbonne mit jener Galla Placidia, des großen Theodosius Tochter und des schwachen Honorius Schwester. Unter dem Einfluß dieser hervorragenden Frau wurde er schnell von dem Gedanken eines von Rom völlig unabhängigen Germanenstaates, wie er die Politik Alarichs zuletzt beherrschte zu haben scheint, abgedrängt und für andere nicht mehr national gotische, sondern römische Ziele gewonnen. In den Dienst des alten römischen Reiches, dessen entzweinete Herrlichkeit wieder aufgerichtet werden sollte, wollte er sich und sein Volk stellen. Freilich brachten diese neuen Ideale ihn und seinen Nachfolger Wallia (seit 415) wie ihr Volk nahe an den Rand des Verderbens. Schließlich mußten die Westgoten zufrieden sein, gegen Landanweitung im südwestlichen Gallien wieder in ein Föderatverhältnis zum Reich aufgenommen zu werden. Erst Alarichs Enkel, Theoderich I., hat im Jahre 425 diese Fessel zu zersprengen vermocht und ist so der Begründer eines politisch von Rom unabhängigen, des ersten freien Germanenstaates auf römischem Reichsboden geworden. Endlich, fast zwei Menschenalter nachdem die Hunnen sie an der Donau aufgejagt, waren die Westgoten zur Ruhe gekommen.

Trotz der unermüdlichen Tätigkeit des großen Aetius, der von etwa 432–54 als eine Art Majordomus der tatsächliche Beherrscher des römischen Westreiches war, erlitt dasselbe ständig neue umfangreiche Verluste. Vom Jahre 428 ab begannen von Spanien aus, wohin sie zu Beginn des 5. Jahrhunderts aus dem nördlichen Ungarn gezogen waren, die Wandalen unter ihrem gewaltigen König Geiserich – ein Volk von etwa 80000 Seelen mit rund 15000 Waffenfähigen – nach einem Durchgangsstadium als Föderierte das römische Afrika zu erobern. Seit 442 haben wir im Wandalenreich einen zweiten souveränen Germanenstaat auf dem Boden des alten Imperiums. Der Wandalenkönig Geiserich, der Westgotenkönig Theoderich und der abendländische Kaiser waren die drei Mächte, die in der nächsten Zeit die Politik im Ozeident bestimmten. ☐ ☐

Eine vierte kleinere kam in Bälde hinzu. Im Jahre 443 hatten die Burgunder, die seit ca. 410 zwischen Odenwald und Haardt gesessen waren, Savoyen erhalten, das sie als Föderierte bewohnten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sind sie tatsächlich von Rom völlig unabhängig geworden, so daß wir Burgund, wenn auch die Sition des Föderatentums fortdauerte, als dritten freien Germanenstaat betrachten dürfen. Gegen 450 war auch Spanien an die Sweben verloren gegangen, und Britannien war schon längst den Nordseegermanen preisgegeben worden. Wo aber die Barbaren nicht erobernd hindrangen, da verwüsteten Aufstände, Bürgerkriege und räuberische Übervölkerungen das zerfallende Imperium. ☐ ☐ ☐

Da in der Mitte des Jahrhunderts drohte dabei, dem niedergehenden Reich und den aufstrebenden neuen germanischen Staaten, eine furchtbare Gefahr von Seiten einer asiatischen Großmacht. Die Hunnen waren es, die dank der großzügigen Politik Attilas erhoffen durften, eine europäische Weltherrschaft zu gewinnen. In Gallien fiel die Entscheidung in der großen Völkerschlacht bei Troyes 451. Wohl alle Völker des Kontinents fochten dort. Wie so oft früher und später zerfleischten sich auch hier die Germanen gegenseitig. Vermutlich hat Geiserich mit Attila konspiriert, um den ihm verhafteten Rivalen, den Westgoten-

könig, auf billige Weise zu vernichten. Auf Seiten Attilas standen die am Schwarzen Meer unter hunnischer Oberhoheit zurückgebliebenen Ostgoten, die Gepiden, die Heruler, die Rugier, die Sweben, die Thüringer und ein Teil der Franken. Auf Seiten der Römer stritten unter Aetius, dem großen Feldherrn und Diplomaten, die Burgunder, die Alanen, ein Teil der Franken, sächsische Söldner und die Westgoten unter der Führung ihres eigenen greisen Königs Theoderich I. Es gelang der Taktik des Aetius, Attilas Massen zum Weichen zu bringen und so den Zerfall des Hunnenreiches einzuleiten. Die alte griechisch-römische Kultur war vor dem Untergange und Europa vor einer schrecklichen Zukunft bewahrt worden. ☐ ☐ ☐ ☐

Aetius aber, der verdienstvolle und siegreichtronte, der ebenso wie Stilicho eine Schutzmauer des Reiches gegen den Ansturm der Barbaren gewesen war, ist gleich diesem dem kaiserlichen Mordstahl zum Opfer gefallen. Unsagbar traurig gestaltete sich jetzt die Lage des Westreiches. Im Jahre 455 erschien Geiserich mit seiner Flotte vor Rom und plünderte die Stadt während zweier Wochen auf das gründlichste aus. Was seit Alarichs Zeiten an Schäßen wieder nach Rom geflossen war, fiel in die Hände der Wandalen. Auch Valentinianus III. Witwe, die Kaiserin Eudoxia mit ihren beiden Töchtern, von denen Geiserich die eine später seinem Sohne Huneric vermaßte, und viele Senatoren wurden nach Karthago geschleppt. Geiserichs gewaltige Persönlichkeit, welcher bei aller Geschicklichkeit in der äußeren Politik doch große staatsmännische Eigenschaften fehlten, trat sogar für einige Zeit in den Mittelpunkt der westlichen Geschichte. Seine gefürchtete Flotte beherrschte das Mittelmeer und brandschatzte infolge der römischen Untätigkeit, die nur durch die Aktionen der Kaiser Majorian (459) und Leo I. (467) unterbrochen wurden, in jährlichen Piratenzügen dessen Küsten bis hinüber nach Griechenland. Selbst Kaiser Zeno war genötigt, um Frieden zu bitten, und hat das Wandalenreich, das damals die ganze römische Provinz Afrika, Korsika, Sardinien und Sizilien umfaßte, anerkannt müssen (476). Mit geringen Kräften hat Geiserich, der zu den hervorragendsten Barbarenfürsten seiner Zeit gehörte,

dank seiner bewunderungswerten Tatkraft und klugen Diplomatie sein Reich gegen die Koalitionen seiner Gegner, Römer und natürlich Westgoten, zu behaupten vermocht.

Der Mann, der ihm im Namen Roms zum ersten Male siegreich entgegetreten war, war ebenfalls ein Germane. Es war der Sweben Rikimer, von mütterlicher Seite ein Enkel des Westgotenkönigs Wallia und durch seine Schwester verschwägert mit dem Burgunderkönig Gundowech. Seit der Ermordung Valentinianus III. (455), mit dem die Dynastie des großen Theodosius auch im Abendland ausgestorben war, beherrschte er ähnlich wie Stilicho und Aetius im Namen von fünf Schattenkaisern, die er zum Teil in Übereinstimmung mit Ostrom erhoben und wieder beseitigt hatte, 16 Jahre lang als tat-

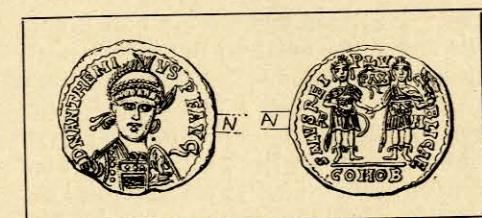


Abb. 23 · Rikimer mit Kaiser Anthemius, auf der Rückseite eines Goldsolidus des Anthemius

sächslicher Regent Italien und einige wenige noch dazugehörige Nachbarländer, auf welche die Machtspäre der weströmischen Kaiser damals beschränkt war. Nachdem diesen gewaltigen Machthaber, der mit barbarischer Rücksichtslosigkeit seinen Mordern immer zuvorgekommen war, die Pest hinweggerafft hatte (472), nahm seine Stellung unter zwei weiteren Kaisern sein eigener Neffe ein, der burgundische Prinz Gundobad. Nach kurzem erbte dieser die Königskrone von Burgund und verließ Italien. Da erhielt den Purpur ein Verwandter der Kaiserin Verina, Julius Nepos. Als dieser nach einjähriger Herrschaft seinem eigenen Generale weichen mußte, dem Patrizier Orestes, hat dieser sein Söhnlein Romulus Augustulus zum Kaiser gemacht. Dieses „Kaiserlein“ sollte der letzte weströmische Imperator sein. ☐ ☐ ☐

Sein der Mitte des Jahrhunderts also wurde Italien unter Scheinkaisern von Barbaren beherrscht und von barbarischen

Truppen verteidigt. Auch hier im Herzen des weströmischen Reiches hatten die Germanen die reale Macht schon in Händen ebenso wie in Afrika, Gallien und Spanien. Nachdem Ricimer (472) und Geiserich (477) gestorben waren, war der bedeutendste germanische Herrscher der Westgotenkönig Eurich (466–485). Er war einer der mächtigsten Fürsten der damaligen Welt, ein Mann von hervorragender kriegerischer Fähigkeit und mit einer großzügigen, universalen Politik, die an die Unterwerfung des ganzen Abendlandes dachte. Er beherrschte Südfrankreich und Spanien. An seinem Hofe weilten Schuh und Frieden suchend Gesandte der Sachsen, Heruler, Warnen, Thüringer, Burgunder, Ostgoten und Römer; sogar die Perser traten mit ihm gegen Byzanz in Verbindung.

Bald nach der Niederlage der Hunnen in der Schlacht von Trices hatten auch die bisher noch unter der Hunnenherrschaft gestandenen germanischen Stämme in einer mörderischen Schlacht in Pannonien sich ihre Freiheit erkämpft (453). Auch sie drangen jetzt ins Reich ein. Zunächst die Ostgoten. Sie gründeten als Föderaten des Ostreiches in Pannonien (südwestlicher Teil von Ungarn zwischen Leitha, Donau und Drau) unter nomineller Oberhoheit der Römer ein selbständiges Gotenreich. Ihre Spitze hatten sie in einem Oberkönig Thüdimir, unter dessen Führung sie alsbald die erste Rolle unter den von ihnen in Schach gehaltenen Brudervölkern an der Donau spielten.

Dieses Großkönigs Erbe war seit 471 unser Theoderich. Wenn auch das Reich um die Scharen Widimers, der nach Westen abzog, verkleinert war, so bedeutete es doch eine Macht, mit welcher der byzantinische Kaiser sehr stark zu rechnen hatte. Die Bahnen, in welchen des Kaisers und Theoderichs Politik verlaufen würde, lagen klar vorgezeichnet. Für Theoderich konnte es sich nur um zweierlei handeln. Entweder er strebte er vollständige Unabhängigkeit vom Reich und nationale Selbständigkeit; oder aber er gab sich innerhalb dieses Reiches zufrieden mit möglichst guten Lebensbedingungen für seine Goten und mit einem möglichst großen Einfluss seiner Person auf die Geschichte des Reiches vermittels hoher militärischer oder politischer

Stellungen. Der Kaiser seinerseits musste versuchen, beide Ziele soviel als möglich unerreichbar zu machen. Das traditionelle bestbewährte Mittel hierzu war das, einen Stamm gegen den andern auszuspielen und den einen Führer durch den anderen in Schach zu halten. So rieben sich die barbarischen Völker auf, und das Reich konnte schadenfroh und schadlos ihrem Beginnen zuschauen.

Hier zeigt sich am klarsten der ungeheuere Nachteil, in welchem die Germanen sich gegenüber dem wohlorganisierten Reich immer befanden, das nach großen, durch lange Erfahrung gewonnenen einheitlichen Gesichtspunkten seine zielbewusste Politik trieb. Kaum ein schwaches nationales Fühlen hielt diese Barbaren zusammen. An eine nationale Bundespolitik gar, wie sie Theoderich später erstrebte, denken sie — einzelne vorübergehende Koalitionen abgerechnet — nicht. Bald kämpfen sie gegeneinander, bald gegen Usurpatoren, bald mit Usurpatoren; alles im Namen und Interesse des römischen Reiches, dem allein sie dienen, für das sie sich selbst zerfleischen.

Eines allerdings hatten diese Germanen fast alle gemeinsam; aber es hat sie doch nicht geeint. Das war ihr arianischer Glaube. Sie hatten ihn angenommen mit der römischen Kultur, als sie ins Reich aufgenommen wurden; denn der Arianismus war damals im Osten die offizielle Reichsreligion. Und als er im Reiche schnell starb, trugen ihn die Westgoten zu den verwandten Völkern vor allem der Ostgoten, der Wandalen und Burgunder. Hier gewann er auf Jahrhunderte hinaus neues Leben, das stets frisch erhalten wurde durch die wohl bei all diesen Stämmen gebrauchte gotische Bibelübersetzung des Wulfila († 383) und den hierdurch ermöglichten Kult in der Muttersprache. So war in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts mit den Wandalen, Westgoten, Burgundern und den Leuten Odowakars in Italien fast das ganze weströmische Reich von germanischen Arianern besetzt. Aber gezeigt hat diese Völker ihr gemeinsamer Glaube keineswegs. Die arianischen Kirchen waren und blieben Stammeskirchen und besaßen keine über den Stamm hinausgreifende Organisation und Wirkung.

Die Stämme blieben nach wie vor ohne inneren Zusammenhalt, ohne ein gemeinsames, mächtig durchgreifendes nationales Bewußtsein. So tat sich die Politik der Kaiser verhältnismäßig leicht, wenn es galt, den einen Stamm gegen den anderen zu benützen. Das war auch jetzt der Fall.

Ostgoten, die vom pannonischen Hauptvolk abgetrennt waren und als Söldner unter römischen Offizieren ostgotischer Nationalität dienten, hatten den einflussreichsten derselben, Theoderich Strabo, den Schwager des ermordeten Aspar, zum König erhoben. Es war zur selben Zeit, als der Amaler Theoderich zur Herrschaft kam. Da hatte es nun Kaiser Leo verstanden, den ihm sehr gefährlich gewordenen Strabo gegen den unternehmenden Amaler zu benützen. Sein Schwiegersohn und Nachfolger Zeno (seit Januar 474) dagegen stützte sich, um seine Herrschaft zu behaupten, mit Erfolg auf den Amaler und verwertete ihn gegen Strabo. So kam seit dem Jahre 476 unser Theoderich zum zweiten Male in sehr nahe Beziehungen zum Kaiserhof. Sie sind für seine und seines Volkes ganze Zukunftentscheidend geworden. Nicht bloß daß ihn der Kaiser durch Waffenleihe adoptierte, zuseinem „Freunde“ machte und zur höchsten Würde eines Patricius erhob; er gab ihm auch das höchste militärische Kommando eines magister militum praesentalis und bestätigte sein Volk in dem Besitz des bewohnten Gebietes, ja bezahlte denselben sogar Jahrgelder. Aber der Amaler war deshalb nicht sicherer als Strabo, dem der Kaiser alles genommen hatte, was er besaß. Denn in kürzester Frist hatte Zeno es versucht, sich des Amalers zu entledigen und ihn dem Strabo in die Hände zu liefern. Allein zu guter Stunde verbanden sich beide Theoderich und wandten ihre Waffen gegen den Kaiser (478). Da, als die beiden Goten das Schicksal des Ostreiches in Händen hatten, verriet Strabo den Amaler und nahm dessen Stellung und Würden ein. Man sieht, es war keine Spur von nationalem Fühlen und selbständigen nationalen Aspirationen in den beiden Barbaren. Was sie bewegte, war nur das Streben, innerhalb des Reiches zu Einfluß zu kommen. Seltener war der Amaler Theoderich der Gefahr einer völligen Vernichtung so nahe gewesen wie jetzt. Allein er entwand-

sich ihr und gewann in Dyrrachium eine sehr gute Position. Aber wieder ging er dem schlauen Diplomaten auf dem Kaiserstuhl ins Garn und erlitt die schwersten Verluste. Da der Kaiser inzwischen sich auch des schnell übermäßig gewordenen Strabo hatte erwehren müssen, schlossen sich die beiden Stammesgenossen wiederum zusammen. Gegen ihre vereinten Kräfte war der Kaiser machtlos.

Auch als Strabo im Jahre 481 starb, verbesserte sich Zenos Situation um nichts. Denn jetzt, wo Theoderich ohne ebenbürtigen Gegner — den Sohn Strabos, Rekitach, ermordete er aus Blutrache mit eigener Hand — dastand, schnellte die Macht des Dreißigjährigen so sehr empor, daß der Kaiser genötigt war, sich 483 mit ihm, dem einzigen konkurrenzlosen Barbarenführer, der alsbald einen scharfen Blick für die Sachlage gewonnen hatte, zu vertragen. Wieder wurde Theoderich Oberstkommandierender der Balkantruppen. Im Jahre 484 erhielt er sogar das Konsulat. Denn Zeno brauchte ihn gegen einen neuen auf seinen Thron gerichteten Ansturm. Theoderich schlug denselben erfolgreich ab und erhielt die Ehre eines Triumphes und einer Reiterstatue in Konstantinopel.

Auch persönlich müssen die Beziehungen zwischen den beiden Männern sich besser gestaltet haben. Denn Theoderichs Schwester Amalafrida weilte am Kaiserhof. Und der Kaiser hat dem Theoderich in diesen Jahren sogar eine aus kaiserlichem Geschlechte stammende, steinreiche junge Fürstin zur Gattin angeboten. Es war Juliana, die Tochter des 472 verstorbenen abendländischen Kaisers Fl. Anicius Olybrius und der Placidia, der Tochter Valentinians III. Die Heirat kam nicht zustande. Juliana vermaßte sich kurz darauf mit Flavius Areobindus, der 506 das Konsulat bekleidete. Wir besitzen aus dem Jahre 512 noch ein Bild dieser Prinzessin, die Theoderich einst zur Braut bestimmt war. Eine prächtig gekleidete Frauengestalt mit purpurenem Unter- und Übergewand und einem Ueberwurf aus Goldstoff angetan, mit großen Perlengehängen in den Ohren und einer in eine Spitze endigenden bebanderten Haube auf dem Kopfe, sitzt auf einem vergoldeten Prunkfessel, umgeben von Genien und den Personifikationen der

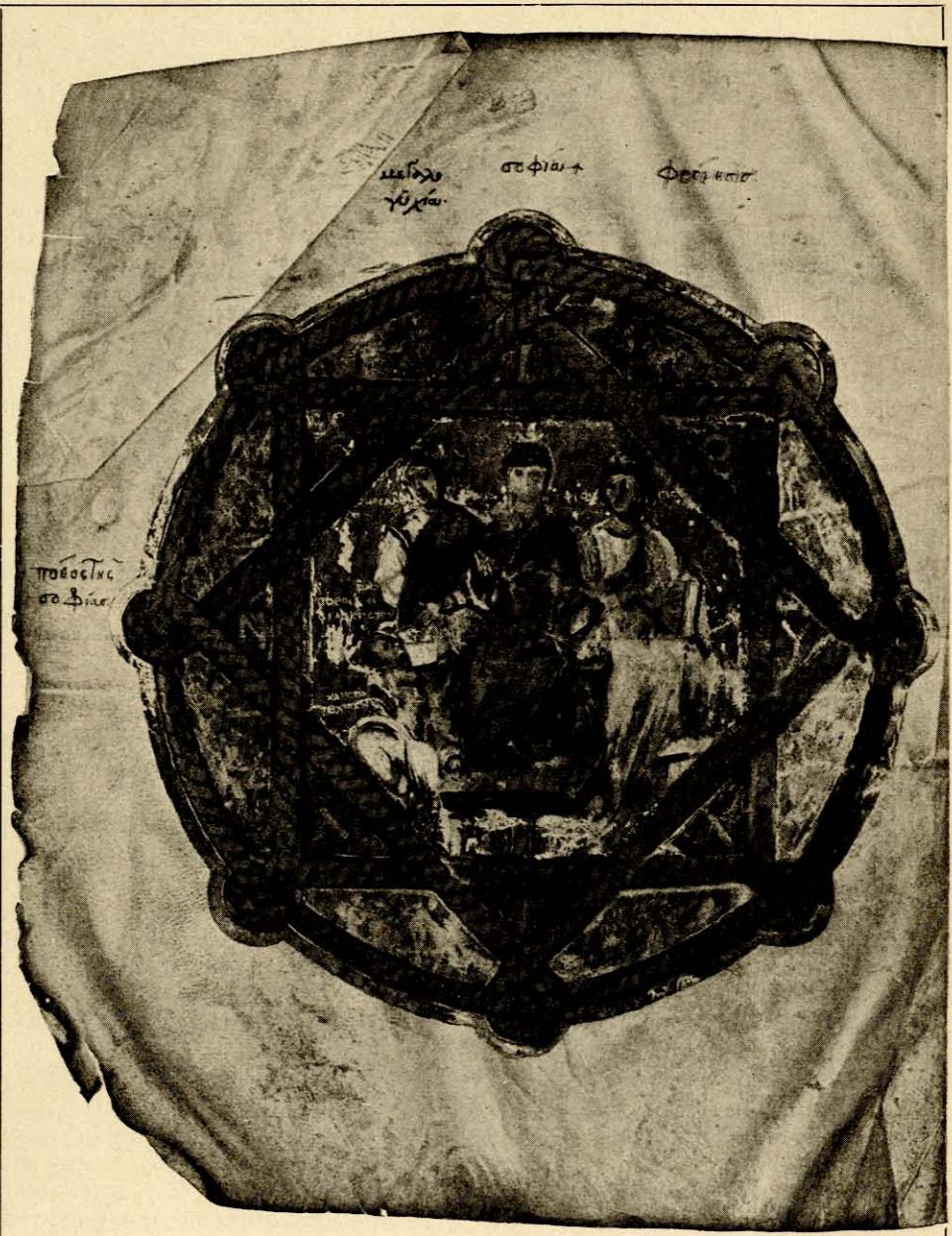


Abb. 24 . Gleichzeitiges Bild der dem Theoderich zur Gattin angebotenen Prinzessin Juliana

Großmut und des Verstandes. Das Bild ist der prunkvollen jetzt in Wien liegenden Dioscurides Handschrift, einem reich illustrierten Kräuter- und Arzneibuch, vorausgeschnitten, welches auf Julianas Bestellung und Kosten verfertigt worden war.

Voll Besorgnis beobachtete Zeno den gefährlich steigenden Einfluß des zudem sehr teuer bezahlten barbarischen Beschützers. Wieder sann er auf Pläne, wie er denselben vernichten oder doch wenigstens unschädlich machen könnte. Doch Theoderich kam jetzt dem Kaiser zu-

vor. Jetzt eröffnete er die Feindseligkeiten und brachte den Kaiser in schwere Not (486). Wie lange sollte diese für beide Teile unhaltbare Situation noch dauern? Ließ sich kein Ausweg finden, der beide befriedigte, in dem er sie voneinander befreite? ☐☐☐☐☐☐☐☐
Der Ausweg wurde gefunden. Er wies nach Italien hinüber. ☐☐☐☐
Hier hatten die mit Orestes unzufriedenen Truppen, vorwiegend Heruler und Skiren, sich empört und den germanischen Söldnerführer Odowakar, der schon unter Ricimer gedient hatte, im Jahre 476 zu ihrem König erhoben. Was Ricimer und Gundobad vermieden hatten, hatte er zu tun sich entschlossen. Odowakar hatte mit der Tradition des immer elender gewordenen Scheinkaisertums gebrochen und Romulus Augustulus zur Abdankung gezwungen. So war dem weströmischen Kaiserthum, das unter schwächlichen Herrschern und unter den verschiedenen sozialen, wirtschaftlichen und kriegerischen Anstürmen in einem Prozeß der Selbstauflösung begriffen war, ein schnelles Ende bereitet worden. Italien war derselben Entwicklung zum Opfer gefallen wie seine an der Peripherie gelegenen ehemaligen Provinzen Gallien, Spanien und Afrika. Es war aus dem Mittelpunkt des alten Weltreiches herabgesunken zu einer Provinz, die sogar für ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit zu schwach war. Aber wenn auch das abendländische Kaiserthum nicht mehr bestand, die Idee des römischen Reiches lebte trotzdem auch nach dem Jahre 476 unverändert weiter. Nur gab es jetzt statt zweier bloß mehr Einen Kaiser, den Kaiser in Konstantinopel, der nun rechtlich nach jeder Beziehung auch Kaiser des Abendlandes war. Odowakar übte lediglich als Patricius — unter diesem Rechtstitel hatte er eine unklare

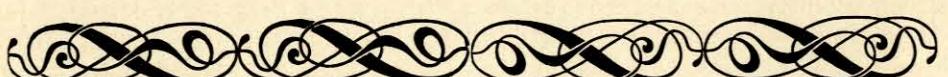
Anerkennung von Kaiser Zeno erhalten —, also trug Kaiserlicher Delegation die Regierung über Italien aus. Seine Herrschaft über die germanischen Truppen dagegen gründete sich auf seine Königs-würde, die ihm von den Truppen selbst verliehen ward. ☐☐☐☐☐
Auf dieses kaiserlose Italien, wo Odowakar recht und schlecht, sogar eine wenn auch bescheidene äußere Politik treibend, regierte, hatte Theoderich schon im Jahre 479 seinen Blick gelenkt. Dieses reiche alte Kulturland war seitdem für seine und seines Volkes Wünsche das Land der Sehnsucht. Nun wurde es durch die Interessen des Kaisers auch das Land der Verheizung. „Vertreibst du den Odowakar, den Freund meiner Feinde, so sollst du an seiner Stelle



Abb. 25 . Odowakar . Nach einer Kupfermünze ☐☐☐

Theoderich, durch dessen Ausführung Zeno im schlechtesten Falle den einen, im besten Falle aber gleich alle zwei Barbarenführer vernichten zu können hoffte. Sie sollten nach alter römischer Taktik einander aufreihen. ☐☐☐☐☐

Theoderich ging um so eher auf den Vorschlag des Kaisers ein, als Odowakar durch die Niederwerfung der Rugier auch den Interessen der Ostgoten nahe getreten und durch die Hinrichtung des mit dem Amaler verwandten Rugierkönigs Fewa auch dessen persönlicher Feind geworden war. So kam es, daß Theoderich im Auftrag des Kaisers als römischer Oberfeldherr gegen Odowakar zog — nach Italien. ☐☐☐☐☐



III. Kapitel . Von Byzanz nach Ravenna

Tm Herbste des Jahres 488 brach Theoderich aus Bulgarien auf. Er marschierte auf der Römerstraße am rechten Donauufer bis Belgrad, um dann weiter die Save aufwärts zu ziehen. Was ihm folgte, war nicht das ganze ostgotische Volk; viele Goten blieben in den Donauländern zurück. Und es waren nicht bloß Ostgoten. Zahlreiche Rugier und andere Barbaren, wohl auch Römer schlossen sich an. Es war eine bunt zusammengewürfelte Masse von etwa 100 000 Köpfen insgesamt, darunter wohl nur 20 000 kriegerische Männer; halb Armee, halb Auswandererzug mit vielen hunderten von Wagen, nur zusammengehalten und trotz der größten Schwierigkeiten ans Ziel gebracht durch die gewaltige Persönlichkeit des Führers. Ennodius — ich gebe damit eine Probe aus der etwa zwei Dezzien später von diesem Mailänder Diakon auf Theoderich gehaltenen Lobrede² — entwirft folgende Schilderung von dieser rätselhaft schnell sich vorwärts bewegenden Masse und den ersten Kämpfen: „Alles sieht sich folgsam in Marsch; zur Wohnung wandelt sich der Wagen, und in das wandernde Haus strömt herbei, was den Bedürfnissen frommt. Die Geräte der Ceres und die getreidezermalenden Steine wurden von Kindern nachgeschleift. Hochschwangere Mütter in deinen Familien unterzogen sich, ihrer Bürde und ihres Geschlechtes vergessend, der Brotbereitung. Da erschien der Winter auf der Ebene und auf der Höhe, das Haar wurde von Reis überzogen und der Bart in Eiszapfen eingewickelt. Das Gewand, das jörglich die Hausfrau gesponnen, brach, da es die Kälte härtete, sobald es sich an den Leib anlegen sollte. Nahrung lieferten deinen Scharen teils widerspenstige Nationen, teils das Wild der Felder und Wälder.“

Unter diesen Wanderungen durch Eis und Glut will ich nur einen Zug deines Kampfes oben hin erwähnen. Der Fluß Ulca ist der Gepiden Hort, der die Kühnen wie ein Wall schirmt und als Bollwerk das Land umzieht, das durch keinen Mauerbrecher zu stürzen ist. Dahin (wohl die Gegend von Sirmium = Mitrowitz) führte dich

dein starrer Fußsteig. Statt Gesandte und Bitte um Gnade zu senden, eilte, entschlossen zum Widerstande, das lange unbefiegte Volk (der Gepiden) heran, indessen deine Scharen der Hunger fast noch vor dem Feinde belagerte. . . Gedrängt von den Gepiden, dem Flusse, der Pest, flogest du über eine Straße, wie sie kein Flüchtling hätte einschlagen mögen, den blanken Schwertern entgegen. Jeder wußte, daß er in Kot und Schlamm versänke, doch jeder stürzte lebenverschwenderisch sich dessen bewußt in die Gefahr. . . Zurückweichen vor den dichten Scharen deiner Feinde diejenigen der Deinen, welche das jenseitige Ufer gewonnen hatten. Vor den Waffen sanken, die kein Damm, kein Morast aufhielt; durch die ausgehungerten Brustkörbe flogen die mit kräftigem Arme geschwungenen Lanzen der Gegner. Da in dem Schiffbruch zu Land, in den Wogen des Blutes erschien der Führer, die Seinen ermutigend durch sein Wort . . . Dann fordert er zum guten Zeichen einen Becher, und mit verhängtem Zügel stürzt er hinein ins Kampfgewühl. Wie ein Waldstrom über die Saaten, wie ein Leu über die Herden, fielest du verderblich über sie her. Keiner, der begegnete, hielt stand; keiner mochte entkommen, dem du auf der Ferse warest. Fortstürzt du über das ganze Heer, da die Wurfgeschosse bereits ausgingen, die Kampfwut immer stieg. Sofort wendete sich das Blatt; die Gepiden stoben auseinander, ihr Sieg war hin. Denn du, Verehrungswürdiger, der unbegleitet den Kampf versuchte, du zogest nun daher, umschirmt von Tausenden. Zusammengehauen fielen der Gegner haufen, bis wenige die Nacht entrif, bis man zu den wandernden Scheunen kam, die vollgefüllt waren mit dem Vorrat der Städte, reichlich genug, nicht allein dem Bedarfe zu genügen, sondern in der Fülle des Guten, heiligere Ansprüche zu befriedigen. So stritt Widerwärtigkeit für dein Wohlergehen; und gegen den hunger der Deinen kämpfte der Hunger der Feinde. Feindlicher Zusammenstoß schlug den Mangel aus dem Felde und der gesunde Zustand deines Heeres wäre nicht wiedergekehrt, hätten die Gefechte nicht stattgefunden.“



Abb. 26 · Kampf zwischen Theoderich und Odoaker · (Veroneser Handschrift)

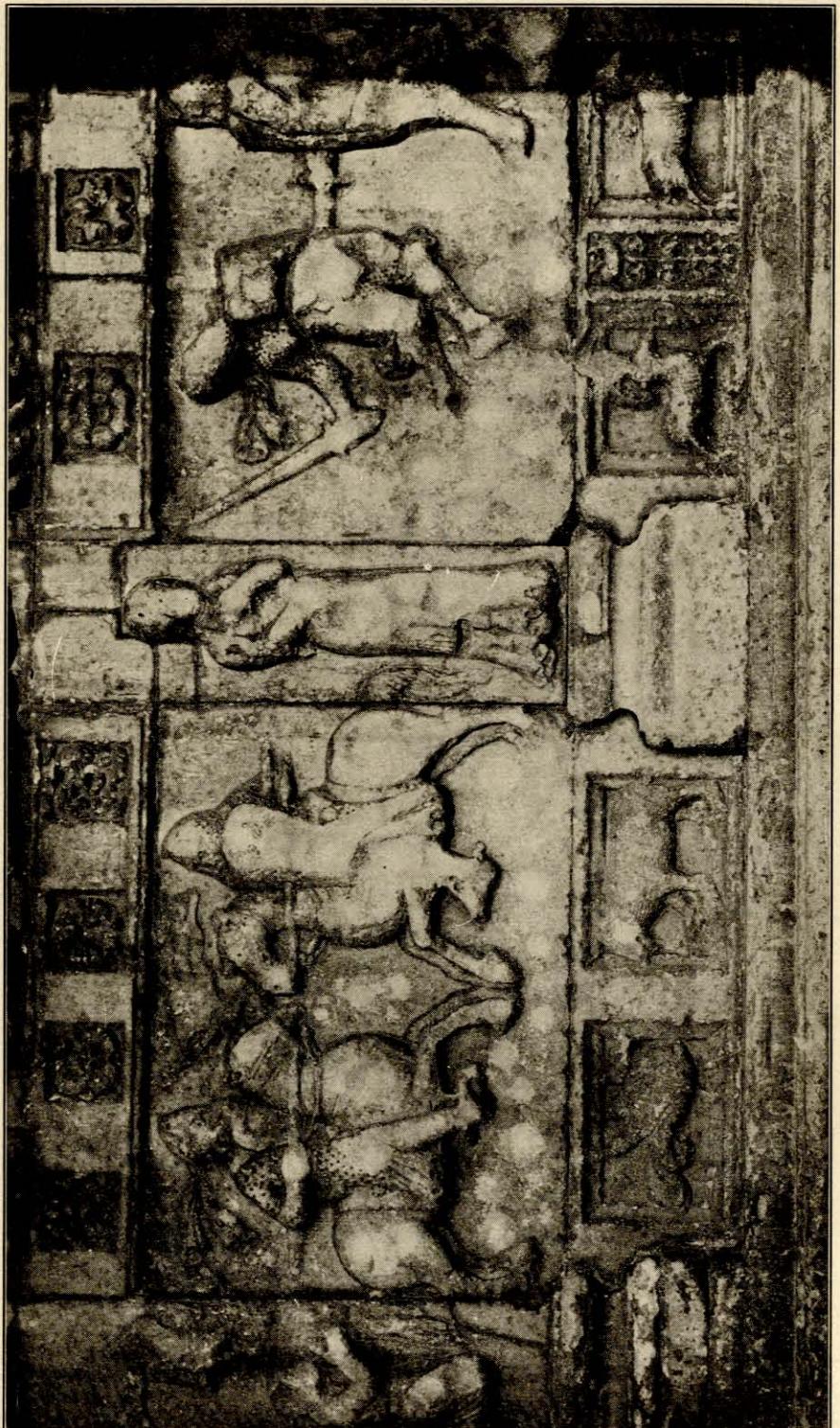


Abb. 27 · Kampf zwischen Theoderich und Odovakar und Ermordung Odovakars durch Theoderich · Relief zur linken des Hauptportals von St. Zeno in Verona

Erst im Frühjahr setzte sich Theoderich wieder in Bewegung und zog die Save aufwärts, ohne größeren Widerstand zu finden bis Laibach. Dann wandte er sich südwestwärts gegen Aquileja. Da trat ihm aber in der Nähe von Görz am Isonzo Odovakar selbst entgegen (Ende August 489). Theoderich schlug ihn und folgte ihm auf dem Fuße nach dem stark befestigten Verona. Vor dessen Mauern erlitt Odovakar Ende September eine zweite fürchterliche Niederlage. Wieder soll Ennodius das Wort haben über den Heldenstag „Dietrichs von Bern“.

Der Schlachttag brach an, der vielen die Nacht bringen sollte. Sobald das Frührot den Strahl des Lichtes ankündete, sobald aus den Wellen des Ozeans die Flamme der Sonne sich erhob, da erdröhnten die Schlachthörner, da sah, sein vergessen, dein heer sich um nach dir. Indessen du die Brust in Stahlwehr schloßest, dich mit den Schienen wappnetest, an die Seite das Schlachtkhert legtest, sprachst du zur hehren Mutter und ehrwürdigen Schwester, die in Liebe zu dir gekommen waren, während ihr weibliches Herz zwischen Furcht und Hoffnung schwiebe, während sie in Angst um den Ausgang sich weideten am Sternenglanz deines Angesichtes. . . . Dann nahm dich dein Streitross auf seinen Rücken, ungeduldig beim mahnenden Rufe der Zinken. Doch während du dir Zeit ließest zur Ansprache (deiner Frauen), wurden deine Legionen durch den einrückenden Feind bedrängt. Durch dein Verweilen flößtest du den Feigen Mut ein. . . . Sogleich aber ist deine Ankunft dem Feinde gemeldet worden durch die Menge der Gefallenen. Den Rächer verrät ungeheueres Blutbad. Aber auch jenen fehlte es nicht an ihren gewohnten Mitteln. Als bald ergriffen sie die Flügel, die ihnen der Schrecken lieh, und in hastigem Laufe wählten sie den Untergang aus Furcht vor dem Tode. Wer nicht weiß, daß ich hier nur der Wahrheit folge, sehe die Athesis, wie sie reich ward durch dich an Leichen; und indessen du hier den Strom schweltest mit Blut, wurde der Zug der Welle anderwärts gestaut. So hat, damit du nicht allenfalls nicht reichtest mit dem Schwerte auch die Welle für dich gestritten. Heil dir, herrlicher Fluß, daß du zum größten Teile den Schmuck Italiens wegspültest, den Aus-

fehricht der Welt aufnehmend unbeschadet deiner Klarheit. Sieh! jenes von Bewaffneten bedeckte Feld, das ewig denkwürdige, erglänzt von der Weise menschlicher Gebeine! Sucht Erinnerung an vergangenes Weh uns heim, da wissen wir, wohin wir unsere Blide richten! Möge den schönsten Schauplatz die Erde bewahren!"

Während sich Odovakar nach dem fast uneinnehmbaren Ravenna zurückzog, fiel dem Theoderich, dem von Byzanz geschickten römischen General und Vertreter der legitimen Kaiserewalt, dem man also mit vollem Vertrauen entgegenkommen konnte, ganz Oberitalien zu. Auch nicht unbeträchtliche Teile von Mittelitalien, insbesondere Rom, ebenso von Südalien und Sizilien traten auf seine Seite. Indes wurde die Situation für ihn doch noch einmal außerordentlich kritisch durch die Verräterei des von ihm nach Ravenna geschickten Tufa, der wieder zu Odovakar zurückgegangen war. Theoderich mußte, da er eine Schlacht nicht wagen konnte, sich in das feste Pavia zurückziehen. Nur durch die Hilfe des westgotischen Brudervolkes, das ein Entsatzheer über die Alpen schickte, entrann der Ostgotenführer dieser letzten und größten Gefahr. Dann schlug er Odovakar ein drittes Mal in einer verlust- aber siegreichen Schlacht an der Adda (August 490).

Und nun begann, da sich der Besiegte wiederum nach Ravenna zurückzog, der Kampf um den Besitz einer der stärksten Festungen des Reiches. Zweieinhalb Jahre rangen die zwei Germanen bei Ravenna um den Sieg. Das ist die große „Rabschlacht“ der Sage. Ausschließlich die strategische Bedeutung war der Grund, weshalb die alte Flottenstation von Kaiser Honorius und den folgenden Herrschern zur Residenz gewählt worden war, und weshalb sich Odovakar hieher zurückgezogen hatte. Im Osten der Stadt, ziemlich nahe bis an dieselbe heranreichend, befand sich damals eine über 50 Kilometer lange Lagune, welche der von Kanälen durchzogenen Stadt Ravenna einen Handels- und Kriegshafen bot.³ Um die Häfen war schnell eine neue Stadt gewachsen. Diese Hafenstadt Classis war mit dem etwas nördlich gelegenen Ravenna durch Mauern verbunden, zwischen denen sich eine dritte



Abb. 28. Ravenna und Umgebung nach einer Karte des 16. Jahrhunderts

Stadt Caesarea aufbaute. Die der Küste vorgelagerten Lidi waren wie die Küste selbst mit großen Pinienwaldungen bewachsen, die sich das ganze Meeresufer entlang bis zu dem ganz ähnlich gelegenen Aquileja hinauf erstreckten. Im Westen und Norden waren weit ausgebretete Sumpfe, die jeden Verkehr, insbesondere den Handelsverkehr mit dem Hinterlande unmöglich machten. Nur von Süden her war die Stadt für eine Armee zugänglich. Von hier aus drangen denn auch die Goten

gegen Ravenna vor. Indes solange die Stadt sich von der See her verproviantieren konnte, vermochte Theoderich nichts gegen sie auszurichten. Jeden Ansturm vermochten die Belagerten zurückzuweisen. Aber infolge der seit Sommer 492 durchgeführten Blockade — die Schiffe stammten von Ariminum — wurde die Situation der belagerten Stadt ungünstiger; sie konnte sich jedoch noch fast ein halbes Jahr hindurch halten. Erst Anfang des Jahres 493 ließ Odo-
wakar durch den Erzbischof Johannes von

Ravenna dem Theoderich einen Vergleich anbieten, wonach beide die Herrschaft über Italien gemeinsam ausüben sollten. Ueber-rashenderweise hat Theoderich den für seinen Gegner so vorteilhaften Vergleich angenommen (25. Februar). Am 5. März hielt er, empfangen vom Erzbischof, der ihm in feierlicher Prozession mit Kreuzen, Weihrauchfässern und den heiligen Evan- gelien, um Frieden bittend, entgegen- gezogen war, seinen Einzug in Ravenna, wo er in dem vom Kaiser Honorius er- bauten Palast Wohnung nahm. 

Schon die nächsten Tage sollten über die Absichten Theoderichs erschreckende Klarheit bringen. Verraten und ermordet hat er Odowakar mit eigener Hand, hinterlistig trotz der geschworenen Eide! So hoch man auch den Einfluss der Blutrache in Anrechnung bringen mag, der gebrochene Eid und die unmännliche Hinterlist beschmutzen den Schild Theoderichs für immer. Er hatte nicht bloß, um bei einem Bilde seines Lobredners Ennodius zu bleiben, die mutige Kraft des Löwen, sondern auch dessen schleichende Falschheit, wenn es galt, die Beute oder gar den Gegner zu fassen. Freilich Intrige und Verrat, Treubruch und Mord waren nichts Ungewöhnliches in diesen wilden Zeiten, weder bei den Römern noch bei ihren gelehrigen Schülern, den Germanen. Aber Mord bleibt Mord, und Eidbruch bleibt Eidbruch! Am gleichen Tage wie ihr König fielen auch seine Anhänger in ganz Italien dem gotischen Mordstahl zum Opfer. Der Verrat war also planmäßig organisiert gewesen. 

So war nach viereinhalbjährigen unausgesetzten Kämpfen das Ziel durch Verrat und Mord erreicht. Voll und ganz wollte Theoderich Odowakars Stellung einnehmen. Der noch nicht vierzigjährige Ostgote wurde von seinen Truppen auch zum König ausgerufen. Es war nicht das alte gotische Volfskönigtum, das hier wieder erstand. Vielmehr hat die aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzte Armee sich zu einem neuen selbständigen Volk konstituiert eben dadurch, daß sie Theoderich zu ihrem König mache. Von einem gotischen Königtum kann man allerdings insofern mit Recht sprechen, als die Hauptmasse des neuen Volkes doch aus Ostgoten bestand. Seitdem war Theoderich Herrscher dieses Volkes nicht

von Kaisers, sondern von Volkes Gnaden. Seitdem gab es im Zentrum des alten Imperiums ein ostgotisches Reich. Die Stellung Theoderichs ist, da er auch kaiserlicher Beamter war, eine außerordentlich schwierige Doppelstellung gewesen. Der gotische König war zugleich kaiserlicher Regent in Italien. Denn nur in dieser Eigenchaft ist er an Odowatars Stelle getreten. „Das römisch-germanische Italien, welches uns als ostgotisches Reich und Schöpfung Theoderichs gilt, ist in seiner Eigenart vielmehr eine Schöpfung Odowatars. Der Eintritt Theoderichs in dessen Stellung bedeutet lediglich einen Personenwechsel.“ Kaiserliche Delegation war der Rechtstitel, auf Grund dessen auch Theoderich Italien regierte als Reichsverweser und Regent im Namen des Kaisers.

In der Tat, Theoderich dachte nicht entfernt daran, sich nun, nachdem er wirklich die Macht in Händen hatte, auch rechtlich zu einem vom Kaiser vollständig unabhängigen Herrscher zu machen. Das hätte für ihn nichts anderes bedeutet als einen Angriff auf eine göttliche Weltordnung, kraft deren das römische Reich mit seiner vom Kaiser repräsentierten Majestät etwas Heiliges, Unantastbares war. Nur innerhalb dieses Reichssystems und in Unterordnung unter den römischen Staatsbegriff wollte er mit seinem Volke leben und das Reich, das nicht zugrunde gehen durfte, mit starker Hand gegen äußere wie innere Feinde schirmen. Im Reiche wollte er eine Rolle spielen. Allerdings in einer Stellung, die ihn der Willkür des Kaisers entzog; und in einer Lage, in der er in allen praktischen politischen Fragen vom Kaiser unabhängig war. Nichts mehr, aber auch nichts weniger sollte er sein.

Auf eine große staatliche Neubildung hat Theoderich durchaus verzichtet. Kein neues ostgotisches Staatsbewußtsein entstand. Er ist innerhalb des alten Kreises auf den traditionellen Bahnen bedeutender Germanenführer vor ihm weiter gegangen. Der Gedanke des Imperium Romanum hielt auch ihn, der in der glänzenden Kaiserstadt Konstantinopel groß und mächtig geworden war, in seinem Banne. Daran hat er nie gerüttelt. Wenn wir den Untergang der großen einheitlichen Kulturwelt im Rahmen des Imperiums in den Zeiten der Völkerwanderung

beklagen, werden wir es da nicht Theoderich als hohen Idealismus anrechnen, daß er daran festhielt? Oder sollten wir es nicht vielmehr an ihm tadeln, daß er die alten Wege nicht verließ, und daß er an Stelle des doch dahinsterbenden Reiches dem Abendland, in dessen Zentrum er stand, keine neue dauernde Gestaltung gab? Man hat ihm in diesem Sinne gegenüber Chlodowech in der Tat den Vorwurf des mangelnden politischen Weitblickes und der fehlenden Initiative gemacht. Der Fränke sei der große Mann einer neuen Zeit, der auf den Trümmern des Imperiums eine Neuschöpfung errichtet habe von dauerndem Wert und Bestand. Ja, allerdings auf den Trümmern des Reichs! Hierin liegt der Unterschied! Denn man sollte doch nicht vergessen, daß das Reichsbewußtsein im italienischen Zentrum mit seiner tausendjährigen römischen Kultur ein ganz anderes war wie draußen an der Peripherie in der Provinz Gallien, welche durch die Alpen und durch die Geschichte der letzten Zeit abgetrennt war vom Mutterboden des Reichsgedankens. Hier, wo meist nur römische Kolonen zurückgeblieben waren, waren Abschürfungen möglich. Dort war mit dem alten römischen Adel das spezifisch römische Reichsbewußtsein so stark geblieben, daß es für Theoderich, auch wenn er es gewollt hätte, eine Unmöglichkeit gewesen wäre, dasselbe für immer gewaltsam niederzuhalten. Er hätte geradezu auf vulkanischem Boden seinen Neubau erstellen müssen, zu dem es ihm noch dazu, wie wir bald sehen werden, an dem notwendigen gotischen Material fehlte. Die Lage der Ostgoten war eine ähnliche wie die der Wandalen. Wenn Geiserich auch im Gegensatz zu Theoderich seine Herrschaft keineswegs dem römischen Reichsgedanken und Staatsbegriff ein- und untergeordnet hat, so hat er doch ebensowenig wie Theoderich daran gedacht, eine staatliche Neubildung auf germanischer Grundlage anzustreben. Und schon sein Urenkel Gelimer hat den souveränen Germanenstaat wieder an das alte Imperium zurückgeben müssen. Für Afrika, und das gilt in erhöhtem Maße für das noch zentralere Italien, waren die Verhältnisse noch nicht so weit gediehen, daß sie es selbst so hervorragenden Persönlichkeiten wie Geiserich und Theoderich er-

möglich hätten, dauernde Staatengebilde auf vollständig germanischer Basis zu schaffen.

So lebte also im Reiche Theoderichs das Imperium mit der Kaisergewalt drüber in Konstantinopel fort. Es fesselte mit seiner unwiderstehlichen idealen Anziehungskraft gerade Italien, seinen alten Ausgangspunkt und sein Zentrum, dauernd an sich. Nach wie vor fühlten sich die Römer, namentlich der zahlreiche römische alte Adel, als Glieder des großen römischen Weltreiches. So begrüßte Papst Anastasius II. im Jahre 496 den Kaiser als „den mildesten und christlichsten Kaiser, dem Gott als seinem Stellvertreter den Vorsitz auf Erden übertragen hat“. Es ist wohl kein Zweifel, daß diese vornehmen römischen Kreise jeder Barbarenherrschaft im innersten abgeneigt waren im stolzen Bewußtsein ihrer Vergangenheit und in patriotischer Hoffnung auf die Zukunft. Sie waren wohl großenteils, die einen mehr, die anderen weniger, Imperialisten, ein Herz und eine Seele mit den Anschauungen drüber in Byzanz. Denn auch am Kaiserhofe kannte man kein höheres Ziel, als die an die Germanen verloren gegangenen westlichen Provinzen wieder zurückzugewinnen und das alte Reich in seinem alten Umfange wieder aufzurichten.

In diesem vom Standpunkt der geschichtlichen Entwicklung wie des nationalen römischen Bewußtseins ganz natürlichen und vollberechtigten Doppelbestreben der Römer im Osten und Westen lag für Theoderich und sein Reich die dauernde große Gefahr. Deshalb mußte er sich um die Loyalität seiner italienischen Römer und um die kaiserliche Anerkennung der von ihm aufgerichteten tatsächlichen Selbstherrschaft bemühen. Im schlimmsten Falle sicherten ihn die Waffen seines Volkes.

Die Loyalität der Italiener glaubte er sich dadurch sicher gewinnen zu können, daß er alle Einrichtungen des Reiches, jede öffentliche und private Form des römischen Lebens vollständig bewahrte und mit seinen Goten lediglich die Schutztruppe bildete gegen die barbarischen Feinde des Reiches. Das ganze System der römischen Beamenschaft, der Aemter in Staat und Gemeinde blieb in der Hauptsache unverändert bestehen und wurde nach wie vor von den Römern allein und in den alten Formen

ausgefüllt. Freilich war es Theoderich, der die Beamten ernannte und die höchste richterliche wie administrative Gewalt ausübte; aber er tat es nur an des Kaisers Statt.

Dieses „römisch zivilen“ Teile des neuen Staates stand gegenüber der „gotisch militärische“. Die Verwaltung gehörte den Römern, des Reiches militärischer Schutz den Goten. Kein Gote bekleidete ein römisches Gemeinde- oder Staatsamt. Aber sie standen, abgesehen von den persönlichen Rechtsverhältnissen, die nach gotischem Recht geregelt wurden, unter dem römischen Rechte. Damit ist nicht gesagt, daß sie auch unter römischen Richtern gestanden wären. Im Gegenteil; kein Gote stellte sich einem römischen Gerichte. Sein Gericht war, weil er Soldat war, das gotische Militärgericht. Hier war allerdings eine Quelle mannigfacher Willkür der gotischen Militärrichter. Und nichts zeigt mehr als diese Einrichtung, daß „die Goten in der Tat die Herren waren“. In den von den Ostgoten stark besiedelten Gebieten wohnten diese zwar vermisch mit den Römern, auf deren Grundstücken sie lebten. Aber sie waren und blieben doch von ihnen getrennt und isoliert durch ihr nationales Familien- und Personenrecht, durch ihre arianische Religion, durch ihre fremden Sitten und ihre fremde Sprache. Sie besaßen mit den Römern kein gemeinsames Bürgerrecht. Kein Gote konnte mit einer Römerin eine Ehe eingehen. Mit einem Wort, die Goten blieben Fremdlinge unter den Römern und Ausländer für die Römer. Es war kein Zusammenleben, was wir hier sehen, sondern ein Nebeneinanderstehen zweier stets geschiedener, kulturell ungleicher Elemente. Das Gebilde, das so entstand, war etwas Künstliches, das von der Hand, die es geschaffen, auch ständig erhalten werden mußte. Es besaß nicht das Leben eines Organismus, der sich von selbst weiter aufbaut, auswächst und dauernd lebensfähig ist.

Man hat Theoderich als kurzfristig getadelt, daß er diesen Dualismus bewußt erhalten und nicht vielmehr zu etwas Einheitlichem umgeschaffen habe, dadurch, daß er die Gegensätze allmählich aufgelöst, Römer und Goten national, sozial und religiös mehr und mehr angenähert und so zu einer Nation umgewandelt hätte. Es ist richtig. Theoderich hat selbst auf den Versuch einer solchen Vermischung verzichtet! Warum? Weil er darauf verzichten mußte. Zunächst mußte er mit der überaus geringen Anzahl des ihm zur Verfügung stehenden germanischen Menschenmaterials rechnen. Zwanzigtausend kriegsfähige Personen hatte er, als er nach Italien aufbrach. Von ihnen ist zweifellos in den Kämpfen mit den Gepiden und mit Odovacar eine große Anzahl gefallen. Durch fremden Zuwachs konnten diese Verluste nicht ersetzt werden, da er kein germanisches Hinterland hatte, aus dem er seine Kräfte hätte ergänzen können. Das Menschenmaterial, das ihm also zur Verfügung stand, hatte etwa den Umfang einer Division. Schon militärische Erwägungen mußten es verbieten, diese 15 000 Mann vollständig aus dem Truppenverbände zu lösen und über ganz Italien hin unter die Römer aufzuteilen. Aber auch abgesehen davon wäre die geringe Anzahl der Goten bei einer etwa geplanten Vermischung in kürzester Frist völlig aufgesogen und als selbständiges Volk vernichtet worden von den numerisch wie kulturell so viel stärkeren und überlegenen Römern. Alles das bei einer ganz ruhigen Entwicklung der Dinge, die jedoch keineswegs angenommen werden konnte. Denn schließlich mußte sich Theoderich sagen, daß gerade in Italien, wo alles Römische in direktem und unmittelbarem Zusammenhang mit seinem Nähr- und Mutterboden stand, nicht die mindeste Neigung zu einer solchen Vermischung mit Barbaren vorhanden war, daß es vielmehr eine unwiderstehliche Reaktionskraft auslösen würde, wenn man eine solche Verbindung mit Zwang herbeiführte. In jedem Falle hätte er durch das Aufgeben ihrer Isolierung seine Goten direkt dem frühen Untergange entgegengeführt! Gerade weil er ein starkes gotisches Selbstgefühl hatte und national gotisch dachte, konnte er diese Wege nicht gehen! Man hat ihn, weil man seine Hochschätzung des Imperiums für das einzige Motiv dieser Politik hielt, einen „politischen Idealisten“ genannt und hat von seiner „phantastischen Staatskunst“ gesprochen. Aber man erwäge doch auch diese geringen realen Machtmittel gerade in der Zeit der Gründung seines Reiches! Und dann zeige man die anderen Wege auf, die er mit seinen 15 000 Goten,

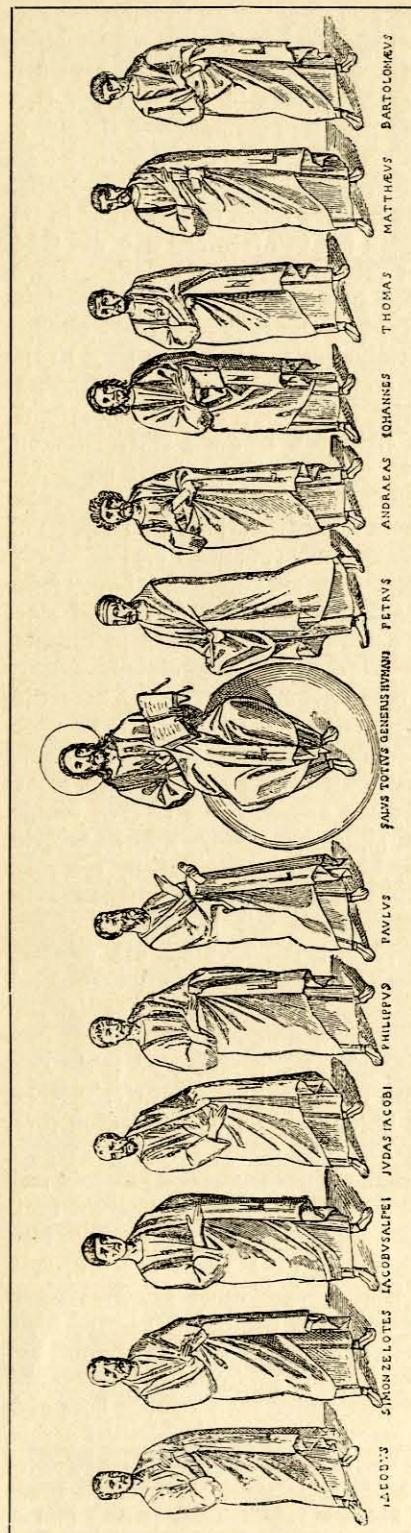


Abb. 29. Mosaic Rithmers in der Gotenkirche der hl. Agatha zu Rom.

nachdem er mit Mühe und Not Odowakars Herrschaft beseitigt, hätte gehen können! Man argumentiere doch nicht gegen Theoderich mit der Lage Chlodowechs, der katholisch geworden sei und so eine Verschmelzung der Römer und Franken und damit die Möglichkeit einer dauernden staatlichen Neubildung herbeigeführt habe. Man vergift dabei, daß Theoderich nicht Heide, sondern überzeugter Christ war und Herr seiner arianischen Volkskirche. Denn nach allem, was wir wissen, hing er mit innerer Ueberzeugung der Religion seines Volkes und seiner Väter an. Sollte er in den Tagen, da die arianische Kirche bei den germanischen Brudervölkern der Wandalen, Burgunder und Westgoten so glanzvoll und mächtig dastand, etwa dazu kommen, gering von seiner Religion zu denken? Und wenn das nicht, sollte er dann gegen seine Ueberzeugung seinen und seines Volkes geliebten Glauben nun mit einem Male einem höchst unsicheren und zweifelhaften politischen Gewinn zum Opfer bringen? Solche Zumutungen entspringen doch nur der Schwierigkeit, den wirklich gegebenen Verhältnissen gerecht zu werden. Und man erwäge doch: was Chlodowech draußen in der seit Jahrhunderten viel mehr von Barbaren durchlebten Provinz mit seinen größeren Kräften und zahlreichen Reserven anzubahnen, ich sage auch nur anzubahnen, gelang, das wäre demselben Chlodowech im italienischen Zentrum ebensowenig erreichbar gewesen wie Theoderich. Gibt letzterem, wenn wir einmal von der Unzulänglichkeit seiner Mittel abssehen, denn nicht eine Geschichte von fast anderthalb Jahrtausenden Recht? Oder ist es vielleicht dieser langen Entwicklung bis auf den heutigen Tag gelungen, Italien eine wirklich vollständig einheitliche "nationale Durchbildung" zu geben? Die Beschränkung Theoderichs auf das real Mögliche, die er zweifellos selbst als nicht ungefährlich empfunden haben wird, scheint mir einer tiefen politischen Einsicht in die wirklichen Kräfte, um die es sich hier auf beiden Seiten handelte, zu entspringen. So hatte die harte Notwendigkeit der tatsächlichen Verhältnisse, denen Theoderich mit seinem Volke unentrinnbar unterworfen war, in seinem Reich einen Dualismus geschaffen, zu dessen Zusammen-

haltung ein außerordentlich hohes Maß von diplomatischen Fähigkeiten notwendig war. Denn die auseinanderstrebenden Kräfte waren groß und zähe. Nicht als ob die Goten unzufrieden gewesen wären. Aber ein Teil des römischen Adels und Großgrundbesitzes war mit den neuen Verhältnissen von Anfang an völlig unzufrieden und ersehnte die Befreiung Italiens von den Barbaren und die Wiederaufrichtung der unmittelbaren Kaiserherrschaft. So hatte auch diese Zeit ihre Irredentisten und Imperialisten. Und Theoderich hatte von Beginn seiner Regierung an mit einer latenten Opposition im Innern zu rechnen und zu kämpfen.

Die herrschende Klasse, der römische Großgrundbesitz, der ohnedies durch die ganze Tradition, durch seine Interessen und Neigungen aufs engste mit Byzanz verwachsen war, hatte allerdings einen ganz besonderen Grund für seine Abneigung gegen die neue Herrschaft. Denn er ist aus seiner Alleinherrschaft nicht bloß auf dem politischen, sondern auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete herausgedrängt worden. Gerade Theoderich war es, der ebenso die Ausbeutungssucht der römischen Beamten wie die Preisbildung für Getreide und Wein seitens der Großgrundbesitzer sehr scharf kontrollierte. Ueberhaupt hat er jede Bedrückung der wirtschaftlich Schwächeren durch die besitzenden Klassen aufs stärkste verpönt und unnachlässliche geahndet. So sehr er dadurch diese einflussreichen Kreise vor den Kopf stossen mußte, so sehr hat er natürlich die städtische Bevölkerung und die niederen Volkschichten für seine Herrschaft gewonnen. So waren es politische und wirtschaftliche Gründe, welche die herrschende Klasse im Prinzip immer nach Byzanz hinüberwiesen.

Die arianische Religion der Goten spielt entfernt nicht die Rolle, die man ihr zuzuschreiben stets geneigt ist. Ihr Arianismus war allerdings eines der trennenden Elemente, das zu den schon namhaft gemachten kulturellen und politischen Gegensätzen und Verschiedenheiten zwischen Römern und Goten noch hinzukam. Aber diese religiöse Differenz hatte keine sehr tiefgehende Bedeutung. Einmal war der germanische Arianismus ja in Italien und namentlich in Rom keineswegs etwas

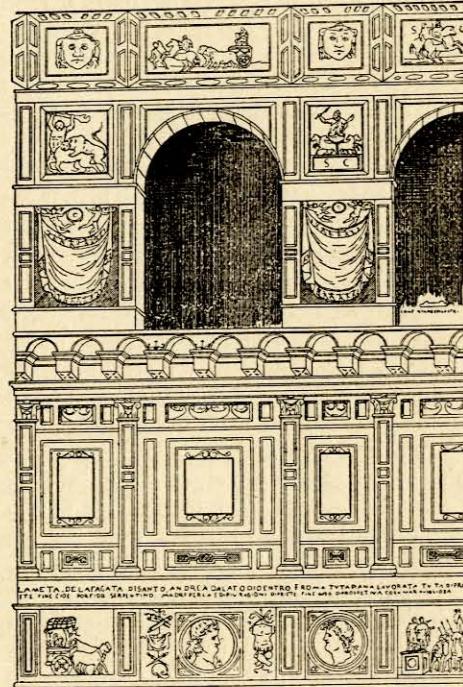


Abb. 30. Marmortäfelung und Mosaik der Wände von S. Andrea Katabarbara

auf dem Esquilin unweit der Lateranbasilika einen antiken Prunksaal zu einer Kirche adaptieren lassen und dem Papste Simplicius übergeben. Es ist die Kirche S. Andreas Katabarbara, die bis ins 17. Jahrhundert noch gut erhalten war. Derselbe Valila hat auch bei Tivoli eine Kirche gegründet. Auch unter den Ostgoten selbst gab es eine Anzahl von hochstehenden und vermögenden Katholiken, an ihrer Spitze die Mutter des Königs Ereliava. Wir wissen von einer katholischen reichen Gotin Hildevara, die in einer zu

Classis ausgefertigten Urkunde vom Jahre 523 ihre Besitzungen dem katholischen Bischof Ecclesius von Ravenna zum Geschenke macht. Eine andere undatierte Urkunde des 6. Jahrhunderts berichtet, daß eine freigelassene Gotin Sisivera ihre in der Nähe von Ariminum gelegenen Besitzungen, welche ihr von ihrer Herrin Theudifara geschenkt worden waren, an die Kirche von Ravenna übergibt. Ferner war der Arianismus dieser Ostgoten nicht aggressiv weder seiner inneren Natur noch der ganzen Politik Theoderichs nach. Diesem Arianismus fehlte durchaus der Trieb zur Missionstätigkeit und Propaganda; schon die gotische Bibel und Kultsprache mußten hier hindernd im Wege sein. Für Theoderich und sein Volk standen überdies – die Situation war hier eine ganz andere wie bei den arianischen Wandalen, durch welche die katholische Kirche aufs heftigste bedrängt wurde – viel wichtiger materielle Fragen im Vordergrund des Interesses. Von Seite der Ostgoten war also dem religiösen Gegensatz die verlebende Spitze abgebrochen. Das gleiche war aber dank eines für Theoderich außerordentlich glücklichen Zusammentreffens auch der Fall bei den Katholiken. Ihre religiösen Befürchtungen gingen damals nach einer ganz anderen Seite. Die vom Kaiser protegierte monophysitische Häresie Ostroms war für die katholische Kirche Italiens eine ganz andere, eine wirkliche und sehr große Gefahr. Gerade dem Schutze dieses arianischen Königs sollte es die römische Kirche verdanken, daß sie von dem Monophysitismus nicht noch in stärkerem Maße belästigt wurde, als es immerhin geschah. Was bedeutete gegenüber dieser von der vollen Kaisermaßtritt getragenen siegreich überall vordringenden Häresie der Arianismus dieser gotischen Fremdlinge! Diesen ostgotischen Arianismus werden die Römer nicht anders empfunden haben denn als einen Bestandteil der Barbarei dieses Volkes überhaupt. Hatten doch fast alle germanischen Nationen diesen gotischen Glauben, der bei Griechen und Römern selbst längst verschwunden war. Ueber den Arianismus dieser ostgotischen Landesgenossen hat man sich wie über ihre Barbarei wohl mit dem Ausdruck des Bedauerns, vielleicht sogar der Geringsschätzung

erhaben gefühlt. Jedenfalls finden wir nichts von religiöser Animosität oder Befürchtung gegenüber den Goten. ☐☐
So begreifen wir auch, daß von Anfang an, namentlich während der Periode der Pazifizierung Italiens, die oberitalienischen Bischöfe, allen voran der edle unermüdlich bis zum Tode (496) sich aufopfernde Epiphanius von Pavia und der Theoderich ergebene Erzbischof Laurentius von Mailand eifrig bemüht gewesen sind, Hand in Hand mit dem Könige die schweren Wunden zu heilen, welche der beinahe fünfjährige Kampf Norditalien geschlagen hatte. Auch Papst Gelasius, der gelehrte Theologe und charakterstarke Kirchenfürst, war wiederholt in Beziehungen zu dem arianischen Ostgoten und seiner katholischen Mutter getreten; er hat stets Hilfe gefunden, wenn es sich um den Schutz der kirchlichen Rechte handelte. Dieses vertrauensvolle Entgegenkommen der katholischen Bischöfe war für die Herrschaft Theoderichs von der allergrößten Bedeutung. Denn die Stellung der Bischöfe im öffentlichen Leben war eine ganz außerordentlich einflußreiche; sie repräsentierten, kann man sagen, das öffentliche Gewissen und waren gleichsam öffentliche Kontroll- und Schutzorgane, die subsidiär überall eingriffen, wo es notwendig war, in der städtischen und staatlichen Verwaltung, in der Gerichtsbarkeit wie im Armenwesen. Von irgend einer Spannung der maßgebenden kirchlichen Kreise gegen den arianischen Ketzerkönig in dieser Zeit findet sich keine Spur. ☐☐
Auch verhielten sich durchaus nicht alle vornehmsten und besitzenden Römer gegen die neue Herrschaft ablehnend. Von den ersten Jahren an hat eine nicht geringe Anzahl von Männern aus dem alten Adel treu mit Theoderich zusammengearbeitet, um den Übergang zur neuen Ordnung der Dinge für Italien möglichst glatt und gut zu gestalten. Aus ihnen ragen besonders zwei hervor. Schon in den neunziger Jahren hatte sich der Vater jenes Cassiodor, der mit unvergleichlicher Hingabe mehr als ein ganzes Menschenalter hindurch im Dienste der Goten stehen sollte, um Theoderichs Herrschaft in verschiedenen Amtshandlungen bedeutende Verdienste erworben. Dann hatte Liberius, eine der edelsten und

verdienstvollsten Persönlichkeiten aus Theoderichs Zeit, an der Spitze der Ansiedlungskommission eine unendlich schwere Aufgabe zur Zufriedenheit des Königs und unter großer Schonung der Römer gelöst. ☐☐
Die Landanweisung an die Goten mußte vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ja eine drückende Maßregel sein. Denn die Barbaren nahmen den Besitzenden, meist Großgrundbesitzern, ein Drittel von Grund und Boden und die zur Bewirtschaftung notwendigen Kolonen und Sklaven oder, wo eine solche reale Teilung nicht stattfand, den dritten Teil der Rente weg. In dieser Weise waren die Goten in einem mehr oder weniger dichten Netz von Ansiedlungen über ganz Norditalien, das nördliche Tuscien und den östlichen Teil von Mittitalien verteilt worden, während Sizilien, Unteritalien und die westliche Hälfte Mittitaliens mit der Campagna, Rom und dem südlichen Tuscien freibleiben sind. Am dichtesten saßen sie in Oberitalien; gering wird ihre Zahl gewesen sein in Dalmatien und dem Lande zwischen Drave und Save. Völlig neu war freilich diese Last den Römern nicht; denn unter Odowakar war es ja ähnlich gewesen. Aber die Zahl der Goten war größer und damit wuchs die Last. In der Haupsache mußten die Barbaren, wenn sie auch Grundsteuer bezahlten, als die schützende Wehrmacht eben doch von dem römischen zivilen Teile des Staates erhalten werden. ☐☐
Obwohl sie an Eigenem nichts besaßen und verdienten, waren aber doch die Goten in Italien das herrschende Element. Die kulturell viel höher stehenden und besitzenden Römer bildeten nur sozusagen die mechanischen Teile der alten Reichsmaschine, während Theoderich mit seinen gotischen Großen deren Gang bestimmte und regelte. Daß der national lebhafter empfindende Teil der Römer mit dieser Lage nicht zufrieden war, begreift sich. Aber es handelte sich eben für ihn wie für Theoderich und seine Goten um Kompromisse, welche durch die Macht der realen Verhältnisse, die keines von beiden zu ändern stark genug war, notwendig geworden sind. Für Theoderich mußte unter solchen Umständen die höchste Aufgabe darin bestehen, die für die Existenz seiner Gründung notwendigen gemein- schaftlichen Beziehungen zwischen dem „römisch zivilen“ und dem „gotisch militärischen“ Teil zu erhalten und im Zusammenarbeiten für das Gedeihen des italienischen Reiches fruchtbar zu machen. ☐☐
An seinen Goten bestand die Hauptarbeit im wesentlichen darin, sie an das Leben in einem Kultur- und Rechtsstaat zu gewöhnen. Gesetzlichkeit, Rechtsordnung, Rechtsicherheit mit einem Worte die „civilitas“ war das Ideal, zu dem er sein Volk erziehen wollte. Seine Leute sollten sich jeder Selbsthilfe und jeder Gewalttätigkeit enthalten. Es war eine schwere Arbeit. Aber sie gelang. „Wer möchte glauben, so schreibt Ennodius im Panegyrikus, daß die Helden, solange es ruhig ist, eine ihnen sonst fremde Furcht (vor den Gesetzen) nicht verschmähen? Denn die im Kriege unbändigen Gemüter hält das Gesetz in Schranken; sie beugen ihren Nacken nach den Lorbeerren unter die Verordnungen, und nach Niedertretung feindlicher Schlachtkräfte herrschen die Erlasse über die, vor denen die Waffen wichen.“ So sollten die Römer Vertrauen zu den Goten und die Überzeugung gewinnen, daß diese sich in die italienischen Verhältnisse einleben und so die alte römische Kultur bewahren helfen würden. Diesem Zwecke diente das für seine Goten bestimmte Edictum Theoderichs, das im Grunde nichts anderes wollte, als „das römische Recht durch Vollzugsverordnungen in Kraft zu setzen“. Denn „Ruhm und Ehre der Goten besteht, wie Cassiodor es Theoderich aussprechen läßt, in der Aufrichterhaltung der bestehenden Rechtsverhältnisse“. ☐☐
Diese Angleichung der vorhandenen Gesetze erforderte natürlich ein hohes Maß von Kenntnissen, Einsicht und Geduld. Nicht als ob Theoderich diese Arbeit allein geleistet hätte. Er wurde von hervorragenden Römern, namentlich auch Bischöfen und erfahrenen Goten unterstützt und beraten. Aber es ist merkwürdig, wie der rücksichtslos, ja gewissenlos dareinfahrende Kriegsmann von ehedem, nachdem er sich seine Position geschaffen, nun wie mit einem Schlag ein ganz anderer wird: ein Diplomat, der mit politischer Begabung, mit bewundernswerter Weisheit und Klugheit fast durch ein ganzes Menschenalter hindurch diese Aufgabe auf das glücklichste

lösen sollte. So hat er sich in der Tat die Achtung und Verehrung auch der innerlich widerstreitenden Römer zu erringen vermocht. Noch wichtiger war es für ihn, daß auch seine Bemühungen um die kaiserliche Anerkennung seiner ganzen Stellung schließlich doch von Erfolg gekrönt waren. Schon Ende 490 hatte er zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt, an deren Spitze das Haupt des römischen Senates Festus gestanden war. Allein Kaiser Zeno († April 491) hatte gezögert; und der neue Kaiser Anastasius war noch viel weniger geneigt gewesen, Theoderichs Wünschen zu willfahren. Erst im Jahre 498 hat dieser Kaiser das Uebereinkommen Theoderichs mit Zeno erneuert und dem Gotenkönige die kaiserlichen Abzeichen zugesendet, das Purpurgewand, das Diadem,

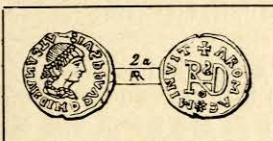


Abb. 31. Kaiser Anastasius (491–518). Nach einer Silbermünze, die auf der Rückseite das Monogramm Theoderichs trägt

war Theoderich als Herrscher Italiens auch von Byzanz aus anerkannt. Er sollte es als König seiner Goten im Namen und an Stelle des Kaisers und als Teil des Kaiserreichs regieren. Das gotische Königtum und die italienische Reichsverwaltung waren in einer Personalunion verbunden. Theoderich stand als König an der Spitze seiner Goten, die unter Ausschließung der Römer die Schutz- und Wehrkraft Italiens darstellten; und zugleich stand er trotz kaiserlicher Delegation als römischer Beamter, als Regent an der Spitze der völlig unveränderten römischen Zivilverwaltung Italiens, von der die Goten ausgeschlossen waren. Diese Doppelstellung Theoderichs begegnet uns auch in seiner Titulatur. Er nennt sich Flavius Theodericus rex, wobei das barbarische „rex“ seine Stellung gegenüber seinen Goten, und der römische kaiserliche Geschlechtsname „Flavius“ seine Beziehungen zu den

Römern zum Ausdruck bringen. Das der Person des Kaisers reservierte „Augustus“ fehlt. Trotz des Purpurs ist er eben doch nicht Kaiser. Er darf nicht in eigenem Namen Münzen prägen. Die Münzen tragen Namen und Bild des Kaisers auf der Vorderseite, während Theoderich nur sein Monogramm auf der Rückseite beifügt. Es sind wohl Abweichungen vorgekommen; aber das waren eben dann Überschreitungen des zugestandenen Rechtes. Der König hat ferner nicht die Fähigkeit, das römische Bürgerrecht zu verleihen. Und er hat nicht das volle (beide Reichsteile verpflichtende) Gesetzgebungsrecht; seine Delegation ist auf Italien beschränkt.

D freilich hat Theoderich regiert wie ein Imperator in fastabsolutistischer Weise. Stets hat er, wo die römischen Behörden nicht richtig und schnell genug funktionieren wollten, durch die zielbewußte Einrichtung eigener königlicher Exekutionsorgane (der königlichen Saiones), des königlichen Schutzes (der Tuitio) und des Königsgerichtes direkt, unmittelbar und höchst persönlich eingegriffen. So ist von der natürlichen Energie seiner Persönlichkeit auch der ganze römische Verwaltungsapparat mit neuer Spannkraft geladen worden. Und er hat gearbeitet wie in den besten Zeiten des Reiches und hat Frieden und Glück wieder über Italien gebracht, sodass Ennodius sagen konnte:

„Der Schatz des Staates wuchs mit dem Wachstum des Privatvermögens; nirgends an deinem Hofe Kunstbuhlerei und überall Verteilung der Schätze. Niemand geht unbeschont von dannen, und keiner befiegt die Wehen der Gütereinziehung. In deinen Gesandtschaften herrscht unsterbliche Rührigkeit; du bringst die Aufträge in Ordnung, ehe du die Gesandten siehst; auf deine Entgegnungen weiß man nichts zu erwidern, auf deine Einwürfe nicht leicht eine Lösung zu finden. Statt der Waffen wacht die Meinung von unserem Fürsten. Für unsere Ruhe steht auf der Hut unseres großen Königs Sorge; und dennoch hörst du nicht auf, feste Plätze zu bauen, deine Vorsorge ins Weite rückend. In dir wohnt die unbekümmerte Ruhe eines tapferen und die Bedächtigkeit eines besorgten Mannes. O doppelte Fülle der Tugenden in einem Fürsten!“

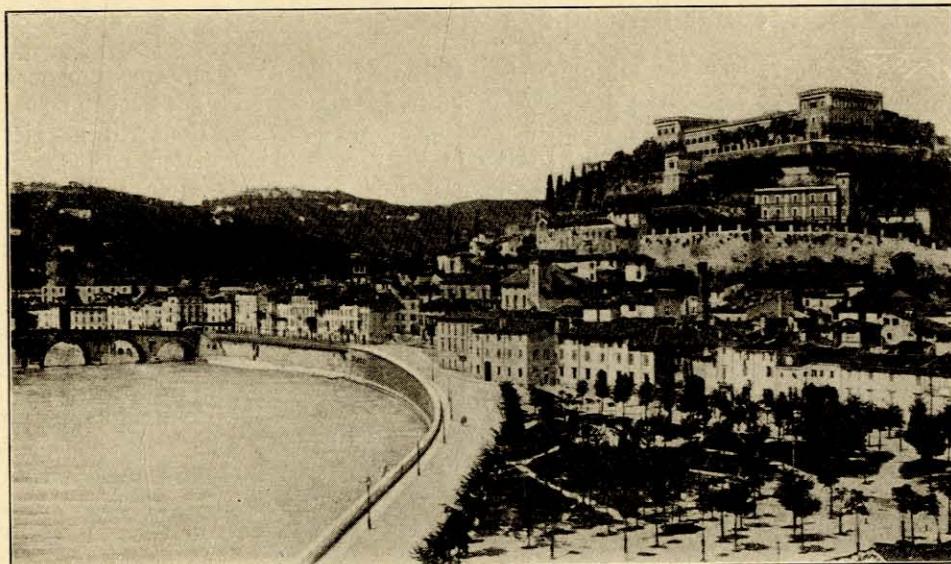


Abb. 32. Verona mit Hügel und Kastell San Pietro

In der Tat hat Theoderich im Dienste der Reichsverteidigung, die ja die Hauptaufgabe seiner Goten war, unermüdlich gearbeitet und eine ganze Reihe von größeren und kleineren militärischen Bauwerken geschaffen.

Neben Ravenna, das sich eben noch als unschätzbarer Stützpunkt für jeden italienischen Herrscher erwiesen, und das Theoderich sich auch deshalb zu seiner Residenz erwählt hatte, war für das neue Reich von größter Bedeutung eine andere militärisch fast ebenso wichtige Stadt in Oberitalien, das am Kreuzungspunkt zweier großer Heerstraßen gelegene Verona, „der Schlüssel von Italien“. Möchten die Feinde die Brennerstraße vom germanischen Norden oder die Straße Emona (Laibach)–Aquileja vom byzantinischen Osten her kommen, hier mußte sich zuerst der Strom brechen; und der Frante, der etwa aus dem Westen einfiel, konnte diese Festung nicht im Rücken lassen. Hier erstand deshalb auch oben auf dem Colle di San Pietro des friegsgeübten Königs zweite Residenz. Auch in dem militärisch wichtigen Pavia, wie in dem Mailand nahe gelegenen Monza erbaute sich Theoderich je einen Palast. Mag der letztere auch dem König als Sommerresidenz gedient haben, die anderen Paläste, die er sich schuf, waren die Mittelpunkte von

Städten, die für militärische Zwecke besonders wichtig und deshalb stets von größeren gotischen Garnisonen belegt waren. Das letztere galt wie von Pavia und Verona so z. B. auch von Rom, Neapel, Syratus und Salona. Eine andere wichtige Sorge des Königs war die Instandhaltung und Neuerbauung der Stadtmauern, vor allem in Rom, und die Befestigung so stark exponierter Städte wie Pavia und namentlich Verona. Daneben hat Theoderich es als eine seiner dringendsten Pflichten angesehen, durch starke, von gotischen Führern kommandierte Besatzungen in Orten wie Verruca⁴, Como und Aosta sowie durch Errichtung von zahlreichen Kastellen und Sperrforts in den Alpen für den Schutz der Grenzen mit allem Nachdruck zu sorgen. Dagegen ist als stehendes Heer in friedlichen Zeiten nur ein geringer Teil der Goten unter den Waffen gestanden. Die Kriegstüchtigkeit der großen in ihren römischen Dritteln „in geschlossener Wirtschaft“ lebenden Massen ist vielmehr durch wiederholte Einberufungen und Mobilisationen aufrecht erhalten worden. So hat Theoderich nach allen Seiten hin vorschauend die italienischen Verhältnisse geordnet und dem schwer heimgesuchten Land ein Menschenalter des Friedens geschenkt, wie es seit den Tagen der Kaiserin Galla Placidia nicht mehr erlebt worden war.

IV. Kapitel · Im katholischen Rom

In der Wende des Jahrhunderts stand Theoderich am glücklichen Ende einer zehnjährigen gefahr- und mühevollen Periode, deren Arbeit der inneren Befestigung und äußeren Anerkennung seiner Regierung gegolten hat. Einen glanzreichen Abschluß fand diese erste Epoche seiner italienischen Wirksamkeit in der ersten feierlichen Romfahrt des Ostgotenkönigs im Jahre 500. Erst nachdem er seine Herrschaft nach allen Seiten hin gesichert, erst nachdem fester Friede und glückliches Gedeihen über Italien gekommen war und auch die widerstreitenden Römer mit dem Wandel der Dinge versöhnen konnten, betrat der Barbare die ewige Roma, die Herrin der Welt, die Wunderstadt, um von ihr Besitz zu nehmen.

Rom war freilich längst nicht mehr die Hauptstadt des Weltreiches, nicht mehr die Residenz seiner Kaiser. Es war in dieser Beziehung abgelöst worden von Konstantinopel, von Mailand und Ravenna. Wie eine königliche Witwe, der Nachkommenschaft versagt war, so lebte das Rom seiner Zeit ohne große wirkliche Macht und Bedeutung, aber strahlend im alten Herrschergewand und liebenvoll ausgezeichnet von der begeisterten, dankbaren Verehrung seines Volkes, dem es ein Symbol alter Herrlichkeit und ein Gegenstand neuer Hoffnungen war. Rom besaß eben unverlierbar den Zaubergrauß seiner tausendjährigen ruhmvollen Geschichte und die Ehrenkrone seiner den Erdkreis umspannenden Verdienste. Und so ist Theoderich der ewigen Stadt mit aufrichtiger Ehrfurcht und Bewunderung genährt.

In diesem Rom trat dem Germanen das spezifisch Römische in voller Konzentration entgegen. Mit großer Feierlichkeit zogen ihm der Papst, umgeben von seinem Klerus, der ganze Senat und eine große Menge des Volkes bis vor die Stadttore hinaus entgegen. Der erste Besuch des Königs galt, „wie wenn er katholisch gewesen wäre“ — so sagt ein etwas späterer geistlicher Chronist aus Ravenna — der Basilika des heiligen Petrus. Dort verrichtete er sein Gebet und erwies dem Papste Symmachus, der das Jahr zuvor in Ravenna aus des Königs Händen die Entscheidung über die

Gültigkeit seiner Wahl entgegengenommen hatte, seine Verehrung. Die Bedeutung des Bischofs im damaligen Rom tritt uns hier in ihrer ganzen Wichtigkeit vor Augen. Der Papst war damals infolge seiner kirchlichen Stellung der angesehenste und infolge der ausgezeichneten wirtschaftlichen Lage der römischen Kirche der einflußreichste Mann in der Stadt, ja in ganz Italien. Und sein Klerus war neben den Senatoren der wichtigste Stand. Zwar der Senat selbst war eine Organisation, die, wenn sie auch direkt mit dem Kaiser in Konstantinopel verkehrte und vereinzelt auch Beschlüsse mit Gesetzeskraft erließ, neben Theoderich wenig praktische Bedeutung besaß. Aber der Senatorenstand war doch von einem nicht zu unterschätzenden politischen Einfluß, weil er sich aus den reichsten und vornehmsten alten Familien der römischen Gesellschaft rekrutierte. Mit dem römischen Klerus war er der Hauptträger der römischen Tradition. Der römische Senat und der katholische Klerus in Rom waren die ersten Repräsentanten des national Römischen in der ewigen Stadt und mußten von dem arianischen barbarischen Machthaber entsprechend seinen politischen Grundtendenzen mit ganz besonderer Vorsicht und Auszeichnung behandelt werden. Deshalb hatte sein erster Besuch St. Peter und dem Papste gegolten.

Dann zog er — so machten es später auch die Deutschen Kaiser — im Triumph über die Tiberbrücke in das alte Rom ein. Hier galt sein zweiter Besuch, auf dem altberühmten römischen Forum, dem Senat und dem römischen Volke. Dort spielte sich eine geschichtlich denkwürdige Szene ab, die den afrikanischen hochgebildeten Mönch Fulgentius, der sich eben damals in Rom aufhielt, so in Staunen versetzte, daß er das ganze prächtige Bild nur mit der Herrlichkeit der Auserwählten und der Schönheit des himmlischen Jerusalem vergleichen konnte. Da stand mit dem Bewußtsein und der Würde eines Mannes, dem schon vor vielen Jahren drüben in Byzanz der Kaiser vor seinem Schloß ein Reiterstandbild aufgestellt, der ostgotische König und Regent vor den alten herrlichen Bauwerken des Forum, den Basiliken, Tempeln und

Triumphbogen, im Anblicke des Kapitols und des Palatin, umgeben von dem Kreise der Senatoren und des hohen Klerus, umjubelt von der Masse des Volkes und seiner gotischen Krieger. Was sein Programm von Anfang an gewesen, das hat er jetzt in feierlicher Rede der ewigen Roma, vor deren Majestät er sich bewundernd neigte, noch einmal versprochen: daß er die Gesetze der Kaiser unverletzt stets aufrechterhalten und dem Glücke des römischen Volkes leben wolle. Seine Worte wurden auf ehernen Tafeln eingegraben und diese kamen auf dem Kapitol zur Aufstellung.

Mit gleicher Unmittelbarkeit drängten sich ihm die Bedürfnisse des römischen Volkes auf, welches mit seinem Ruf nach Brot und Zirkuspielen durch die Jahrhunderte hindurch das alte geblieben war. Mit echt kaiserlicher Freigebigkeit hat Theoderich dieses Verlangen zu stillen getrachtet. Aus einer bestimmten Spendung, die er machte, sollten an das Volk jährlich 12000 Scheffel Getreide verteilt werden, eine Summe, die etwa für 2000 Menschen ausgereicht haben dürfte. Und an Belustigungen sollte es den Römern, namentlich in den Monaten seines Aufenthaltes

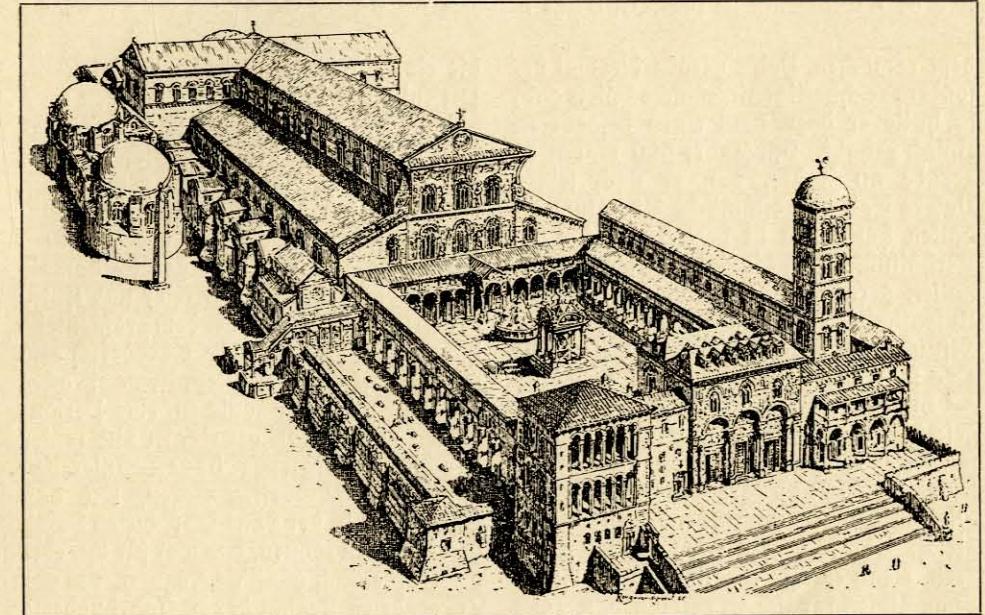


Abb. 33 · Die Peterskirche im Mittelalter

Sein dritter Gang führte ihn hinauf zu den Kaiserpalästen auf den Palatin. Dort nahm er in den Gemächern der alten Imperatoren Wohnung. Verfall und Niedergang traten ihm ganz besonders an dieser Stätte entgegen. Was er da und sonst mit eigenen Augen sah, mochte ihn, der das lang ersehnte Rom zum erstenmal betrat, mit Wehmut erfüllen. Jedenfalls hat es in ihm den Wunsch erweckt, Hand in Hand mit dem römischen Adel für die Restaurierung und Instandhaltung der herrlichen Bauwerke und Monamente der Stadt Sorge zu tragen.



Abb. 34 . Wettrennen im römischen Zirkus Maximus

dem römischen Volke gerade diesmal besonders reichhaltige zirzenische Spiele gab, so hatte er dazu noch einen besonderen Anlaß gehabt. Im Jahre 500 waren es gerade 30 Jahre, daß er nach seines Vaters Tod das ostgotische Königtum erhalten hatte. Es ist bezeichnend für die Verhältnisse, daß die Feier dieser Trizennalien gerade während dieses römischen Aufenthaltes unter Entfaltung besonderer Festlichkeiten begangen wurde.

So war das halbe Jahr von Frühjahr bis Herbst 500 ausgefüllt mit Staatsgeschäften, öffentlichen Feiern und unermüdlicher Sorge um die kostbarste Perle seines Reiches und ihre Bevölkerung. In alledem tat Theoderich es den besten Kaisern gleich. Und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn es ihm wirklich gelang, Roms Sympathien für sich zu gewinnen.

In hohem Maße gilt das speziell auch vom römischen Klerus. Dazt dieser auf seiner Seite stand, war für den arianischen Goten von ganz besonderer Wichtigkeit. Denn die Bedeutung der römischen Kirche — ähnliches gilt auch von den anderen großen italienischen Kirchen, z. B. von Mailand und Ravenna — war gerade in diesen Zeiten des allgemeinen Niederganges im weströmischen Reich auch auf sozialem und politischem Gebiete eine sehr große geworden. Die katholische Kirche Italiens war schon seit längerem ein politischer Machtfaktor allerersten Ranges. An ihrer Spitze stand die römische Kirche mit ihrem Bischof, der, seitdem Rom aufgehört hatte, Kaiserresidenz zu sein, mehr und mehr

die einflußreichste, größte und gefeiertste Persönlichkeit in der Stadt geworden war. „Papst Leo I. vor Attila und Geiserich“ bedeutet, daß der römische Bischof bereits der moralische Herr Roms gewesen ist. Aber nicht nur das. Sein kirchlicher Einfluß umfaßte die Länder des gesamten Westreiches; und er war gerade damals wieder der geborene Vertreter und Hüter der Orthodoxie gegenüber dem größtenteils häretischen Orient. Für Theoderich also war der Papst der Repräsentant alles Römischen und Katholischen, eine Persönlichkeit von großartiger idealer und realer Macht. Dazt gerade deren Interessen damals schützbedürftig waren, und dazt Theoderich in der Lage war, diesen Schutz gewähren zu können, das war für ihn eine außerordentlich günstige Fügung.

Gerade zu Beginn des 6. Jahrhunderts war die Lage des Papstes wie die allgemeine Lage der katholischen Kirche überhaupt eine keineswegs günstige. Im byzantinischen Orient hatten unter dem Schutz der Kaiser die monophysitischen häretischen Parteien in oft blutigen Kämpfen die Oberhand bekommen, und die Orthodoxie mußte unter diesen leidenschaftlich geführten Streitigkeiten unsäglich leiden. Nicht minder war eine freie Entfaltung des katholischen kirchlichen Lebens im wandalischen Afrika und (freilich in bedeutend geringerem Grade) im westgotischen Spanien und Südwesterfrankreich unterbunden, wo mit den Barbaren ein aggressiver Arianismus dominierte. In den Donauländern aber finden wir, soweit nicht gleichfalls die Lehre

des Arius herrschte, den Glauben, den ein heiliger Severin gepredigt hatte, erdrückt unter der ungestümen Wucht der wandelnden Völkerscharen. Selbst die italienische Kirche blieb nicht verschont. Auch hier war die katholische Religion eine Zeitlang ernstlich bedroht; nicht etwa durch den Arianismus seiner ostgotischen Herren, sondern durch den Monophysitismus, dem Kaiser Anastasius auch in Rom Annahme verschaffen wollte. Die einzige politische Macht, welche die Interessen der katholischen Kirche an der Schwelle des 6. Jahrhunderts wifsam vertreten konnte und wollte, war der seit dem Jahre 496 katholisch gewordene Frankenkönig Chlodowech, der von jetzt ab, bewundert wie ein „glänzendes Meteor“ am westlichen Himmel, als neues treibendes Moment in der Geschichte des Abendlandes hervortrat.

Thm gegenüber war Theoderich, eben weil er selbst der arianischen Häresie angehörte, in seinen Beziehungen zu den katholischen Italienern in entschiedenem Nachteil. So sehr er in allen anderen Fragen tatsächlich die Rolle eines Kaisers spielte, so wenig war es ihm möglich, gegenüber der katholischen Kirche jene Stellung einzunehmen, welche den orthodoxen Kaisern von der Kirche eingeräumt war. Theoderichs Standpunkt gegenüber den religiösen Unterschieden in seinem Reich war von vornherein gegeben durch den Gesamtkarakter seiner Politik, welche den ganzen Komplex von Verschiedenheiten zwischen Römern und Goten aufrechterhielt und nur zur notwendigen politischen Zusammenarbeit einte. Die konfessionelle Differenz war nur ein Moment innerhalb der großen Gruppe von kulturellen und politischen Verschiedenheiten und Gegensätzen zwischen Goten und Römern. Auch in der konfessionellen Frage war, durch die eigenen höchsten Interessen diktiert, seine prinzipielle Stellung die einer gegenseitigen Achtung der religiösen Überzeugung und eines vollkommenen Schutzes des religiösen Besitzstandes. Ja noch mehr. Die eigenartige politische Situation scheint Theoderich auf einen der religiösen Toleranz nahe kommenden Standpunkt gedrängt zu haben. Cassiodor wenigstens hat seines Königs Anschauungen in den nicht zum ersten Male gebrauchten Worten zum Ausdruck gebracht: „Die Religion können wir nicht anbefehlen, weil niemand gezwungen werden kann, daß er wider seinen Willen glaubt“. Freilich hat das nicht den Sinn der aufgeklärten Toleranz oder der modernen Parität, da mit Ausnahme der wegen ihres Irrtums mitleidig bedauerten Juden, welchen diese Worte Cassiodors gelten, alle Nichtkatholiken und Nichtarianer, z.B. die Manichäer und die Heiden, verfolgt werden. Der König selbst hat die katholische Religion nicht etwa unter dem Druck der übermächtigen politischen Verhältnisse bloß geduldet, sondern er hat ihr in hohem Grade Vertrauen und Wertschätzung entgegengebracht. In seiner Familie wie in seiner nächsten Umgebung finden wir Katholiken. Seine eigene Mutter Ereliava bekannte den katholischen Glauben und war in nahe Verbindung mit Papst und Bischöfen ihrer Kirche getreten, für die sie als gute Landesmutter manche wirkliche Bitte bei ihrem königlichen Sohn eingelegt hat. Ein katholischer Diakon Helpidius war des Königs Leibarzt. Religionswechsel, auch Übertritte zum Arianismus, hat Theoderich geradezu verabscheut, wie ein fast gleichzeitiger byzantinischer geistlicher Chronist durch die Erzählung folgender Legende zu berichten weiß: „Theoderich hatte einen orthodoxen Diakon, den er über alles liebte und begünstigte. Dieser Diakon aber war der Meinung, er werde seinem königlichen Herrn den größten Gefallen erweisen, wenn er von dem rechten Glauben zu dem des Arius abfiele. Als Theoderich hiervon erfuhr, ließ er seinen bisherigen Liebling sofort enthaubern, indem er sagte: „Wenn du deinem Gottes die Treue nicht gehalten hast, wie wirst du einem Menschen gegenüber ein reines Gewissen bewahren?“

Durch diese Stellungnahme gegenüber der katholischen Kirche unterschied sich Theoderich ebenso von den westgotischen und wandalischen Königen, welche dieselbe zugunsten ihres Arianismus oder vielmehr ihrer Herrschaft bis aufs Blut verfolgten und unterdrückten, als von Chlodowech, welcher selbst die Religion der Bevölkerung des von ihm eroberten römischen Gebietes angenommen hatte. Durch die Prinzipien seiner Kirchenpolitik wlich Theoderich aber auch in beachtenswerter Weise

von den Prärogativen der Kaiser ab, deren Rechte er doch sonst nach allen andern Richtungen hin übernommen hatte. Die Kaiser waren aus Beschützern nur zu bald die Herren ihrer Kirche geworden; ihr Caesarpapismus hat auch in kirchlichen Dingen die absolute Autorität beansprucht und vielfach auch ausgeübt. In dieser Beziehung konnte der germanische Arianer nicht in die ihnen von der Kirche eingeräumten Rechte eintreten. Er konnte bloß deren Beschützer sein; nur dann kümmerte er sich um die inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche, wenn er von den Bischöfen darum gebeten wurde. Außerdem gab es nur noch einen einzigen Gesichtspunkt, unter dem er gegebenenfalls in kirchliche Verhältnisse eingriff, nämlich die allgemeine öffentliche Ordnung und Ruhe. In beiden Fällen hat Theoderich sich tatsächlich mit den kirchlichen Verhältnissen befasst; aber nicht immer mit der an ihm sonst gewohnten durchgreifenden Entschiedenheit, sondern mit jener Zurückhaltung, wie sie ihm gegenüber einer andern Kirche geboten schien.

Für die katholische Kirche Italiens waren diese kirchenpolitischen Grundsätze Theoderichs von der günstigsten Bedeutung. Sie erfreute sich in ihren Päpsten und Bischöfen unter Theoderich einer Unabhängigkeit und Selbständigkeit wie unter keinem der orthodoxen Kaiser. Die Sehnsucht nach deren Regiment ist in diesen Zeiten um so weniger lebendig geworden, als sie drüben in Konstantinopel die monophysitische Häresie mit allen Mitteln zur Herrschaft im ganzen Reich zu bringen versuchten. Ihre monophysitische Kirchenpolitik hatte im acacianischen Schisma (484—519) sogar zum Bruch zwischen der römischen und griechischen Kirche geführt. So stand zwischen dem katholischen Rom und dem Kaisertum die Scheidemauer der Häresie.

Das war eine Tatsache, welche nicht nur für die Kirchenpolitik, sondern für die Politik Theoderichs überhaupt von der allergrößten Bedeutung war. Denn bei der ganzen Frage handelte es sich nicht bloß um Religion und Häresie, nicht bloß um den kirchlichen Vorrang der großen östlichen Patriarchate; sondern im Mittelpunkt stand für die Kaiser die große Reichs-

politik. Und an der war auch Theoderich vital beteiligt. Kaiser Zeno suchte um jeden Preis im Interesse einer einheitlichen Reichspolitik die kirchliche Einheit im Osten wieder herzustellen. Auch um den Preis der Orthodoxie. Sein Hosptiarch Acacius hat zu diesem Zwecke ein im Grunde monophysitisches Einigungsdekret, das Henotikon, ausgearbeitet, auf dessen Mittellinie sich alles im Reiche zusammenfinden sollte. Gegen eine solche Religionspolitik hat allen voran die römische Kirche in diesen Jahren einen doppelten Kampf gefämpft: den Kampf für die kirchliche Rechtgläubigkeit und den Kampf für die kirchliche Unabhängigkeit von den Interessen der Reichspolitik. Es sind denkwürdige Worte, die beim Ausbruch des Schismas Papst Felix III. am 1. August 484 an Kaiser Zeno schrieb:

„Ich glaube, daß Deine Frömmigkeit den himmlischen Anordnungen Folge leisten und wissen sollte, daß ihr die Herrschaft über die menschlichen Angelegenheiten in der Weise vertraut ist, daß sie kein Bedenken trage, das, was Gottes ist, von den durch Gott bestellten Dienern zu lernen. Ich glaube, es dürfte jedenfalls für Euch vorteilhaft sein, wenn Ihr die katholische Kirche unter Eurer Herrschaft ihre Gesetze handhaben und durch niemanden ihre Freiheit beeinträchtigen lasset, da sie Euch die Herrschaftsgewalt (gegen Basiliscus) wiedergewann. Denn es ist gewiß, daß es Eurer Sache zum Heile gereicht, wenn Ihr, wo es sich um Gottes Angelegenheiten handelt, nach seiner Anordnung Euren kaiserlichen Willen den Bischöfen Christi unterzuordnen, nicht aber vorzuziehen sucht. So sollt Ihr auch nicht über die Anordnungen desjenigen herrschen wollen, dem nach Gottes Willen Eure Milde sich in frommer Ergebung unterwerfen soll.“ So stand das katholische Rom gegen den Kaiser. Und so kam es, daß des Kaisers Gegner und Rivalen während dieser großen, ein ganzes Menschenalter dauernden kirchlichen Kämpfe infolge der natürlichen Interessengemeinschaft auf der Seite der römischen Kirche zu finden waren.

Das gilt wie von Anderen so auch von Theoderich, den man von Byzanz aus nur so lange zu dulden im Sinne hatte, als man ihn nicht vernichten konnte. Die Häresie des Kaisertums führte die römische

Kirche und den germanischen Arianer in dieser Lage naturgemäß zusammen. So erklärt sich auch Theoderichs endgültige Stellungnahme in den wegen des acacianischen Schismas auch in Rom ausbrechenden langjährigen Unruhen. Denn seit den Tagen des Papstes Anastasius II. (496—98), der in der Frage des Schismas eine im Gegensatz zu seinen Vorgängern viel nachgiebiger Haltung eingenommen hatte und den Byzantinern bis an die äußerste Grenze entgegengekommen war, gab es in der römischen Kirche zwei Parteien. Eine byzantinerfreundliche, die im Interesse des Friedens mit Byzanz zu manchen Konzessionen an die religiöse Unionspolitik des Kaisers bereit war; und eine streng orthodoxe, die jedes Nachgeben als schuldbare Schwäche und kirchliche Inkorrekttheit verwarf. Die Opposition gegen die Nachgiebigkeit des Papstes gewann an Boden; die Gegenseite erweiterten sich und wuchsen sich unheilvoll aus. Auf der einen Seite standen die kirchlichen Parteigänger des Papstes Anastasius II.; an sie schlossen sich die Imperialisten an, welche die kirchliche Union ganz richtig als die Vorbedingung für die politische Wiedereinigung Italiens mit dem Kaisertum des Ostreiches betrachteten; hinter beiden stand Byzanz mit seiner gewaltigen Macht und schürte das Feuer der Erregung. Diese Partei rekrutierte sich aus einer Anzahl mächtiger und hervorragender Senatoren mit ihrer adeligen Verwandtschaft und aus einer Reihe von frommen angesehenen Geistlichen. Ich nenne nur Männer von dem Geistes- und Geburtsadel eines Probinus, von der politischen Bedeutung und einflußreichen Stellung eines Festus, der eben aus Konstantinopel zurückgekehrt war und dem Theoderich von dort Frieden und Anerkennung mitgebracht hatte. Er war wohl der leitende Geist dieser byzantinischen patriotischen Partei, welche die kirchliche Vereinigung unter allen Umständen herbeiführen wollte. Von Klerikern gehörten zu dieser Richtung unbescholtene fromme und zweifellos tüchtige Männer wie Paschasius und Johannes. Die Gegenpartei setzte sich zusammen aus den streng Orthodoxen im römischen Klerus und aus nicht minder angesehenen Senatoren mit ihrem Anhang. An ihrer Spitze standen Faustus

und Symmachus, Persönlichkeiten von ausgezeichnetem Ruf und berühmtem Geschlechte; ferner Liberius, der sich den Dank Theoderichs als langjähriger höchster Beamter des ostgotischen Staates besonders verdient hatte. Auch ein großer Teil des römischen Volkes befand sich auf ihrer Seite. Nach dem Tode des Papstes Anastasius (November 498) suchten beide Parteien einen Mann ihrer Richtung auf den päpstlichen Stuhl zu bringen. Die streng Orthodoxen, die in der Majorität waren, wählten und weihten zuerst im Lateran den Diakon Symmachus. Noch am gleichen Tage, aber etwas später wählten die Anhänger des verstorbenen Papstes in S. Maria Maggiore den Erzbischof der römischen Kirche Laurentius. So drohte auch die römische Kirche von einem Schisma zerrissen zu werden, wenn es nicht gelang, eine der zwei Parteien zum Rücktritt zu veranlassen. Aber wer sollte das tun? Die einzige Stelle, welcher man die Prüfung der Rechtmäßigkeit der Wahlen ohne Misstrauen von beiden Seiten übertragen konnte, und die einzige Autorität, welche gegebenenfalls dem Ergebnis der Untersuchung Beachtung zu verschaffen vermochte, war der arianische Landesherr. In der Tat entschloß man sich beiderseits, den König um die Wahlprüfung anzuregen. Die beiden Gewählten gingen selbst nach Ravenna, um persönlich ihre Sache zu vertreten. Theoderich entschied die Frage nach den anerkannten Kriterien der Priorität und der Majorität zugunsten des Symmachus und der streng orthodoxen Partei. Denn Symmachus hatte die Mehrzahl der Stimmen auf sich vereinigt und war zuerst ordiniert worden. Theoderich hatte die Entscheidung rein sachgemäß im Sinne der Gerechtigkeit fallen können, frei von irgendwelchen eigenmöglichen politischen Tendenzen, die er mit einer solchen Entscheidung gegen den Kandidaten der imperialistisch gesinnten Partei etwa hätte verfolgen können.

Mit dieser Entscheidung war die Frage erledigt. Eine römische Synode vom März 499, an der auch der Erzbischof Laurentius teilnahm, sprach dem König als Landesherrn durch Aufflamation Dank und Anerkennung für seine unparteiische Vermittlung aus. Man begreift den warmen, ja glänzenden Empfang, den Papst

Symmachus dem König ein Jahr später bei dessen erster Romfahrt bereitet hat! Mit der Anerkennung des Papstes Symmachus war indes nur ein Scheinfriede in die römische Kirche eingezogen. Die Parteidifferenzen dauerten ungeschwächt fort. Die byzantinerfreundliche Laurentianerpartei wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um Symmachus zu stürzen und ihren Kandidaten mit ihren Tendenzen dann doch auf den Stuhl Petri zu bringen. Gelang es, Symmachus gewisser Verbrechen zu überführen, welche seine Absetzung nach sich ziehen müssten, so waren ihre Wünsche erfüllt. So suchte und fand man Gründe, um die Person des Papstes zu verdächtigen und gegen ihn bei Theoderich Klage zu führen. Ein erster Vorstoß fand statt wegen der Ansetzung des Osterfesttermins für das Jahr 501. Die Laurentianer wandten sich sofort voll von hintergedanken mit einer Beschwerdeschrift und einer Reihe von andern uns unbekannten Klagepunkten über Symmachus an Theoderich. Symmachus folgte einer Vorladung des Königs nach Ariminum, erfuhr, worum es sich handelte, und lehnte es ab, den König als Richter über die gegen ihn erhobenen Anklagen anzuerkennen. In Rom erwarteten ihn neue Beschuldigungen; er habe Kirchengut verschleudert und sei dem Bann verfallen. Seine Gegner forderten, der König müsse eine Synode berufen, die über den Papst zu Gericht zu sitzen habe, und einen Visitatorbischof aufstellen, der für Symmachus amtieren solle. Man sagte sich von Symmachus los, ging mit Gewalt gegen ihn vor und hatte den Erfolg, ihn aus dem Lateran und damit aus dem alten Rom heraus- und auf St. Peter zurückzudringen. Das kurze Schisma des Winters 498/9 ward erneuert. Mit Zustimmung des Papstes Symmachus berief Theoderich die verlangte Synode. Zugleich betraute er unter lebhaftem Widerspruch der Symmachianer-Partei einen oberitalienischen Bischof an Stelle des so schweren Verbrechen bezüglichen Papstes mit der Verwaltung der römischen Kirche. Dieser Visitator hatte den Auftrag, sich dem Papste in Rom vorzustellen und eine durchaus unparteiische Haltung zu beobachten; er ließ sich aber sofort in die Netze der Gegner locken, so daß ihn Theo-

derich selbst nach kurzer Zeit fallen lassen mußte.

Ansangs Juli 502 hielt die Synode ihre erste Sitzung. Symmachus ist anwesend. Die Konzilsmehrheit steht auf Seiten des Papstes. Sie will ein Verfahren gegen den Papst vermeiden und verlangt mit ihm vom König die Entfernung des Visitators und die Restitution des entzogenen Kirchengutes. Beides lehnt der König ab. Zuerst müsse die Schuldfrage erledigt werden. Wenn man das ohne Prozeßverfahren versuchen wolle, so könne er, da die Synode Gott Rechenschaft schulde, nichts dagegen haben. Vor Gott und den Menschen spreche er aber sein Gewissen von jeder Verantwortung frei, nachdem er einmal alles ihrem Urteil anvertraut habe.

Da inzwischen die Unruhen in Rom bis zu einem sehr bedenklichen Grade gewachsen waren, erbat man die Verlegung des Konzils nach Ravenna oder die Anwesenheit Theoderichs in Rom. Wieder lehnt der König beides ab und ordnet die zweite Sitzung auf den 1. September an. Die Laurentianer setzen die Verlesung ihrer Anklageschrift durch und fordern die Vorführung der Sklaven des Papstes als Bestätigungszeugen gegen ihn. Da wurde der Fortgang der Verhandlungen durch den Ausbruch heftiger Unruhen gestört, in denen der zur Synode sich begebende angeklagte Papst nur mit Not den Händen seiner Gegner entkam, während viele seiner Priester dem wilden Aufruhr zum Opfer fielen. Fortan hat sich Symmachus trotz dreimaliger Ladung und trotz königlichen Geleites aufs entschiedenste geweigert, sich dem Konzil zu stellen.

In der dritten Sitzung Mitte September erklärten die Bischöfe der Majorität unter heftigem Widerspruch der Minorität: unter diesen Umständen sei ihre Aufgabe erledigt; sie seien machtlos, weiteres zu tun. Es sei Sache des Königs, Frieden und Ordnung herzustellen. Der König möge sie in ihre Diözesen entlassen.

Theoderich aber ließ sich die Entscheidung nicht aufdrängen. Er antwortete mit kaum verhaltenem Unwillen: Er hätte die Sache wohl längst erledigt, wenn er sie in seine Hände genommen. Aber er habe ihnen, weil es eine kirchliche Angelegenheit sei, nun einmal freie Hand gelassen; und



Abb. 35 · Innenansicht der alten St. Paulsbasilika

es sei nun ihre heilige Pflicht, unter allen Umständen auf die ihnen geeignet erscheinende Weise — er sei der Meinung, ein Prozeßverfahren gegen den Papst sei nicht zumutbar — den Frieden herzustellen.

So fägte die Konzilsmajorität in einer vierten Sitzung im Oktober folgenden Beschuß: Die Väter könnten über den Papst nicht zu Gericht sitzen; man müsse die ganze Angelegenheit dem Richterstuhle Gottes überlassen. Symmachus sei als frei anzusehen von all den Verbrechen, deren man ihn beschuldigt. Er trete wieder in den Besitz aller geistlichen Rechte und aller kirchlichen Güter ein.

Dass eine solche Entscheidung der Synode den Laurentianern gegenüber wirkungslos war und auch Theoderich nicht befriedigte, läßt sich begreifen. Die Laurentianer riefen ihren ehemaligen Papstkandidaten, der inzwischen Bischof geworden war, nach Rom zurück. Und der König ließ den Dingen zuwartend ihren freien Lauf. Vier Jahre hindurch standen sich die zwei Parteien in erbitterten Kämpfen und ausgedehnter literarischer Fehde im Schisma gegenüber.

Die Parteidifferenz war die schon früher geschilderte. Der Episkopat fast ganz Italiens war durch das Konzil

in die Wirren hineingezogen worden; er stand in seiner überwiegenden Mehrheit, namentlich gilt das von den norditalienischen Bischöfen mit dem Erzbischof Laurentius von Mailand an der Spitze, auf Seiten des Papstes Symmachus. Im offenen Konflikt und in der langen Zeit kamen jetzt alle Kräfte zur Entfaltung, über welche die einflußreichen rivalisierenden Adelsfamilien in Rom verfügten. Hinter der Laurentianer-Partei, die in Festus ihr Haupt hatte, arbeitete die byzantinische Politik, die mit dem römischen Adel durch tausend Fäden verbunden war. Die byzantinerfreundliche Partei hatte die größere Macht in ihren Händen, und ihr Papst Laurentius verfügte über die päpstliche Residenz im Lateranpalast. Symmachus aber mußte sich bei Sankt Peter, draußen vor der Stadt, eine neue bischöfliche Wohnung erbauen lassen; es waren die ersten Anfänge des vatikanischen Papstpalastes. Mit der größten Zuversicht sah Laurentius in die Zukunft. Ein Beweis dessen ist der Umstand, daß er den an den Wänden des Hauptschiffes angebrachten Brustbildern der römischen Bischöfe in der großen herrlichen Sankt-Pauls-Basilika — solche Reihen von Medaillons ihrer obersten Hirten besaßen noch die Kirchen von Sankt Peter und dem

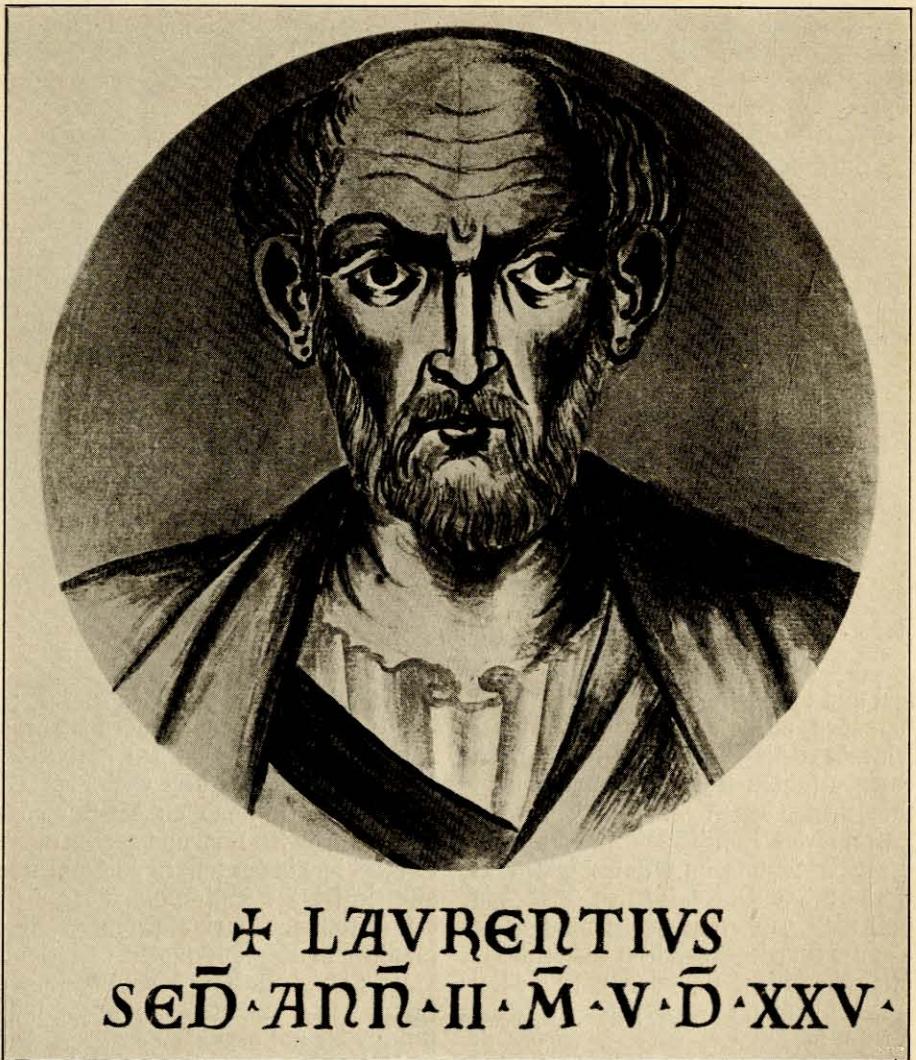


Abb. 36 · Kopie eines gleichzeitigen Bildes des Gegenpapstes Laurentius

Lateran in Rom und die Kirche S. Apollinare in Classe bei Ravenna — auch das seinige hinzufügen ließ, um den Gläubigen seinen Zusammenhang mit den Aposteln und die Kontinuität der von ihm vertretenen Hierarchie recht sprechend vor Augen zu halten. So dauerte die Lage unverändert in unseliger Spaltung bis zum Jahre 506. Der Umschwung trat ein durch die veränderte Stellungnahme Theoderichs gegenüber den Laurentianern. Herbeigeführt wurde dieselbe durch den alexandrinischen Diakon Dioscurus, den Papst

Symmachus zu Theoderich gesandt hatte. Diesem war es gelungen, den König von der Notwendigkeit eines entschiedenen Auftretens gegen die byzantinisch gesinnten Laurentianer zu überzeugen. Die Gründe, auf welche hin Theoderich seine bisher beobachtete Neutralität aufgegeben hat, kennen wir nicht sicher; sie lassen sich nur vermuten. Der König war infolge des gegen die Gepiden geführten sarmatischen Krieges (504), durch den er einen Teil des nördlichen Balkan seinem Reiche angliederte, mit Byzanz in schweren Konflikt gekommen, der das ganze Dezennium hin-

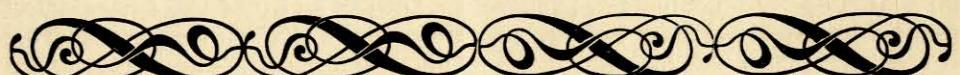
durch währte. Daß er es unter diesen Umständen für ratsam hielt, aus seiner bisherigen, durchaus reservierten Haltung herauszutreten und dem mittels der Laurentianer-Partei stets wachsenden byzantinischen Einfluß in Rom und Italien einen Riegel vorzuschieben, ist leicht zu verstehen. Es waren wohl rein politische Erwägungen, die ihn bei diesem Wechsel seines Verhaltens leiteten. Gerade jetzt für Symmachus einzutreten, konnte ihm aber um so weniger schwer werden, als innerhalb der religiösen Parteizusammensetzung selbst, wenn nicht alles trügt, Verschiebungen zugunsten des Symmachus eingetreten waren. Aus solchen Erwägungen ließ er die bisher beobachtete Rücksicht gegen Byzanz und gegen den kaiserlich gesinnten laurentianischen Adel fallen und trat mit Entschiedenheit für die Ansprüche des Papstes Symmachus und seiner Partei ein. So wurde durch den König im Laufe der Jahre 506/7 im Sinne der streng orthodoxen Symmachianer-Partei wieder Einheit und Friede in der römischen Kirche hergestellt. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Kirchengeschichtlich ist dieses Eingreifen Theoderichs für Symmachus von der allergrößten Bedeutung gewesen. Der arianische Herrscher hat in den Jahren 498 bis 507 die römische Kirche dadurch, daß er ihr gegenüber der byzantinischen Propaganda den freien Gebrauch der eigenen Kräfte ermöglichte und schließlich selbst den östlichen Einfluß abschnitt, vor der Unterjochung durch den unter der kaiserlichen Flagge des Henotikon erfolgreich vordringenden Monophysitismus bewahrt. Das hat man schon damals in den orthodoxen kirchlichen Kreisen auf das dankbarste anerkannt. Der mit den vornehmsten römischen Familien befreundete Mailänder Diakon Ennodius, der schon im Laurentianischen Schisma mit einer Apologie der Symmachianer-Partei aufgetreten war, hat in den nächsten Jahren nach Beendigung des Schismas als Dolmetsch der Gefühle des norditalienischen Klerus Theoderich durch einen Panegyrikus in glänzendster Weise gefeiert. Es ist außerordentlich interessant, aus dem Munde eines der römischen Kirche so nahestehenden, orthodoxen Klerikers, der die rechte Hand seines Bischofs war, den Ruhm eines arianischen Barbarenfürsten preisen zu hören. Man wird daraus ersehen, wie Unrecht man tut, die religiösen Gegensätze zwischen den Goten und Römern so stark zu betonen, wie es allenthalben geschieht. Ein Glück sei es gewesen für dieses Land und besonders für Rom, sagt Ennodius, daß Theoderich gekommen sei. Gott selbst habe es so gefügt; und der König wisse, daß er immer unter Gottes holdvoller Leitung stehe und alles seiner gütigen Vorsehung zu verdanken habe. Von Gottes, und nicht von des anmaßenden byzantinischen Kaisers Gnaden sei er Italiens, sei er ihr Herr und König. Von Recht, Gerechtigkeit und Klugheit sei all sein Tun und Trachten eingegeben und begleitet. Theoderich stehe noch über Alexander dem Großen; denn er habe mehr getan als jener. „Jenen hielt in Unkunde der wahren Religion (!) die Mutter des Irrtums, die Unwissenheit. Dich bildete zum Verehrer des höchsten Gottes (!) gleich von der Schwelle des Lebens an die lebendige Lehre (!). Du schreibst nie deinen Bemühungen zu, was der Erfolg dir gebracht. Du weißt, daß bei dir das Sorgen, bei Gott das Vollbringen steht. Du handelst, daß du verdienst, Glück zu erlangen; aber, dazu gelangt, schreibst du alles dem Geber zu; an Stärke, Wachsamkeit, Glück ein Fürst, ein Priester an Milde und Herzengüte.“ Unter seinem glücklichen Zepter, fährt der Lobredner fort, herrsche überall ein segensvoller Friede, unter dem ein neues, reiches, tatenfrisches Geistesleben allenthalben erblüht sei. „Italiens Herrscher vereint zu edler Harmonie die zwei größten Gegensätze: Im Zorn ist er unvergleichlich schreckbar wie der Blitz, in der Freude aber heiter und schön wie der unbewölkte Himmel. Ohne daß er den Mund nur öffnet, verspricht den Gesandten sein freundliches Antlitz Frieden, sein erzürntes Krieg. Du trägst eine solche Fülle von Vorzügen in dir, daß sie einzeln verteilt immer vollendete Männer machen. Aber daß doch die Segnungen dieses goldenen Zeitalters noch durch einen königlichen Sproß von dir vermehrt würden! Möchte auf deinen Armen deines Reiches Erbe spielen und das Fürstenkind von uns dieselben Versicherungen freudigen Glückes entgegennehmen, welche wir dir zu führen legen.“ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐

Gewiß, wir müssen bei diesem entthusiastischen Lobe das Kolorit des Panegyritus vollauf in Rechnung ziehen. Aber ein innerlich unwahrer Schmeichler ist Ennodius keineswegs. Hören wir, wie er sich wenige Jahre später in einem Privatbrief an einen eben unter die ostgotische Herrschaft gekommenen südgallischen Bischof über den siegreichen Fürsten äußert. Sein Glück im Kriege „ist die Wirkung unseres Gebetes um Vergeltung dafür, daß unser Glaube bei ihm, wenn er auch selbst einer anderen Religion folgt, in Sicherheit ist. Wunderbare Toleranz, daß er, indes er an seiner religiösen Überzeugung festhält, die eines Andersdenkenden nicht in den Schatten drängt. Beklagt er es doch sogar als einen Verfall unseres Kirchengutes, wenn es sich nicht vermehrt. So kommt es, daß das reiche Vermögen unserer Armen sich auf seinem Stande hält, das beschränktere aber zum größten Reichtum heranwächst. An den Priestern ehrt er die angeborenen Tugenden und nicht vorgefundene flößt er ein.. Wirke dahin, daß Christus, unser Heiland, was er seinen Dienern in ihrem König bisher erwiesen, noch lange fortduern lasse“! Solche Gedanken, wie sie in den beiden Schriftstücken uns seitens des katholischen Klerus entgegentreten, lassen klar

erkennen, daß das Verhältnis zwischen Theoderich und der katholischen Kirche das allerbeste war. Sie lassen uns aber auch ahnen, daß die gleich schlechten Beziehungen beider zu Byzanz sie noch enger aneinander schlossen. Es ist kein Zweifel, die Interessen Theoderichs und des Papstes lagen in dieser Situation durchaus auf der gleichen Linie. Der eine konnte den andern stützen; der Arianer den vom byzantinischen Cäsaropapismus wie von der monophysitischen Häresie gleichbedrohten Papst; das Haupt der römischen Kirche und die hinter ihm stehende Macht der Bischöfe und des Adels den vom Kaiser doch nur geduldeten Barbarenfürsten.

In Byzanz empfand man ebenso wie seitens der römischen Imperialisten diesen natürlichen Bund der gemeinsam Bedrohten als ein unüberwindliches Hindernis für eine irgendwie Aussicht versprechende Propaganda des politischen Unionsgedankens. Solange das Schisma zwischen Rom und Konstantinopel bestand — und das dauerte während der ganzen Regierungszeit des monophysitisch gesinnten Kaisers Anastasius noch bis 519 — konnte Theoderich ruhig in die nächste Zukunft blicken.



V. Kapitel · Germanische Bundespolitik

Die nächste Gefahr kam nicht von Byzanz, sondern sie drohte von einem Germanenfürsten, der damals mit Theoderich um die Vorherrschaft im Abendlande rang. An Stelle des alten, einheitlich geleiteten kaiserlichen Westreiches war jetzt eine Mehrzahl von tatsächlich unabhängigen germanischen Staaten getreten, welche, bald mehr bald weniger den Rückeroberungsplänen der Kaiser ausgesetzt, ihre eigenen auseinander-, ja gegeneinanderstrebenden Wege gingen: die Reiche der Franken, der Westgoten, der Burgunder, der Wandalen und

der Ostgoten. Die Absichten Theoderichs waren von Anfang an darauf gerichtet, über diese in den Ländern des vergangenen römischen Westreiches gelegenen Reiche eine politische Vormachtstellung auszuüben. Wie der Kaiser — so möchte er seine Prätenzioni begründen — über die germanischen Fürsten hoch erhaben ist, so besitzt sein Vertreter im Westen, der den Purpur und die übrigen kaiserlichen Insignien trägt, einen höheren Glanz als die übrigen germanischen Könige. Und soweit Italien, das ehemalige geographische, politische und das ständig fortduernde kulturelle Zentrum des alten Westreiches, die Provinzen überragt, so

hoch steht dessen Herrscher über den Macht-habern der peripheren Länder. Auf dieser doppelten Grundlage beanspruchte Theoderich eine führende Stellung unter den germanischen Herrschern des Westens.

In der Tat ist es ihm auch gelungen, „eine Art von moralischem Protektorat“ über diese Germanenstämme auszuüben. Von Italien aus wollte er zunächst mit seinen Goten als natürlichem Bindeglied diesen Barbaren alle Segnungen der römischen Kultur vermitteln. Je weiter sie von Rom entfernt waren — bis von der Ostsee kamen die Esten, um ihm ihre Huldigung darzubringen —, desto stärker zeigte sich ihnen gegenüber das Selbstgefühl des italienischen Königs. Als er dem thüringischen Oberkönig Herminafrid seine Nichte Amalaberga vermaßte, die Tochter seiner Schwester Amalafrida aus deren erster Ehe, ließ er ihr unter anderem schreiben: „Ihr, die Ihr königlichen Geschlechtes seid, sollt jetzt weithin erstrahlen durch den Glanz des Amalischen Blutes. Wir schicken Euch eine Zierde des Hoses und Hauses, eine Erhöhung der ganzen Sippe, einen Trost treuen Rates, die holdeste Süße der Ehe. Sie soll die Herrschaft mit Euch teilen und Euer Volk mit besserer Unterweisung ordnen, das glückliche Thüringen wird besitzen, was Italien herangezogen, ein Mädchen in den Wissenschaften gebildet, in den Sitten wohlerzogen, herrlich nicht nur durch ihre Abstammung, auch durch ihre frauliche Würde, auf daß Euer Vaterland nicht weniger erglänze durch ihre Sitte als durch seine Triumphe.“ Aehnlich denkt er über die Burgunder, deren König er durch Boethius eine Sonnenuhr und eine Wasseruhr senden läßt. Gundobad solle in seiner Heimat haben, was er einst zu Rom geschaut; durch seinen König solle das Volk die barbarischen Sitten ablegen. Und in gleicher Weise redet er zu dem Frankenfürscher, dem er durch denselben Gesandten einen Citharoeden besorgt; dieser soll wie Orpheus mit holden Gesängen die wilden Herzen der Barbaren bändigen. Es war offenbar Theoderichs Bestreben, dahin zu wirken, daß diese befriedeten Nationen die rohen barbarischen Unsitten ablegen, Gewalttaten meiden und jene Liebe zu Recht und Gerechtigkeit annehmen sollten, welche seine Goten besaßen.

Sein letztes Ziel aber ging sehr viel weiter. Alle diese auf dem Boden des alten Westreiches lebenden germanischen Völker wollte Theoderich durch ein ganzes „System von Allianzen“ mit sich selbst verbinden und untereinander einigen. Die Tendenz war durchsichtig. Je mehr ihn seine eigenen politischen Erfahrungen und sein geschichtliches Wissen es beklagen ließen, daß die verschiedenen germanischen Stämme und Völker kaum ein gemeinsames nationales Fühlen und Denken kannten, und je klarer er sah, wie die im Zentrum gelegenen Reiche, das afrikanische Wandalenreich und sein eigenes, den Restaurationsbestrebungen der Kaiser ununterbrochen ausgesetzt waren, desto lebhafter mußte in ihm das Verlangen werden, das, was zusammengehörte, zu einigen gegen die Jahrhunderte alte Kaiserpolitik, welche den einen Germanenstamm durch den andern vernichtete.

Auch diese germanische Bundespolitik hat man als einen Ausfluß seines politischen Idealismus und als eine große Phantasie hingestellt. Allein sie war ihm aufgezwungen durch das Fehlen einer eigenen überlegenen Macht und durch das Bewußtsein der Unsicherheit seiner Lage. Sollte er da, die Hände im Schoße, die Gefahren, die er kannte, herankommen lassen? Und war nicht die einzige Möglichkeit einer wirksamen Abwehr die Anlehnung an die stammverwandten germanischen Völker? Die Ueberzeugung, daß er mit seinen schwachen Mitteln den vollkommenen und dauernden Zusammenschluß der auseinanderstrebenden Interessen dieser Nationen wahrscheinlich nicht erreichen können, durfte ihn doch nicht von einem Versuch abhalten. Und wenn die realen Machtmittel zur Durchführung desselben zu gering wären, so mußte er eben mit der Wirkung des äußersten römischen Glanzes und mit moralischen Mitteln arbeiten, deren Unzulänglichkeit ihn wohl selbst am wenigsten befriedigte; sie möchten aber doch geeignet sein, bei den Barbaren draußen in seinem Sinne Eindruck zu machen. Wieder war es die harde Notwendigkeit, in die sein Schicksal ihn hineingestellt hatte, welche ihm jene Wege und diese Mittel wies. Er hat aber immer auch auf diesem Gebiete mit kluger, weitausschauender Vorsicht gehandelt.

Zunächst hat er versucht, seiner Bundespolitik die Bahn zu bereiten durch verwandtschaftliche Verbindungen mit den germanischen Herrscherhäusern seiner Zeit. Schon 493 hatte er sich — sie ward seine zweite Gemahlin — mit Audelfleda, der Schwester des Frankenkönigs Chlodowech, vermählt, dessen Stern damals eben im Aufgehen begriffen war. Dann verheiratete er seine zwei Töchter aus erster Ehe: Thiudigotho mit dem König der Westgoten, Alarich II., und Ariagne, genannt Ostrogotho⁵, mit dem burgundischen Kronprinzen Sigismund. Und seine eigene verwitwete (aus erster Ehe schon mit zwei Kindern Theodahad und Amalaberga gesegnete) Schwester Amalafrida gab er (ca. 500) dem Wandalenkönig Thrasamund zur Gemahlin. Wenn er ihr Lilybæum, die wichtige sizilianische Festung, als Mitgift und 6000 waffenfähige Goten als Ehrengeleite mit in die Ehe gab, so gibt uns das den Hinweis auf den politischen Zweck der Verbindung: Schutz des Südens gegen Byzanz durch die Wandalen, die mit ihrer Flotte lange Zeit hindurch das Mitteländische Meer, die Wendelsee des deutschen Mittelalters, beherrschten.



Abb. 37 · Kaiser Justin · Nach einer Kupfermünze

niederließen, auf Gebiete, welche Theoderich als noch zu seinem Reiche gehörig betrachtete. Sie haben den Ostgotenkönigen seitdem Tribut und Heeresfolge geleistet. Theoderich aber erhielt den Beinamen Alamannicus. Gegen die andere Seite freilich hat Chlodowech seine Aspirationen fortgesetzt und sie schließlich sogar auch auf westgotisches Gebiet ausgedehnt. So drängte er mit elementarer Wucht zum großen Entscheidungskampf zwischen Franken und Goten.

Durch die Annahme des katholischen Christentums hatte er sich unterdessen kampflos und mühelos eine bedeutungsvolle und einflussreiche Stellung unter den abendländischen katholischen Völkern erungen. Da alle übrigen bedeutenderen Herrscher seiner Zeit teils überhaupt nicht katholisch, teils nicht orthodox-katholisch waren, stand er seit seiner Taufe gewisser-

Geschicklichkeit zu entfalten vermocht. „Seine Politik ist der Gipfel der Erfahrung und Vorsicht“, röhmt der byzantinische Historiker Prokop von ihm.

Trotzdem konnte Theoderich den Kreis nicht schließen. Der Herrscher, an dessen kraftvoller Selbstständigkeit die Konföderationspläne Theoderichs scheitern sollten, war sein eigener Schwager Chlodowech. Dieser hatte sich mit dem Sieg über Syagrius des letzten römischen Gebietes in Gallien bemächtigt und hatte seitdem in einer gewaltigen Expansionspolitik Erfolg über Erfolg errungen. In den Jahren 496 und 502/3 hatte er die Alamannen besiegt, 500 sich die Burgunder tributpflichtig gemacht. Der ersten nahm sich Theoderich, der letzteren Alarich II. an. Der Frane hatte die ostgotische und westgotische Einflussosphäre zugleich getroffen und den ostgotischen Schuhdamm im Norden zerstört. Da ist Theoderich mit solchem Nachdruck eingeschritten, daß Chlodowech zugeben mußte, daß die Reste des Alamannenstammes sich auf die schwäbische und schwäbische Hochebene

maßen als einziger Hort und Schirm der Katholiken besonders Galliens da. Für den Waffengang mit den religiös etwas aggressiven arianischen Westgoten möchte dieses Ansehen ein erwünschter Bundesgenosse sein, den Chlodowech kaum unbenutzt bei Seite stehen ließ, wenn es auch verfehlt wäre, in ihm den opfermutigen Vorkämpfer seiner neuen Religion gegen die arianischen Feinde des katholischen Glaubens zu sehen. Bei ihm handelte es sich nicht um religiöse, sondern um politische Fragen, denen er die religiösen höchstens dienstbar machte.

Bei der Bedeutungslosigkeit Alarichs II. und der überragenden Stellung Theoderichs standen sich eigentlich dieser und Chlodowech gegenüber. Theoderichs Gedanke war der eines Schiedsgerichtes oder, wenn ein solches ergebnislos verlaufen würde, der eines konzentrischen kriegerischen Vorgehens aller von dem unaufhaltsam vorwärts drängenden Franken gemeinsam bedrohten Germanenfürsten. Zunächst sollte eine groß angelegte diplomatische Aktion eine friedliche Lösung herbeiführen. Zu ihr wurden neben den Burgundern auch die die Warnen, Nordsee-Heruler und Thüringer herangezogen, welche letztere zu den gefährlichsten Feinden der Franken im Norden zählten.

Allein die friedliche Aktion wurde durchkreuzt; einmal durch die Burgunder, deren König Gundobad jetzt in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit auf die Seite des Franken trat; und dann durch Chlodowech selbst, der mit überraschender Schnelligkeit den Krieg begann, bevor der ganze diplomatische Apparat bei ihm noch in Funktion treten konnte. Die Westgoten wurden unweit von Poitiers im Jahre 507 geschlagen; ihr König fiel und ihr Gebiet wurde auf Spanien und einen schmalen Streifen nördlich der Pyrenäen zwischen der Rhone und dem Ozean verkleinert.

Der Friedenspolitik Theoderichs war es nicht gelungen, den fränkischen Angriff auf das Westgotenreich hintanzuhalten und einen recht erheblichen Gebietsverlust des stammverwandten Volkes zu verhüten. Aber ein noch weiteres Vordringen Chlodowechs in Gallien mußte er in seinem eigensten Interesse unbedingt verhindern.

Jetzt galt es, mit den Waffen in der Hand den Franken zu stellen. Wieder standen zwei Germanenfürsten auf dem Boden des alten Reiches im Kampf; und wieder setzte die byzantinische Kaiserpolitik mit ihrem alten Spiel ein. Wie sie ehemals Theoderich Strabo und unseren Theoderich, wie sie Theoderich den Großen und Odovakar gegeneinander ausspielte, so unterstützte sie auch jetzt den Franken gegen den Ostgoten mit ihrem moralischen Gewicht durch die Gewährung des Konsultitels an Chlodowech und mit ihrer Flotte durch die Plündерung der unteritalienischen Küsten. Indes der Krieg des Jahres 508 war kurz, aber blutig. Und Theoderich war der Sieger. Er hat in der Tat Chlodowech, wenn dieser auch die den Westgoten entrissenen Gebiete behielt, aus Südgallien hinausgedrängt und ihm einen Riegel vorgeschoben, der ihm den Zutritt zum Mittelmeer auf immer verschloß. Die Provence nahm Theoderich für sich selbst und gliederte sie seinem italienischen Reiche ein, während der Ländestreifen von der Rhone das Mittelmeer entlang bis an die Pyrenäen (Septimanien) mit ganz Spanien den Westgoten verblieb. Die Kosten des Krieges hatten die Burgunder zu bezahlen. Sie hatten jetzt ebenso wie die in der Schweiz und Raetia II wohnenden Alamannen die Rolle eines Pufferstaats zwischen Franken und Ostgoten zu spielen.

So war dem Vordringen des gewaltigen Franken ein erstes Mal Halt geboten worden von einem, dessen Macht weiter entgegenzutreten er nicht für ratsam hielt. Für Theoderich waren die Folgen des ostgotischen Sieges glänzend. Sein Reich wurde erweitert um die fruchtbare Provence; und sein politischer Einfluß ward um ein ganz wesentliches gesteigert, dadurch daß er neben seinem italienischen Königreich jetzt auch noch faktisch das ganze westgotische beherrschte als Vormund seines Enkels Alarich. Südgallien und Spanien, alte Glieder des Imperiums, wurden — so hat man das aufgefaßt — nach langer Trennung wieder mit Rom vereint und zur alten Freiheit zurückgerufen. Der Bischof Cäsarius des nun ostgotisch gewordenen Arles wurde von Papst Symmachus zum Erzbischof und zum päpstlichen Vikar von Gallien und Spanien

ernannt. Der politischen folgte sofort die kirchliche Neuordnung der Dinge. Auch aus Spanien flossen jetzt die Steuern nach Ravenna und wie in früherer Zeit wurde Spanien wieder für die Verproviantierung Roms herangezogen. ☺ ☺ ☺

Dazu kommt, daß Theoderich schon im Jahre 504 die von den Gepiden seinem Reiche ständig drohende Gefahr in siegreichem Kriege gebrochen und Pannonia secunda, das Gebiet des Unterlaufes der Save mit Sirmium, wie einen Teil Obermösiens, die Städte am Donauufer mit Singidunum (= Belgrad) bis gegen das Eiserne Tor, seinem Reiche einverleibthatte. Das eine wie das andere hatte Byzanz anerkennen müssen, nachdem es wegen Pannonien sogar in den Jahren 505/8 zu Lande wie zur See erfolglos gegen Theoderich die Waffen ergriffen. Durch kriegerische Verwicklungen mit den Persern war es an einem entscheidenden Eingreifen



Abb. 38 . Der Wandalenkönig Thrasamund .
Nach einer Silbermünze

in die abendländische und in die Balkanpolitik Theoderichs gehindert worden. Als dann im Jahre 511 der große fränkische Rivale eines frühen Todes starb, da war die Vormachtstellung der Ostgoten im Abendlande gesichert und Theoderich auf dem Gipfelpunkt seiner äußerer Macht und seines Ruhmes angelangt.

Sein Reich umfasste ganz Italien, Sizilien und die Provence. Im Norden hat man noch in den dreißiger Jahren Rhein und Donau als die Grenzen bezeichnet, wenn auch die effektive Macht wohl kaum weiter reichte als bis in die südliche Schweiz, nach Südtirol und vielleicht noch Kärnten und Steiermark. Im Osten dehnte sich sein Gebiet aus über Kroatien, Slavonien, fast über die ganzen österreichischen Balkanländer und das nördliche Serbien. Dazu kam dann noch das westgotische Südfrankreich und Spanien. Die ostgotische Machtosphäre umfasste also das ganze alte Westimperium mit Ausnahme von Afrika, dem

südlichen Balkan und dem größten Teile von Gallien. Jetzt war Theoderich wirklich der mächtigste der Germanenkönige. Er besaß eine Stellung, wie sie bis auf Karl den Großen keiner mehr eingenommen hat. ☺☺☺☺☺

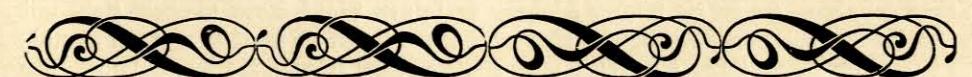
Wie einen Imperator hat man ihn denn auch gefeiert. Die Inschrift eines Gedenksteines, welcher gelegentlich der Trockenlegung eines Sumpfes in der Nähe von Terracina, unweit des Meeres, etwa im Jahre 512 aufgestellt wurde, pries den Fürsten mit folgenden Worten: „Unser Herr, der ruhmwürdigste und ruhmreichste König Theoderich, Sieger und Triumphator, allezeit Mehrer des Reiches, zum Segen des Staates geboren, Beschützer der Freiheit, Erhöher des römischen Namens, Bezwinger der Völker.“ In der Tat hat er wie einer der alten römischen Kaiser durch die Kraft seiner Waffen wie durch die Weisheit seiner Politik für Ruhe, Sicherheit und Größe des Reiches gesorgt, als Beschützer seiner inneren Freiheit und Mehrer seines äußeren Umfangs. Das Dezennium von 511 bis etwa zum Jahre 522 umfasst die machtvollste und glänzendste Periode seiner Regierung und der Geschichte seines ganzen Volkes. ☺☺☺☺☺

Ja, auch der Geschichte seines ganzen Volkes. Seiner Zukunft hat in diesen Jahren der Ruhe und Blüte Theoderichs ganze Sorge gegolten. Theoderich war jetzt ein Mann in den sechziger Jahren. Er wußte ebenso wie wir, daß sein Reich sein allerpersönlichstes Werk war. Und so mußte er sorgenvoll an die Zeit denken, da er es nicht mehr in seinen Händen halten konnte. Wie würde es fort dauern, wenn er seine Augen einmal geschlossen, inmitten aller eben erst beschworenen Fährlichkeiten? Wie würde es erhalten werden können, daß ihm das Schicksal männliche Nachkommen schaft versagt hatte? Mit der weitschauenden Klugheit und berechnenden Vorsicht, die ihm bei allen seinen politischen Unternehmungen eigen war, fand er auch in dieser wichtigsten aller Fragen eine glückliche Lösung. Im Jahre 515 vermachte er einen vornehmen spanischen Goten aus dem Geschlechte der Amaler, Eutharich, mit der ihm von Chlodowechs Schwester, Audo fleda, geschenkten Tochter Amalaswintha. Die beiden alten amalischen Linien, die

beiden Völker der Westgoten und Ostgoten, die beiden Länder Spanien und Italien wollte Theoderich damit zu einem starken, unauflöslichen Bunde vereinigt haben. Der aus der Verbindung Amalaswinthas und Eutharichs erhoffte Sprosse, der als bald dem Paare in Athalarich geschenkt wurde, würde der legitime Herr der Bruderschämme und der Erbe Theoderichs sein.

Es gelang Theoderich, auch Byzanz für seine Absichten zu gewinnen. Kaiser Anastasius war im Sommer 518 gestorben. Mit dem neuen Kaiser Justin hatte die byzantinische Gesamtpolitik eine neue Orientierung erhalten und neue Bahnen eingeschlagen. Auch für Theoderich brachte die neue Regierung die Erfüllung längst gehegter Wünsche. Wie einst Zeno ihn zum römischen Bürger gemacht und ihm den Weg zu den höchsten römischen Amtmtern eröffnet hatte, so geschah es jetzt auch mit Eutharich. Er wurde vom neuen Kaiser durch Waffenleihe adoptiert. Schon im Jahre 519 bekleidete Eutharich zusammen mit dem Kaiser Justin das Konsulat. Damit schien der Dynastie der Amaler und dem Ostgotenreiche die Zukunft gesichert.

Es ist begreiflich, daß man dieses Kon-
sulat Eutharichs in Rom und Ravenna
mit ganz außerordentlichen Festlichkeiten
gefeiert hat. Cassiodor erzählt darüber in
seiner Chronik, die er Eutharich zu Ehren
geschrieben: „In diesem Jahre sah Rom
viele Wunderdinge. Der Gesandte aus dem
Orient, Symmachus, staunte über die vielen
Schäze, welche immer wieder in Spenden
unter Römer und Goten ausgeteilt wurden.
Den Senatoren verlieh Eutharich viele
Würden. Bei den Spielen im Amphitheater
führte er wilde Tiere aller Art vor, welche
von allen Zeitgenossen bewundert wurden,
weil man sie noch nie gesehen hatte. Sogar
Afrika sandte zu diesen Schauspielen in
Erfurdt das Beste, was es zu solchen
Vergnügungen hatte. Alles war voll des
Lobes über Eutharich, und die römischen
Bürger liebten ihn so sehr, daß sie noch
immer seine Anwesenheit in Rom herbei-
wünschten, als er schon längst nach Ravenna



VI. Kapitel · Die „goldene Zeit“

Ta als ein wirkliches goldenes Zeitalter, als die Wiederkehr alter seliger Tage ist die Regierung Theoderichs von den Zeitgenossen empfunden worden im Vergleich zu den vergangenen Jahrzehnten mit ihrem ganzen Elend und all ihrer Not. Und diesen glücklichen Wandel der Verhältnisse hat Freund und Feind laut und einstimmig als eine Frucht der Herrschaft Theoderichs gepriesen. Rom nannte sich noch einmal — zum letztenmal — Felix Roma, das glückliche Rom.

Woher kam diese Wandlung in so kurzer Zeit? Es war nichts Wesentliches an den staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen geändert worden. Aber Theoderich hat durch ein ganzes Menschenalter hindurch dem vielbedrängten Italien das föstliche Gut des Friedens geschenkt und bewahrt. Das war allerdings etwas Außerordentliches in diesen wilden Zeiten. Seine Goten waren ein starker Schutz gegen die Einfälle der beutehungrigen und eroberungslustigen Barbaren. Mit rastloser Energie verstand der König es auch, im Innern die lang entbehrte Ruhe herzustellen und eine Rechtsicherheit zu schaffen, wie sie seit langem nicht mehr bestand. Dazu kam, daß seine Regierung bei der Steuererhebung große Milde und Nachsicht walten ließ, wiederholt Steuernachlässe und staatliche Unterstützungen für den Anbau des Landes und bei Notsständen gewährte. Denn der Bestand der Finanzen war unter Theoderichs Regierung ein ausgezeichneter. So konnten auch Werke von größter wirtschaftlicher und sanitärer Bedeutung unternommen werden. Sumpfe wurden ausgetrocknet, um Ackerland neu zu gewinnen; Wasserleitungen und Bäder hat man neu gebaut oder restauriert. „Die Bemühungen für die Erhaltung, Steigerung und rationelle Wertung der Urprodukte des Landes erstreckten sich von der Hebung der Bergschätze bis zu Schutz und Förderung der Fischerei.“ So wurde Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, das ganze wirtschaftliche Leben gehoben. Es fehlte wieder Wohlstand, ja sogar eine gewisse Blüte des Lebens in das ausgesogene Land ein. Das neue

Reich war voll von jugendfrischer Kraft und stand nach kürzester Zeit mitten in einer schönen Entwicklung. Da den Römern auch, wie schon erwähnt, die Selbstverwaltung gelassen wurde, hat man sich in weiten Kreisen alsbald mit der Tatsache der Herrschaft des Gotenkönigs ausgesöhnt. Das ging sogar so weit, daß manche Römer, was allerdings den verdienten Spott Theoderichs hervorrief, anfangen, gotische Art und Kleidung anzunehmen. Nicht die lateinische Bevölkerung ist den Goten fremd und feindselig geblieben, sondern nur eine freilich mächtige Gruppe derselben, die extrem national und irredentisch gesinnt vornehmnen Großgrundbesitzer. Aber sie vermochten zunächst nicht, das Gesamtbild der ruhig aufsteigenden Entwicklung zu stören. Noch lange Jahre nach dem Tode des teuferischen Barbaren, als sein Volk den letzten Kampf um seine Existenz kämpfte, und Ravenna schon verloren war, gedachte man in den Kreisen des katholischen Klerus dankbar dieser glücklichen Zeit. So pries ein vielleicht gerade aus dem kaiserlich gewordenen Ravenna stammender Geistlicher (Anonymus Valesianus) die Regierung Theoderichs mit folgenden rühmenden Worten: „In seiner Zeit genoß Italien 30 Jahre die Segnungen des Friedens, der auch unter seinen Nachfolgern noch dauerte. Keine Unternehmung mislang ihm. . . Er verteilte freigebig Geld- und Getreidespenden und füllte den Staats- schatz, den er völlig leer vorgefunden, durch seine tüchtige Verwaltung. Er unternahm nichts gegen die katholische Religion. Dem Volke gab er zirzensische und andere theatralische Spiele, so daß er selbst von den Römern Trajan und Valentinian genannt wurde — so ähnlich war seine Zeit der jener Kaiser. . . Geschäftsleute aus allen Gegenden strömten bei ihm zusammen. Denn so streng war seine Rechtspflege, daß, wenn jemand auf seinem Gute Gold oder Silber liegen lassen wollte, es für eben so sicher gehalten wurde, als ob es innerhalb der Stadtmauern wäre. Er führte die Sitte in ganz Italien ein, daß er keiner Stadt Tore machen ließ, und da, wo sie schon waren, wurden sie nicht geschlossen; jeder ging seiner Beschäftigung

nach, zu so später Stunde er wollte, ganz wie am Tage. Zu seiner Zeit zahlte man für 60 Modien Weizen ein Goldstück und ebenso ein Goldstück für 30 Amphoren Wein.“

Auf einem zweifachen Gebiete machten sich die Folgen dieser günstigen wirtschaftlichen und finanziellen Lage im Reich ganz besonders wirksam: auf dem Gebiete des literarischen Lebens und auf dem der Pflege der öffentlichen Bauten und Denkmäler. Während das erstere Gebiet der Einwirkung des barbarischen Königs naturgemäß fast ganz entrückt war — er hat hier wohl nur den Boden bereiten können —, hat er sich auf dem zweiten mitverständnisvoller Liebe, warmer Begeisterung und großherzigen Geldopfern hervorragend persönlich betätigt. Wenn er die großen Monuments und Bauwerke aus der Zeit der alten Reichsherrlichkeit, welche die Spuren von des Reiches Niedergang so sichtbar an sich trugen, wieder aufbaute, restaurierte und mit neuem Glanz belebte, so wollte er dadurch auch symbolisch zum Ausdruck bringen, daß er nicht gekommen sei, das alte, hehre, heilige römische Reich zu zerstören, sondern es wieder auflieben zu lassen als dessen treuer Bewunderer und Beschützer.

Alle seine Fürsorge in dieser Beziehung konzentrierte sich gewissermaßen auf die zwei Residenzstädte Rom und Ravenna. Die drei Worte: Theoderich, Rom und Ravenna bedeuteten für den Herrscher ein Programm. Wichtig genug, daß es an dem neuen Palast, den er sich in Ravenna erbaute, in Mosaik verewigt wurde. Das Mosaik — es ist beschrieben von einem ravennatischen Kleriker, Agnellus, aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts, dem wir viele kostbare Nachrichten über die Kirchenbauten seiner Vaterstadt verdanken — stellte den Herrscher dar angezogen mit einem Kettenpanzer, in der Rechten die Lanze, in der Linken den Schild; neben dem Schild stand Roma mit Wurfspieß und Helm; auf der Seite, wo er die Lanze hielt, war die Ravenna dargestellt, auf den König zuschreitend, wie sie den rechten Fuß auf das Meer setzt und mit dem linken auf der Erde steht. Das Meer und Land beherrschende Ravenna mit königlicher Pracht zu schmücken

und das Ehrenkleid der königlichen Roma, der Heldenmutter des ewigen Imperiums, zu alter Herrlichkeit zu erneuern, das waren seine Lieblingsaufgaben geworden.

Rom ganz besonders wurde wegen seiner vielen kostbaren Monuments und Bauwerken von dem begeisterten König neben den sieben Weltwundern der alten Zeit als ein einziges großes Wunder gepriesen. Denn trotz der Heimsuchungen, welche die ewige Stadt von den Scharen eines Alarich und Geiserich erfahren hatte, standen noch die alten Monumentalbauten der Theater, der Thermen, der Basiliken und der leerstehenden heidnischen Tempel. Und das Forum Trajans und das Kapitol waren noch in ihrer Pracht erhalten. Es gab in der Stadt noch, wie Cassiodor sagt, ein sehr zahlreiches Volk von Statuen und ganze Herden von ehemalen und marmorenen Rossen. Aber freilich waren die Bauwerke vernachlässigt, ja zum Teil verfallen. Man hatte vielfach die eisernen Klammern ausgelöst, welche die Marmor- und Travertinquadern zusammenhielten, und hatte die Blöcke oder Säulen zu neuen Bauten verwendet oder aus ihnen Kalk gebrannt. Ja sogar Statuen aus Marmor und Erz hat man wegen des Materialwertes zerstört. In welchem Umfange all das geschehen ist, kann man daraus schließen, daß selbst Theoderich auf diese Weise von dem verfallenen kaiserlichen Palast der Pincier Marmorblöcke zum Bau seiner Residenz nach Ravenna hatte schaffen lassen. Nichtsdestoweniger hat er dem Übermaß dieser Zerstörung Einhalt zu tun und die entstandenen Schäden auszubessern versucht mit demselben Eifer, wie das auch früher rührige Kaiser getan haben. Seine Erlasse, die Cassiodor später mit solchen seiner Nachfolger unter dem Namen Variae herausgegeben, sind ein einziges lautprechendes Zeugnis für diese Bestrebungen.

Ein eigener städtischer Architekt wurde aufgestellt, unter dessen Leitung die Restaurierung und Erhaltung der Bauwerke stand. Ihm zur Seite trat wieder das alte Amt des Statuenverwalters, der für die Integrität der öffentlichen Standbilder zu sorgen hatte. Unter ihrer Leitung entfaltete sich eine außerordentlich lebhafte Tätigkeit in Rom. Ziegeleien und Werkstätten wurden auf Staatskosten errichtet. Siegel



+RECDNTHEODE
+RICOBOMOROME

+RECDNTHEODE
RICOFELIX ROMA

Abb. 39 · Ziegel mit dem Namen Theoderichs aus der Basilika S. Silvestri et Martini

mit dem Stempel Theoderichs finden sich an vielen profanen und kirchlichen Bauten aus dieser Zeit. So wurde der „gigantische“ Kaiserpalast auf dem Palatin restauriert, das große, stark verfallene Theater des Pompeius hergerichtet, der noch im ganzen unverehrte Riesenbau des Amphitheatrum Flavianum (Colosseum) renoviert und der ebenfalls immer verwendete, aber in den hohen Stocwerken schon stark verwitterte noch riesigere Circus maximus instand gehalten. Auch für die Erhaltung der Stadtmauern ließ der König jedes Jahr eine Summe aus dem Ertrage der Weinsteuer anweisen. Und nicht minder wurden für die riesigen Wasserleitungen, die öffentlichen Thermen und Bäder sowie für die großartige und bewunderungswürdige Kanalisation bestimmte Gelder

ausgeworfen und eigene Beamte aufgestellt. Es ist anzunehmen, daß der König auch die Errichtung katholischer Kirchengebäude mit seinen Mitteln gefördert hat. Gebaut wurden unter seiner Regierung von Papst Symmachus verschiedene Kapellen in der Peterskirche, eine Rundkirche des Apostels Andreas neben St. Peter, die Basilika des heiligen Panfratius und die Basilika der beiden heiligen Papst Silvester und Martin von Tours. Von letzterer sind noch Ziegel mit dem Namen Theoderichs erhalten. Diese Basilika, gebaut mit den Mitteln eines gewissen Palatinus, der vielleicht gotischer Hofbeamter war und deshalb, wie Theoderich, eine besondere Verehrung zu dem aus Pannonien stammenden heiligen Martinus hatte, ist in der Hauptsache noch bis auf unsere Tage erhalten geblieben.

So hat sich die ewige Stadt dank dem Interesse Theoderichs für alle idealen und realen Bedürfnisse Roms in kurzer Zeit verjüngt und verschönt. Ennodius übertreibt wohl nicht zu stark, wenn er in seiner Lobrede auf Theoderich diese segensreiche Tätigkeit des Herrschers mit den Worten beschreibt: „Ich sehe, wie der Asche der Stadt neue Schönheit eingeflökt wird, wie im Wohlstande des Staates allerwärts Paläste schimmern. Ich sehe Bauwerke vollendet, ehe ich kaum den Riß dazu ge-



Abb. 40 · Die Arena von Verona

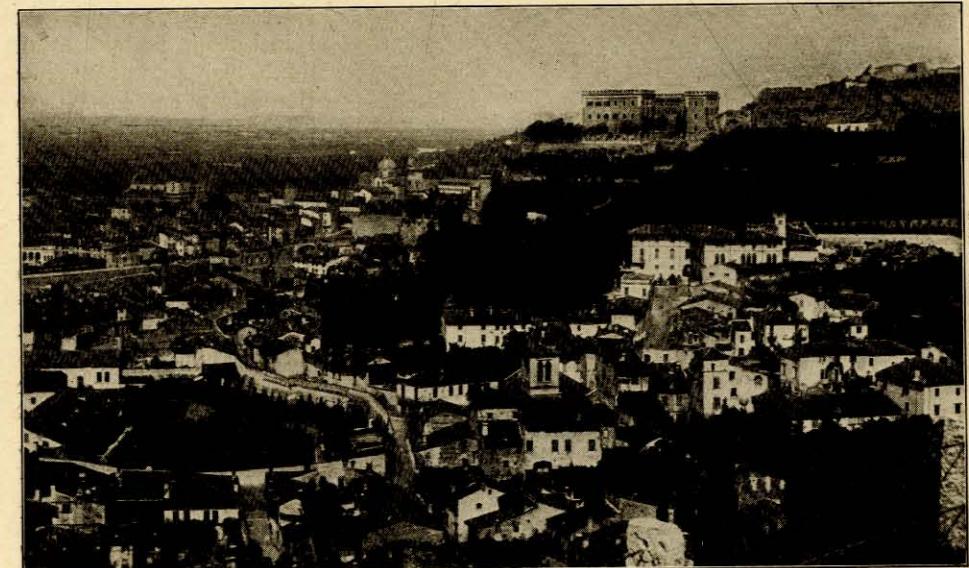


Abb. 41 · Verona mit dem Colle di S. Pietro

sehen. Sie selbst, die Mutter der Städte, Roma verjüngt sich und legt des Alters welche Glieder ab.“ Ja, der König „liebte es zu bauen und Städte wieder aufzurichten und erwies ihnen große Wohltaten“. So der vorhin genannte Anonymus Valesianus. Wir wissen von Arbeiten in Terracina, Spoleto, Parma, Pavia und Monza. In Pavia führte Theoderich, weil es eine ganz besonders feste Stadt war, einen Palast, Bäder, ein Amphitheater und neue Stadtmauern auf.

Innoch viel höherem Maße hat er Ravenna und Verona geschmückt. Es waren in erster Linie militärische Gründe, welche Theoderich veranlaßt hatten, diese beiden Städte als seine Residenzstädte zu wählen. In Verona erbaute er sich, wie schon erwähnt, oben auf dem die Stadt und Umgegend beherrschenden Colle di San Pietro einen großen, wohlbefestigten Palast, von dem nur mehr wenige kümmerliche Reste, vielleicht die Umfassungsmauern und die achteckigen

Türme an den Ecken erhalten sind. Auch eine Kirche hat er sich als Hofkirche adaptiert, sei es die dem Palaste naheliegende St. Peterskirche oder, was wahrscheinlicher ist, das jetzige baugeschichtlich so interessante San Stefano, dessen älteste Teile, Thor und Krypta, vielleicht noch in diese Zeit zurückgehen. In

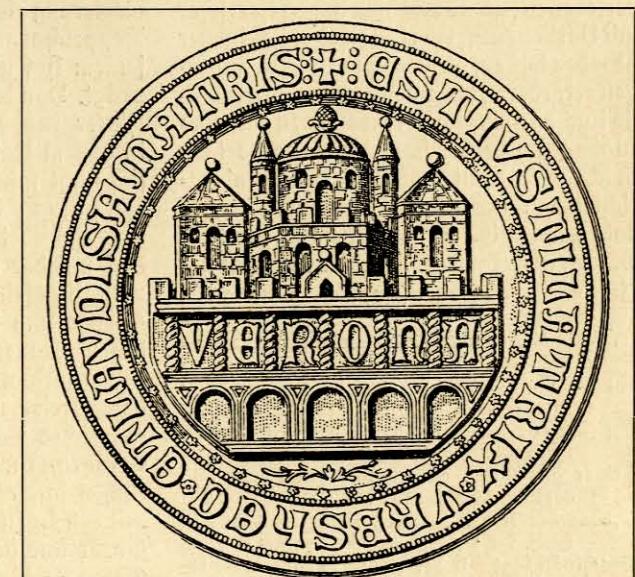


Abb. 42 · Palast Theoderichs in Verona · Nach einem Stadtsiegel von Verona aus dem 12. Jahrhundert

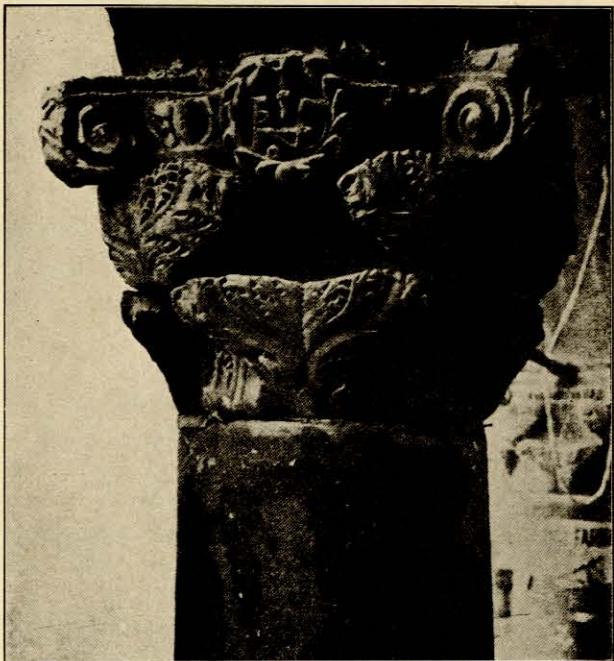


Abb. 43. Kapitell der Herkulesbasilika (?) in Ravenna mit Theoderichs Monogramm

dieser mit Thermenanlagen, einem prächtigen römischen Theater und einer großen Arena⁶ geschmückten und von Theoderich selbst mit Neubauten (Thermen, Aquädukten) versehenen festen Stadt hielt sich der Herrscher mit Vorliebe auf. Hierhin wird er sich immer begeben haben, wenn es des Reiches Sicherheit erforderte, oder wenn es ihm in dem völlig flachen, sumpfigen Ravenna zu heiß und zu öde geworden. Er hatte zwar auch dort, ein Zeichen seines auf das Schöne und Ideale gerichteten Sinnes, den unfruchtbaren Sumpfboden, wie eine Inschrift besagt, herrliche Gärten abgerungen. Ennodius besingt sie:

„Jetzt nachdem im Schlachtfeld du genug dich gerötet,
Baust du den Garten und schmückst ihn mit purpurnem Flor.
An den Gesträuchen verteilst du das Obst in eigener Farbe,
Pflanzen verleihest du Frucht edelsten Glanzes, wie du.
Selber das Gras, es erkennet den Herrn und kündet ihn schweigend;
Was der König berührt, fühlet im Eise den Lenz.
Prachtvoll sagt mir der Boden es laut, wem die Bäume gewachsen;
Hier in Segen und Frucht tritt mir der Fürst vor das Aug.“

Far eben wieder als eine uneinnehmbare Festung bewährt hatte und das den ganzen Regierungs- und Verwaltungsapparat als alte Kaiserresidenz besaß. Wie die ganze Regierung Theoderichs gotisch-römischen Doppelcharakter trug, so war dieser auch seinem Hof und seiner Hauptstadt aufgeprägt. Von dem alten, breiten, glänzenden Hintergrunde römischen Lebens, das auch in diesem Ravenna alles beherrschte, hob sich nicht minder prächtig die germanische Hofhaltung des in Byzanz erwachsenen und gebildeten Gotenkönigs ab. Dieser Hof mit der alles durchdringenden Individualität seines Herrschers, mit dem stolzen Glanze und der milden Güte der königlichen Frauen, mit der festlichen Pracht der prunkvollen Tafeln und Gelage, mit den Preis- und Heldenliedern der germanischen Sänger und Harfner, mit der Erfahrung und Klugheit der höchsten gotischen fast allmächtigen Militärbeamten, mit den kräftigen Gestalten der königlichen Garde und den Waffenspielen der jungen Goten — dieser Hof war echt germanisch. Aber mit der Blüte des römischen in Amt und Würden stehenden Adels, mit seiner

Aber in Verona auf dem Hügel oben, wo sein Palast stand, wehte ihm die frische Bergesluft entgegen, und seinem Auge bot sich ein noch entzückenderes Bild: zu seinen Füßen die Stadt mit ihren Bauten und den Windungen der Etsch, gegen Süden die weite Poebene und der Apennin und nach Norden und Westen die nahen teilweise schneedeckten Alpenhäupter. Hier, wo ihn nie die Erinnerung einer früheren Kaiserresidenz drückte, mochte er sich als alleiniger Herr wohl zu Hause fühlen. Es ward sein Verona! „Veronatua, Dein Verona“ nenntes Ennodius. So wurde Verona das Bern der Heldenrage.

Freilich, Residenz und Mittelpunkt des neuen Reiches war Ravenna, das sich in dem Existenzkampfe mit Odowa-

Verehrung und Pflege des gesamten griechischen und römischen Geisteslebens, mit seinen griechischen und römischen Damen, Lehrern, Literaten, Künstlern und Aerzten zeigt sich uns die römische Seite seines Lebens. Der Hof in Ravenna war so recht das Abbild aller idealen Bestrebungen seines königlichen Herrn, der bei aller Bewahrung germanischer gesunder Kraft und stets bereiter Initiative doch römische Sitte annahm und seiner Tochter Amalaswintha die seine Erziehung einer römischen Dame geben wie seine Nichte Amalaberga in den Wissenschaften ausbildten ließ.

Theoderich hat für seine Residenzstadt, die namentlich aus der Zeit der kunstfertigen Kaiserin Galla Placidia (gest. 450) manche herrliche, besonders kirchliche Bauten und Paläste besaß, wahrhaft königlich gesorgt. Er erneuerte die Wasserleitung, die einst Hadrian angelegt hatte, und führte so der Stadt das lang entbehrt Wasser wieder zu. Er baute oder restaurierte Bäder, ein großes Kaufbüro (die sogenannte Basilika des Hercules)⁷ und anderes mehr. Auch mit ganz neuen, der neuen Zeit dienenden Monumentalbauten hat er Ravenna geschmückt.

An erster Stelle zu nennen ist der im Osten der Stadt (hinter S. Apollinare Nuovo und S. Giovanni Evangelista) erbauete Palast, der mit der Front wohl gegen Westen, mit der Rückseite gegen das im Osten gelegene Meer gerichtet war. Theoderich „brachte ihn der Vollendung nahe, ohne jedoch seine Einweihung zu erleben; die Säulenhallen rings herum aber vollendete er.“ So berichtet wieder unsere alte ravennatische Chronik. Angelegt war der Königsbau wohl nach dem Vorbild des Kaiserpalastes in Konstantinopel (Chalke). Literarische Nachrichten besagen, daß er einen nach

dem Meere zu gelegenen Speisesaal, weite Säulengänge, glänzende Marmorbekleidungen und prächtige Mosaikdarstellungen besaß. Jener Bau, der heute noch den Besuchern Ravennas als Palast Theoderichs vorgestellt wird, dürfte in der Tat ein wenn auch später umgebauter Teil der Residenz Theoderichs sein.⁸ Ein klares Bild von der ganzen Anlage können wir nicht mehr gewinnen. Nur von dem Hauptbau, der die Wohn- und Repräsentationsräume des Königs in sich schloß und von Höfen und Mauern umgeben war, vermögen wir uns eine ungefähre Darstellung zu bilden.⁹ Seine Stirnseite erscheint nämlich als Hauptteil der Darstellung der Stadt Ravenna in der untersten Zone der Südwand der von Theoderich erbauten Basilika von S. Apollinare Nuovo. Wenn die Wiedergabe auch keine vollständig naturgetreue ist, so werden wir sie doch als eine nach Möglichkeit

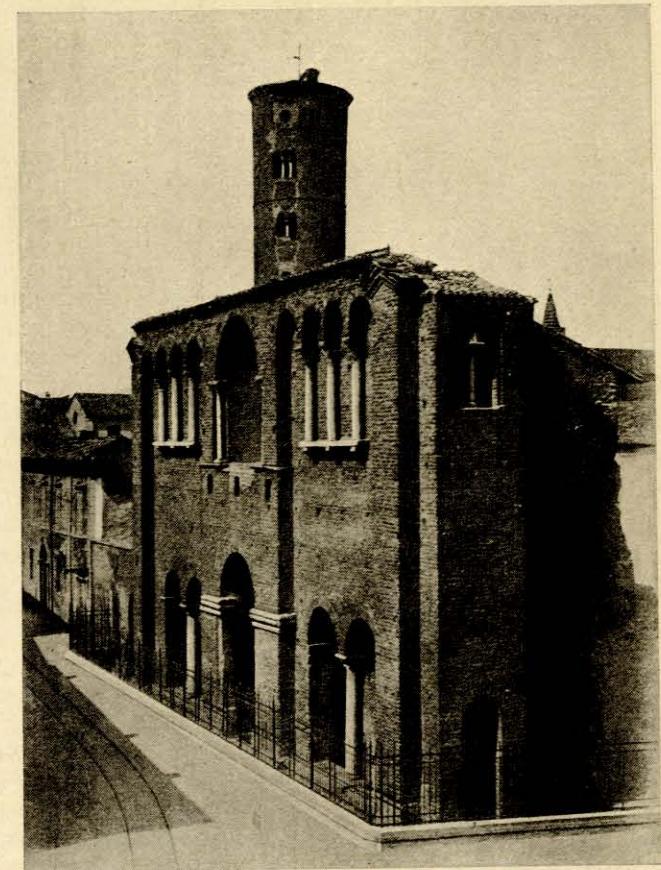


Abb. 44. Der sogenannte Palast Theoderichs in Ravenna

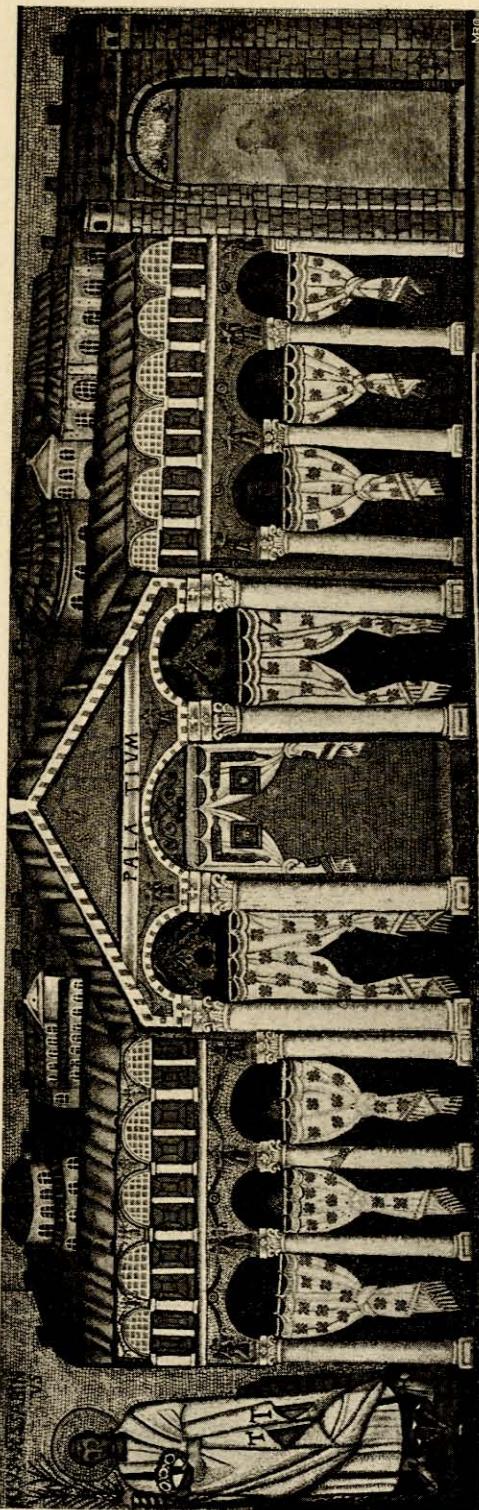


Abb. 45 · Stirnseite des Hauptbaues der von Theoderich in Ravenna erbauten Residenz

zuverlässige ansehen dürfen. Der durchaus antike Hauptbau stellt sich uns in diesem Bilde dar als ein imposantes zweistödiges, mit rotem Ziegeldach gedecktes Prunkgebäude. Die Mitte wird gebildet von einem auf vier weißen gewaltigen Marmorsäulen ruhenden, den übrigen Bau überragenden Giebel, unter dem sich das hohe Hauptportal öffnet. Ueber den vier Säulen wölben sich drei Rundbögen, deren mittelste zwei Zwischenräume mit anmutigen Vistorien geschmückt sind, welche grüne Girlanden halten. Zu beiden Seiten des Portals erstreckt sich die Front des Palastes. Je vier etwas kleinere Säulen tragen drei Rundbögen, deren Zwischenräume wieder je vier Vistorien mit Girlanden zieren. Ueber diesen Rundbögen erhebt sich auf einer weißen Marmorschwelle das zweite Stockwerk. Es ist in fünf bzw. sechs Bogenreihen gegliedert und wieder mit Girlanden tragenden Vistorien belebt. Von dieser prächtigen Fassade des Hauptbaues aus muß sich unsere Phantasie ein Bild des ganzen Palastes zu gestalten versuchen. Er war das glänzendste Schloß, das bis dahin und auf lange Zeit hinaus ein germanischer Fürst erbaut und bewohnt hat.

Einen zweiten Komplex von Bauten bilden die für den arianischen Kult von Theoderich neu erstellten oder adaptierten Kirchengebäude. Die bedeutendste und prachtvollste arianische Kirche hat sich der König als Palast- und Hoffkirche ganz in der Nähe seiner Residenz vollständig neu erbaut. Es ist eine dem heiligen Martin geweihte dreischiffige Basilika ohne Querschiff, die in der Hauptsache noch heute erhalten ist. Wegen ihrer kostbaren Decke benannte man sie „caelum aureum“, den goldenen Himmel. Jetzt heißt sie S. Apollinare Nuovo wegen der ca. 850 von Classis dorthin erfolgten Übertragung der Reliquien des heiligen Apollinaris. Diese Kirche bewahrt uns das kostbarste an Mosaikkunst aus den Tagen Theoderichs. Sie ist auch insofern

einzigartig, als sie allein uns noch ein unmittelbares Bild gibt von dem wundervollen Mosaikschmuck des Haupthauses einer alten Basilika. Der Eindruck, den dieses Haupthausschiff, bei richtiger Beleuchtung von den Seitenschiffen aus gesehen, macht, ist in der Tat ein überwältigender. Die Mosaiken der beiden Seitenwände setzen sich zusammen aus drei übereinanderstehenden Zonen. Die obere verläuft nahe unter der Decke und umfaßt 26 kleine Szenen aus der Geschichte des Lebens und Leidens Jesu. Sie stammen von einem, vielleicht auch von zwei Meistern, die ganz im Geiste der römischen Kunst arbeiteten. Sie sind antik, fast klassisch komponiert. Wenn auch die Perspektive zu wünschen übrig läßt, so sind sie doch kunstvoll eingerichtet auf die Höhe, von der herab sie wirken müssen. Die Gruppierung ist eine gute, die farbisthetische Wirkung eine heitere und kraftvolle; die Formen sind einfach. — Gleich lebensvoll komponiert, vorzüglich gezeichnet und von entzückender Farbenzusammenstellung sind auch die aus derselben Zeit stammenden, auf Goldgrund hergestellten Mosaiken

der mittleren Zone der beiden Seitenwände. Es sind je 16 zwischen je 11 Fenster verteilte Kolossalfiguren: Männer in der Tracht der Apostel der oberen Zone, geschlossene Bücher oder Rollen in den Händen haltend, über deren Bedeutung wir nichts Näheres wissen. Von der untersten Zone der beiden Seitenwände stammen nur je Anfang und Ende der Mosaiken aus der Zeit Theoderichs,

während die Prozessionsbilder der beiden Mitten einer späteren Periode angehören, der Zeit des Erzbischofs Agnellus (556/69), der nach der Vernichtung der Ostgotenherrschaft deren arianische Kirchen für den katholischen Ritus weihte und anpaßte. Das, was Theoderich geschaffen hat, ist folgendes. Auf der Südwand (Epistelseite) in der Nähe

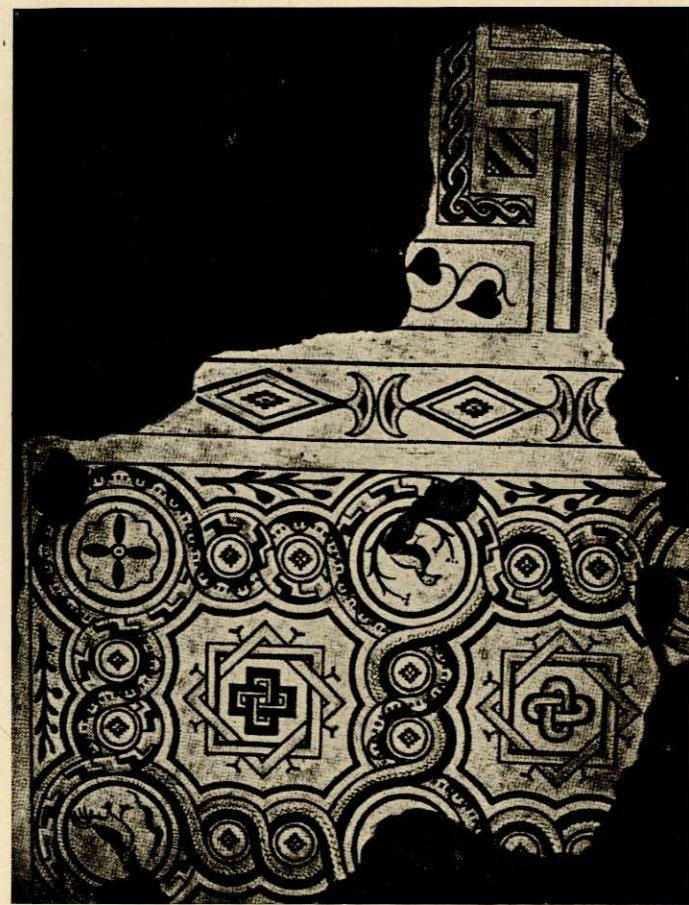


Abb. 46 · Mosaikboden aus Theoderichs Palast

des Einganges ein Bild der Stadt Ravenna. (Vgl. Abb. 45.) Sichtbar ist die Innenseite der im Hintergrund sich hinziehenden Stadtmauer. Die Außenseite der Mauer im Vordergrunde fehlt. An ihrer Stelle steht rechts ein Portal, in dessen Füllung eine durch Agnellus entfernte Figur sich befand, während sein tympanon ein noch erhaltenes kleines Mosaik (der Kreuztragende

Heiland von zwei Männern umgeben tritt auf eine Schlange) aufweist. Links steht an Stelle der Mauer das oben beschriebene Bild des von Theoderich neu erbauten Palastes. Die Füllungen der drei großen Mittelbögen und der sechs kleinen Seitenbögen der Palastfassade müssen in der Darstellung des Mosaizisten Bilder Theoderichs (im Mittelportal)¹⁰ und des Hofstaates im Oranten-Gestus aufgewiesen haben. Auch diese Bilder sind durch Agnillus

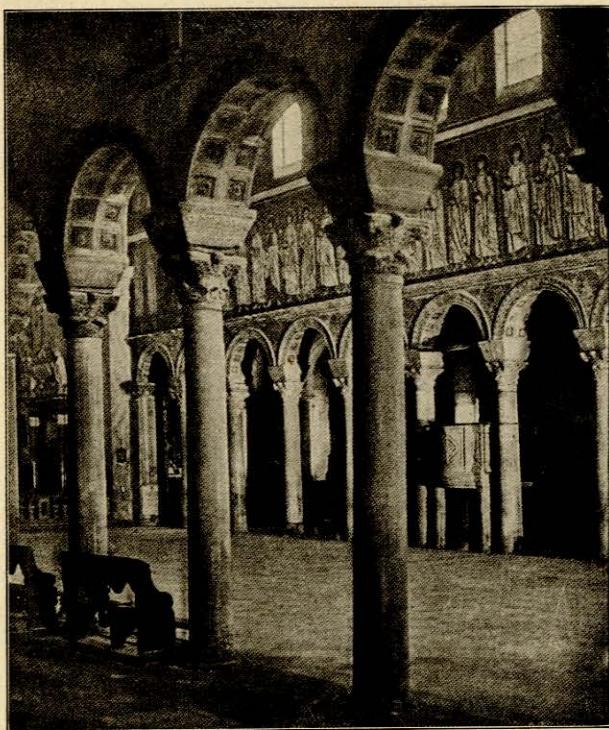


Abb. 47. Theoderichs Hofkirche. Seitendurchblick

zerstört worden.¹¹ Er setzte an Stelle dieser neun Figuren ebensoviiele in Mosaik gebildete Vorhänge, welche seitdem die leer gewordenen Räume ausfüllen. Rechts und links vom Giebel des königlichen Palastes erscheinen auf dem Stadtbilde noch verschiedene Bauten, eine Rotunde, eine Basilika, ein Baptisterium u. a. — Gegenüber auf der Nordwand erblicken wir das Bild der mauerumgürteten und meerbespülten Hafenstadt Classis. Hinter der Mauer, in deren Außenseite ebenfalls mindestens drei von Agnillus entfernte Figuren abgebildet

waren, während sich eine vierte in der Füllung des Stadttores befand, sind verschiedene Gebäude zu sehen: ein Zirkus, ein Portikus, eine Kirche u. s. w. Auf dem blau erglänzenden Meer schaukeln drei vergoldete Schiffe. — Ferner werden noch aus Theoderichs Zeit stammen die am anderen Ende der beiden Seitenwände, dem Altare zu und den Stadtbildern gegenüber sich befindlichen Thronbilder der heiligen Jungfrau Maria mit dem Christuskind und des segnenden Heilandes. Ob der lange Zwischenraum zwischen Stadtbild und Thronbild auf jeder Seite in der Zeit Theoderichs überhaupt mit Figuren ausgefüllt war, die dann von Agnillus weggenommen worden wären, oder ob der selbe in der Gotenzeit leer geblieben ist, wissen wir nicht. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß der Mosaikschmuck zu Lebzeiten Theoderichs nicht mehr ganz fertiggestellt werden konnte, wie er ja auch die Vollendung seines Palastes nicht mehr erlebte. Jedenfalls hat der Erzbischof Agnillus, der auch sonst die Basilika mit Mosaiken, Paviment u. a. m. hat ausschmücken lassen, diese zwei langgestreckten Flächen mit Bildern von 26 einherstrebenden Märtyrern und 22 Jungfrauen in Mosaik verziert, die aus den beiden Städten herausziehen und dem Heiland mystisch ihre Kronen zum Opfer bringen.

Es unterliegt keinem Zweifel, Theoderichs Hofkirche war das Wunder der ostgotischen Zeit. Mit welchem Stolz wird in diesem damals herrlichsten Kirchenbau Ravennas der König, umgeben von seinen gotischen Großen, geweilt haben! Und mit welchen Gefühlen wird er dem von seinem gotischen Hofbischof in gotischer Sprache gefeierten Gottesdienste beigewohnt haben, voll des innigsten Dankes gegen Gott die Jahre überdenkend, da er als Geisel in Konstantinopel gewesen, als Jüngling des Vaters Erbe angetreten und als Mann

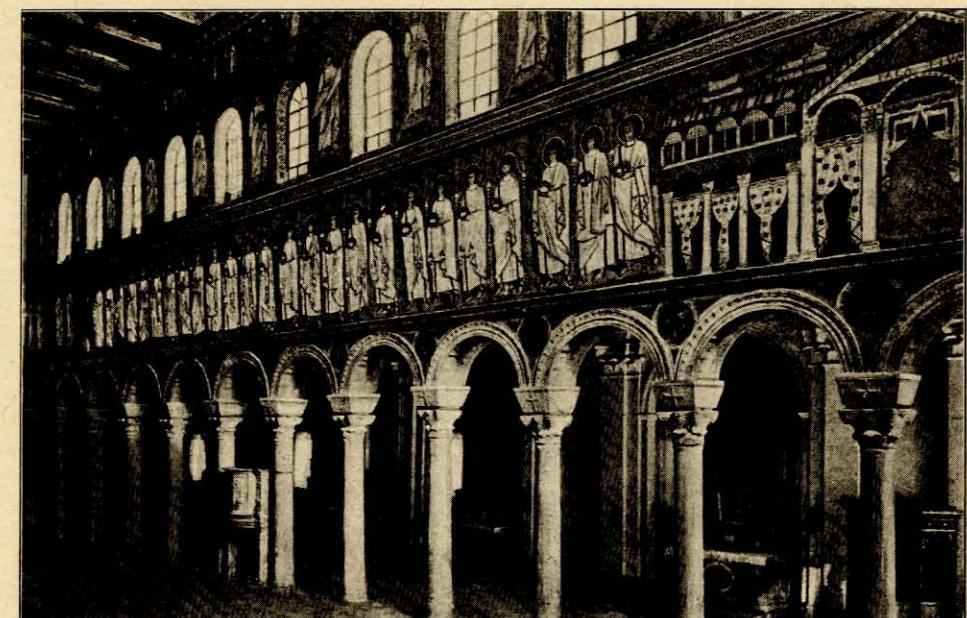


Abb. 48. Südwand (Epistelseite) des Hauptschiffes von Theoderichs Hofkirche

sich selbst und sein Volk nach unsäglichen Gefahren und Kämpfen einem Ziele zugeführt hat, das sie im Traume kaum zu erringen hofften! Wie mag er hier seinem Gott gedankt haben für die goldene Zeit,

die nun auch für ihn und sein Volk angebrochen war! Das gottesdienstliche Leben und die religiösen Bedürfnisse der Arianer dürfen wir uns durchaus nicht etwa armselig



Abb. 49. Nordwand (Evangelieneite) des Hauptschiffes von Theoderichs Hofkirche



Abb. 50 · Jesus und die Samariterin · Mosaik aus der obersten Zone in Theoderichs Hoffkirche

vorstellen. Die uns erhaltenen monumentalen und schriftlichen Denkmäler desselben zeigen uns das Gegenteil: ein frisches, warm pulsierendes Leben. Mag man immerhin für den Neubau und die außerordentlich prachtvolle Ausgestaltung der Palastkirche des Königs andere als religiöse Gründe suchen, so ist doch die verhältnismäßig große Anzahl der arianischen Kirchen in Ravenna, Caesarea und Classis ein Beweis für die gute Pflege des kirchlichen Lebens in den arianisch-gotischen Kreisen. Denn außer der Palastkirche gab es in Ravenna selbst noch eine arianische Kirche, die dem heiligen Theodorus geweiht war (jetzt S. Spirito). Theoderich hatte sie von Anfang an für seine und seiner Goten religiöse Bedürfnisse in Anspruch genommen. Wie die große Martinskirche, so hatte auch diese kleinere Theodoruskirche ihr von Theoderich neu erbautes Baptisterium (jetzt S. Maria in Cosmedin). Es ist freilich — in merkwürdig weitem Abstand von der Kunst in der Martinsbasilika — lediglich eine saft- und krafflose Nachbildung des größe-



Abb. 51 · Pharisäer und Zöllner · Mosaik aus der obersten Zone in Theoderichs Hoffkirche

ren alten katholischen Baptisteriums neben der Basilika Ursiana (dem jetzigen Dom). Ferner erfahren wir von einer gotischen Anastasiakirche und einer Andreaskirche, die indes ganz verschwunden sind. Weitere vier arianische Kirchen sind uns außerhalb des eigentlichen Ravenna bekannt; eine Kirche des heiligen Eusebius, eine des heiligen Georg, eine des heiligen Sergius in Classis und eine des heiligen Zeno in Caesarea. Außerdem hören wir von drei Bischofswohnungen, von denen die eine nächst der Theodo-

doruskirche war, während die beiden anderen sich außerhalb der Stadt befanden. Vermutlich hatte jede der drei Städte einen eigenen arianischen Bischof; den Namen eines derselben erfahren wir; er hieß Unimundus und hat die Eusebiuskirche erbaut. Wohl alle diese gotischen Gotteshäuser hatten, wie wir von der Anastasiakirche wissen, einen zahlreichen Klerus.

Auch in Rom hatte man zwei arianische Kirchen mit arianischem Gottesdienst. Die eine, S. Agata in Suburra, lag am Abhang des Quirinal und diente schon

seit den Tagen Rikmers dem arianischen Kult. Die andere befand sich in dem öden, leeren Viertel des Coelius und Esquiline, wo die Goten wohnten, in der Nähe des Lateranpalastes; es ist die spätere S. Severinstkirche. Wenn auch sonst weitere direkte Nachrichten mit Ortsangaben über Arianerkirchen aus der Zeit Theoderichs fehlen, so ist es doch selbstverständlich, daß diese wenigen nicht die einzigen in ganz Italien waren. Wir haben uns in größeren Städten oder dicht von Goten bewohnten Bezirken neben dem katholischen immer auch ein arianisches Gotteshaus und einen arianischen Klerus zu denken. Noch viel unmittelbarer als die Kirchen zeugen von dem frisch pulsierenden religiösen Leben besonders innerhalb des gotischen Klerus die noch auf uns gekommenen Überreste der gotischen kirchlichen und theologischen Literatur. Alle diese Überreste sind uns ausnahmslos in Handschriften aus der italienischen Ostgotenzeit überliefert. Zuvoerderst gilt das von den heiligen Schriften in gotischer Sprache, von denen uns der größte Teil des neuen Testaments in sieben Codices erhalten ist.¹² Ich nenne nur deren berühmtesten, den jetzt in Uppsala aufbewahrten Codex argenteus, der auf 330 Blättern die Evangelien enthält; der heilige Text war mit silbernen, zum Teil goldenen Buchstaben auf purpurgefärbtes Pergament geschrieben. Die Handschrift gibt uns in ihrer Pracht eine Ahnung von den Arbeiten einer ostgotischen Kalligraphenschule des 6. Jahrhunderts. Die

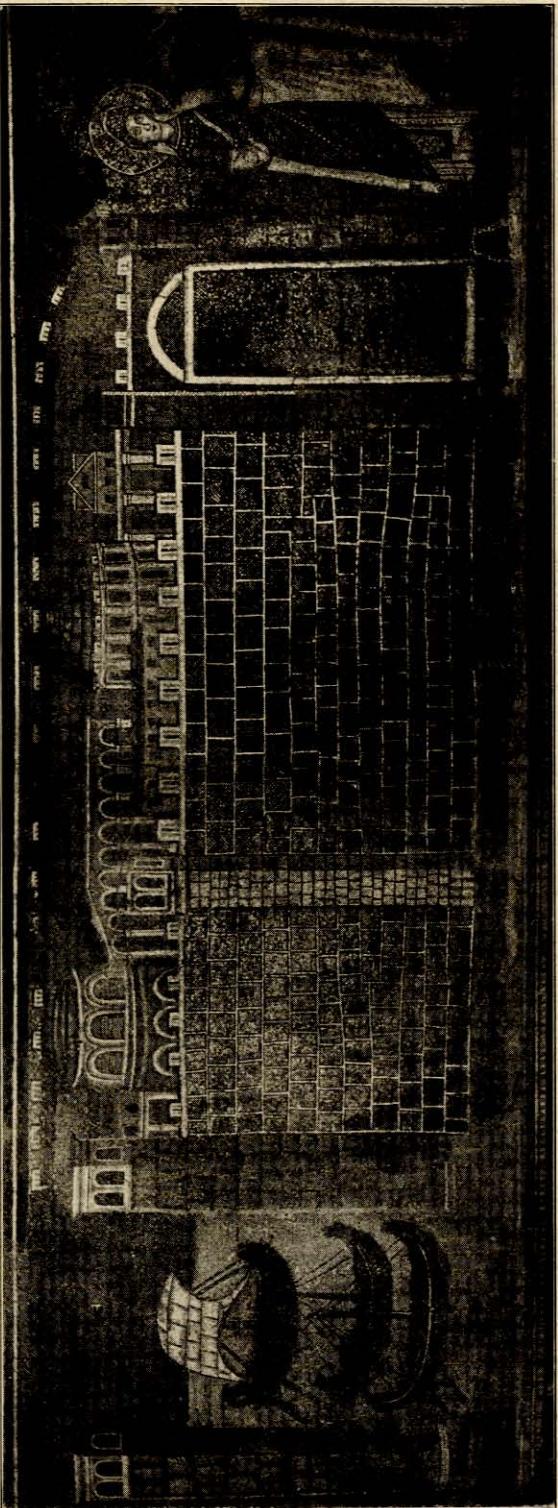


Abb. 52 · Die Stadt Classis mit dem Hafen · Mosaik aus der Hoffkirche Theoderichs

äußere Hülle war nicht minder wertvoll; diese Bibelhandschriften hatten meist kostbare, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Einbände. Auf eine zum Teile gute theologische Schulung und ein lebhafteres theologisches Interesse des ostgotischen Klerus läßt der Umstand schließen, daß man sich nicht mit

6. Jahrhunderts eingedrungen. So gewährt uns philologische Kleinarbeit einen Ausblick auf einen wichtigen kulturellen Zustand, auf eine nicht geringe geistige Beweglichkeit des ostgotischen Arianismus und auf dessen friedliche Beziehungen zu den römischen katholischen Theologen.



Abb. 53 · Kuppelmosaik des arianischen Baptisterium in Ravenna

dem überlieferten gotischen Bibeltext zufrieden gab, sondern auch die lateinische Bibel studierte und ihren Lesarten – freilich handelt es sich nicht um eine streng durchgeführte systematische Vergleichung – Eingang gewährte in den Text Wulfila. Anderseits sind aber auch Lesarten der gotischen Bibel in lateinische Bibelhandschriften des

Was wir sonst noch an theologischer Literatur in gotischer Sprache besitzen, verdanken wir ebenfalls der Benutzung und der infolgedessen notwendig gewordenen Vervielfältigung durch ostgotische Theologen bzw. Schreiber. Es ist leider wenig genug, was uns erhalten geblieben. Ein die sieben ersten Kapitel umfassender

kurz gehaltener, nach Homilienart gearbeiteter Kommentar zum Johannes-Evangelium, die Steireins, in der uns wohl ein

mit den übrigen Schäben der (damals bekannten) gotischen Literatur durch Kardinal Friedrich Borromäus für die Mailänder

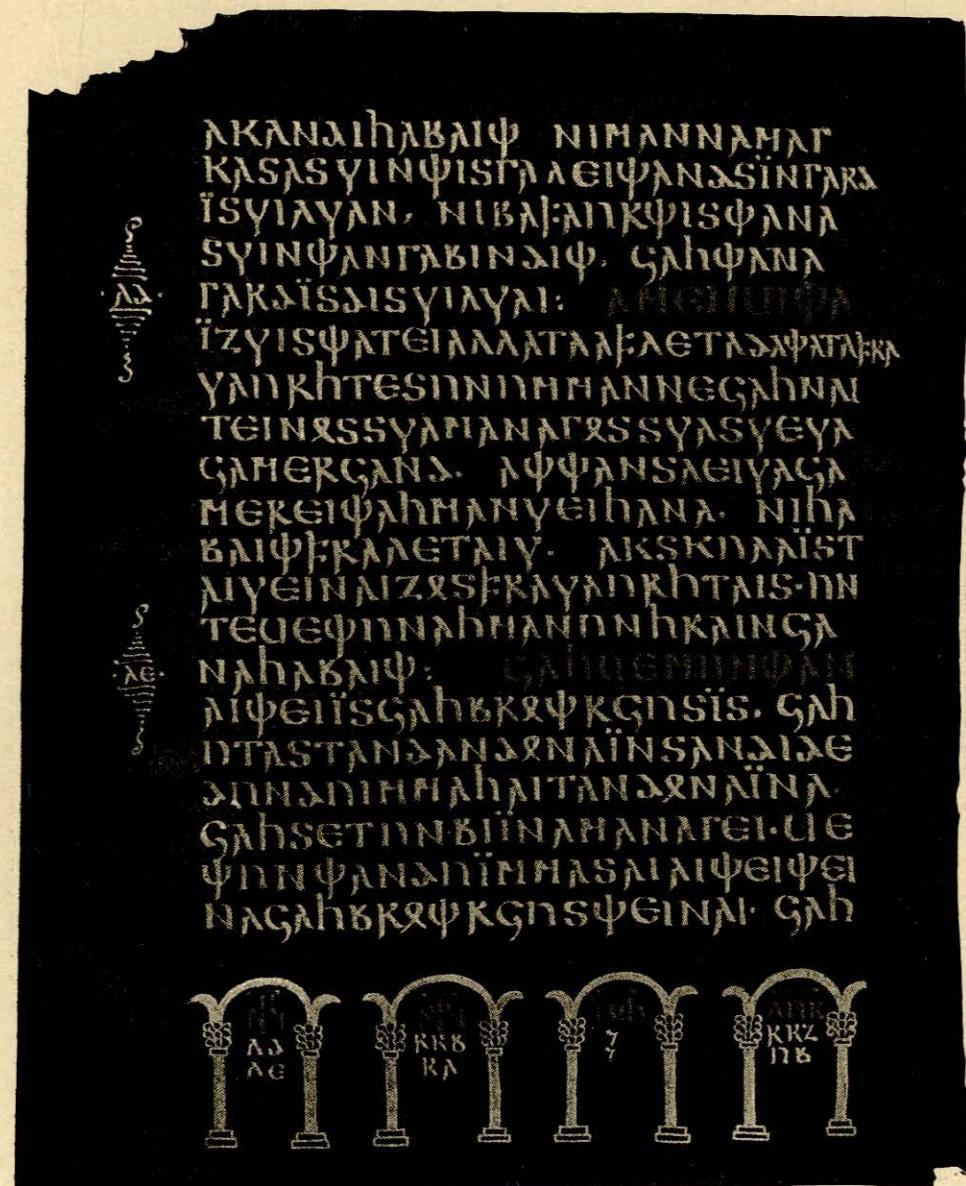


Abb. 54 · Eine Seite aus dem Codex argenteus

selbständiges gotisches Werk eines unbekannten Verfassers in einer gotischen GelehrtenSprache entgegentritt. Auf uns gekommen sind nur acht Blätter, in großer Prachtkrist zweispaltig geschrieben, welche Ambrosiana erworben wurden. Das zweite Stück ist ein von ungeübter ostgotischer Hand geschriebenes Fragment eines westgotischen ca. 390 in Thrakien entstandenen Festkalenders. Die ganze übrige ostgotische

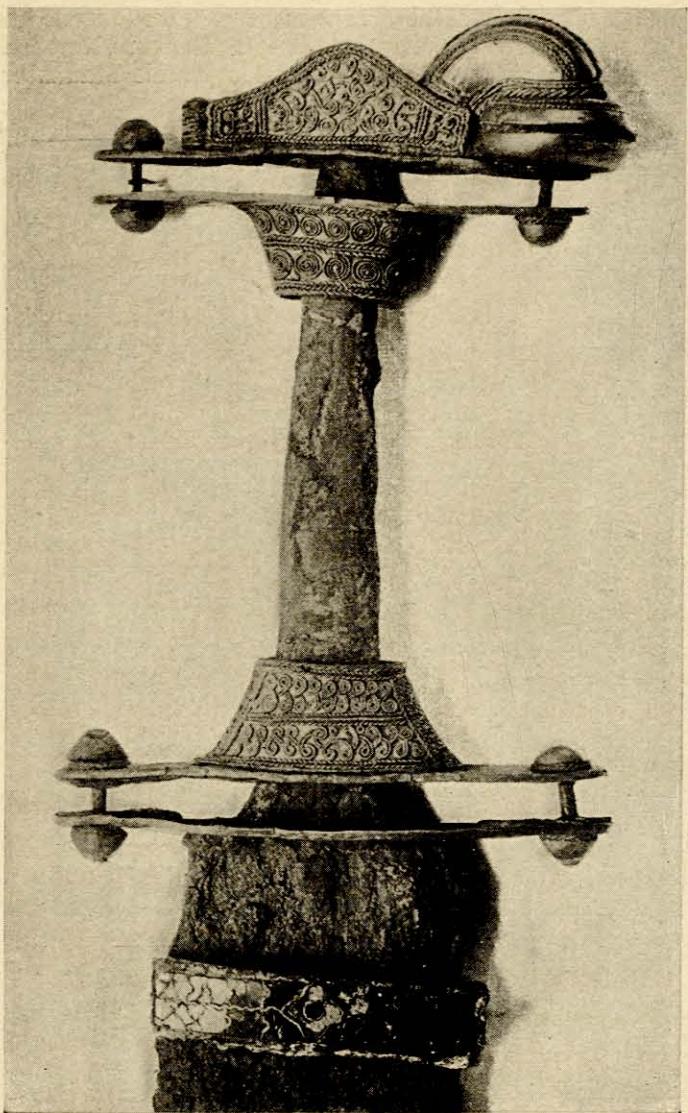


Abb. 55. Gotenschwert aus den Gräbern von Nocera.

Literatur in gotischer Sprache ist nach dem Untergang des Ostgotenreiches fast völlig zugrunde gegangen. Was sich in spätere Zeit hinübergetragen hat, ist natürlich nicht erhalten geblieben aus Interesse am Gotischen. Im Gegenteil. Mit einziger Ausnahme des Codex argenteus sind alle diese Texte nur deshalb auf uns gekommen, weil man sie abgerissen und mit katholischen Vaterschriften neu überschrieben hat (Palimpseste). Glücklicherweise erlaubt diese an unseren Handschriften im oberitalienischen

Ritter nicht Produkte ihrer eigenen Geistesarbeit. Sie haben wohl alles mit der Bibelübersetzung des Wulfila aus der griechisch-römischen Kulturwelt der Balkanhalbinsel mitgebracht. Ebenso wenig wie in ihrer kirchlichen Kunst, in der sie durchaus nach römischen Vorbildern und mit römischen Mitteln arbeiten, sind die Ostgoten in ihrer kirchlichen Literatur irgendwie originell gewesen. Was sie überhaupt an höherer Kultur hatten, das hatten sie von der griechisch-römischen Welt.

Kloster Bobbio im 7. und 8. Jahrhundert vorgenommene Prozedur doch noch die alte gotische Schrift zu entziffern. — Von den ostgotischen Theologen sind aber auch lateinisch verfasste arianische Werke benutzt und abgeschrieben worden. So sind in demselben Palimpsest, der die Skeireins enthält, ebenfalls fragmentarisch überliefert eine dogmatisch polemische Erklärung des Johannes-Evangeliums, apologetische, polemische und liturgische Stücke. In einem anderen Bobbener Palimpsest des 6. Jahrhunderts stehen Bruchstücke eines arianischen Lukas-Kommentars. Und in einer Pariser Handschrift findet sich, in Halbunziale vermutlich von einer gotischen Hand des 6. Jahrhunderts geschrieben, eine verkürzte Kopie der Schrift des arianischen Bischofs Maximinus gegen den heiligen Ambrosius von Mailand.

Freilich sind alle diese Reste der von den Ostgoten benutzten theologischen Lite-

Das gilt auch bis zu einem gewissen Grade von ihrer Tätigkeit auf dem profanen Gebiete. Ein Volk in Waffen lebten die Ostgoten nach dem Willen ihres Königs ja nur einem Berufe, dem militärischen Schutz Italiens. Noch ihre Gräber erzählen uns davon. Als man in Nocera (in Umbrien) im Jahre 1898 die 165 Grabhügel öffnete, sah man, daß die Männer alle neben sich das Schwert liegen hatten, manchmal auch eine Lanze, ein Messer und den Schild; die Jünglinge hatten den Bogen und Pfeile mit drei Kanten; sogar den Frauen fehlte nicht eine kurze Klinge. Diese Funde geben uns aber auch ein reiches Bild von der Eleganz und dem Luxus des Lebens dieser Goten. Sie hatten sehr bald gelernt, die Vorteile und Schätze der römischen Kultur zu genießen. Auch sie erlebten jetzt ihre leider nur so kurze wirklich goldene Zeit. Die Produkte eigener Kunsfertigkeit sind sehr bald in Kleidung und Schmuck verdrängt worden von den schöneren und kostbareren Formen der römischen Kunst. Auch die 260 Gotengräber von Castel Trosino (in den Marchen) zeigen uns wieder und wieder römische Stücke. All die Schmuckgegenstände, die



Abb. 56. Sichel aus den Gotengräbern von Nocera.

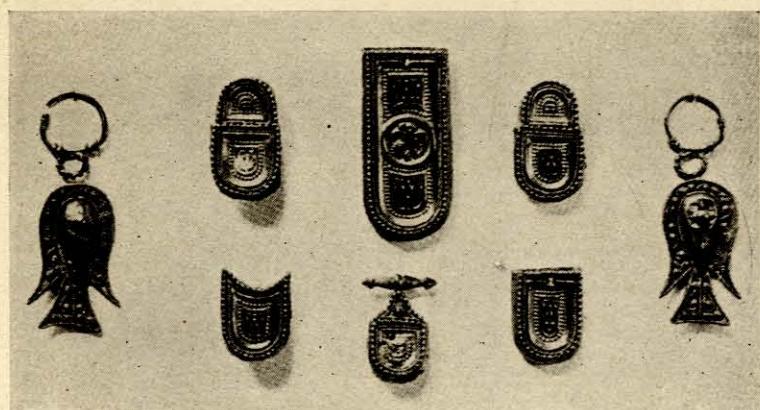


Abb. 57. Schmuck aus den Gotengräbern von Nocera.

man an beiden Orten fand, weisen viel Email auf, das sich der besonderen Kunst der Barbaren erfreute. Diese Schmucksachen sind Halsketten aus Glas, Korallen, Perlen und Edelsteinen, Gold- und Silberringe, Armreife, Ohrringe, Gürtel mit reichen



Abb. 53 · Halsketten aus den Gotengräbern von Castel Trojino

Schließen und Fibeln, bestimmt, das Gewand an der Schulter zusammenzuhalten; Kämme und Haarnadeln, Gläser und Trinkhörner, aber auch schön verzierter Sattelschmuck. Wie die Waffen, so waren auch die Rüstungen vornehmer Krieger überaus kostbar. Wir sehen das aus dem Bruchstück einer mit Granaten geschmückten Goldrüstung, die man 1854 in Ravenna ausgegraben und bald als die Rüstung Odo-wakars, bald als die Theoderichs bezeichnet hat. Auch der Frauenschmuck war zuweilen ganz aus Gold. So fand man in der Nähe von Cesena, also nicht allzu weit von Ravenna entfernt, einen nur aus Gold gefertigten und mit Perlen und Edelsteinen (Granateinlage in Gold) gezierten gotischen Frauenschmuck. Er bestand aus einer großen Fibel in der Form eines stilisierten Adlers, aus Teilen eines Halsgeschmeides und einem herrlichen Ohrringe, einer Haarnadel mit

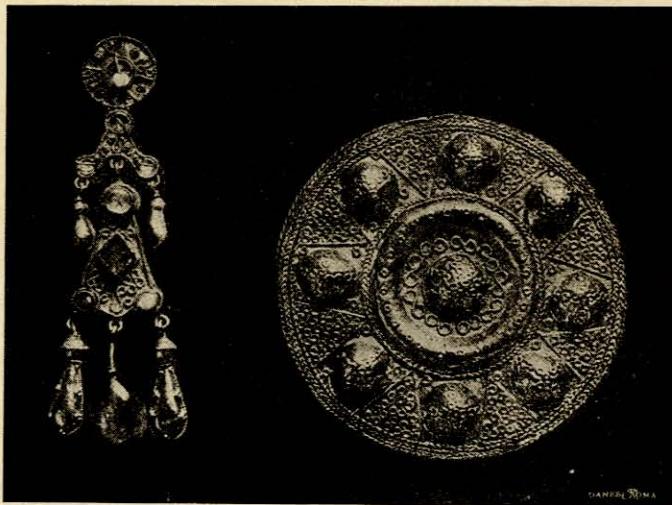


Abb. 59 · Ohrringe und Fibel aus den Gotengräbern von Castel Trojino

prächtiger Ziertscheibe, einem Fingerring und einer aus Drahtringen zusammengesetzten Kette. Wir erhalten durchaus den Eindruck eines gewissen Wohllebens, dem sich die Krieger Theoderichs mit ihren Familien in den langen Friedensjahren ergeben konnten.

Die noch erhaltenen Werke der profanen, für die Goten neu geschaffenen oder bloß bearbeiteten Literatur in lateinischer Sprache verstärken diesen Eindruck. Da schrieb ein aus Konstantinopel verbannter griechischer Arzt

Anthimus, der vielleicht als Leibarzt Theoderichs unter den Ostgoten in Italien lebte, in dem Latein der damaligen Umgangssprache eine Diätetik, einen kurzen ärztlichen Ratgeber, der sich fast an ein Kochbuch annähert, über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der gebräuchlichen Nahrungsmittel. Er widmete die Schrift dem Frankenkönig Theuderich, dem Sohne Chlodowehs, bei dem er sich vorübergehend als Gesandter

seines königlichen Herrn aufgehalten hatte. Ein anderer durch seine Lebensschicksale mit den Goten in Verbindung gekommener griechischer Arzt Oribasius eröffnet uns mit der lateinischen Bearbeitung seiner Werke einen Einblick in die ganze noch wenig bearbeitete Literatur lateinischer Medizinbücher, die zum Teil ausdrücklich für die germanischen Stämme bestimmt waren, welche „in die Pflege und Schule“ bei diesen Ärzten gingen. „Die beiden Pariser Handschriften 8907 und 10233 bilden den Grundstock einer Biblioteca gotica.“ Wir sehen, wie das ostgotische Reich, weil es auf dem Mutterboden der römischen Kultur

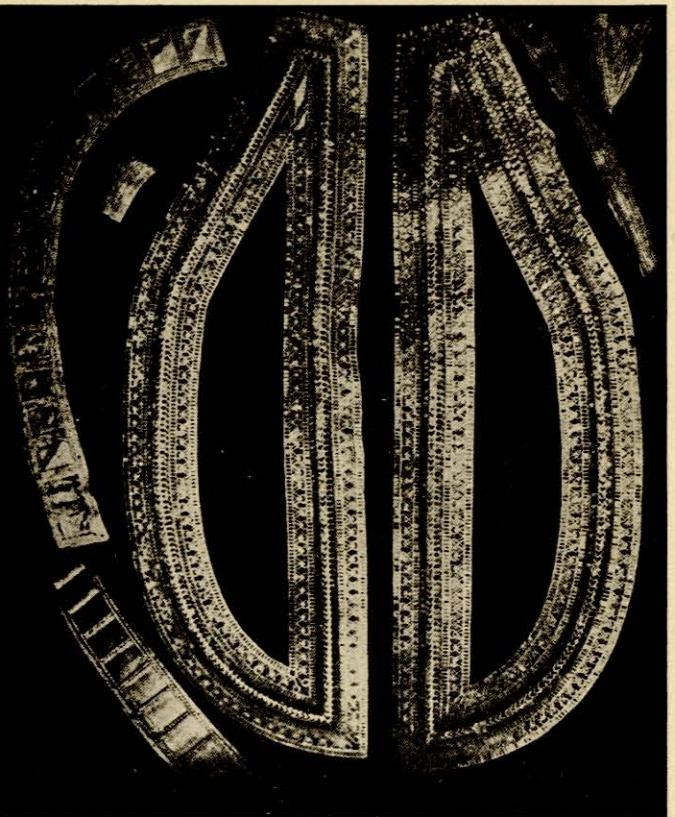


Abb. 60 · Reste einer Goldrüstung aus Ravenna

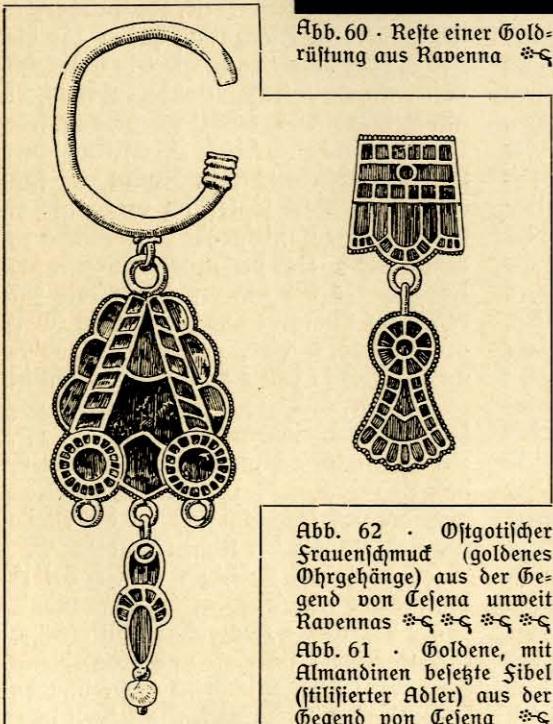


Abb. 61 · Goldene, mit Almandinen besetzte Fibel (stilisierter Adler) aus der Gegend von Cesena

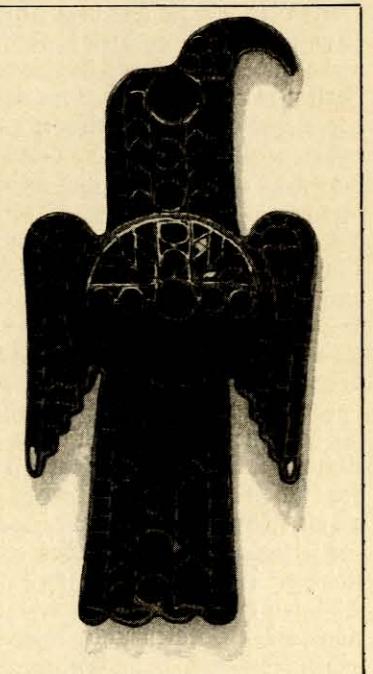


Abb. 62 · Ostgotischer Frauenschmuck (goldenes Ohrgehänge) aus der Gegend von Cesena unweit Ravennas

erstand, einen Teil der antiken Kultur an die germanischen Bruderreiche vermittelte. Es sei in diesem Zusammenhang noch einmal an das erinnert, was schon früher über die Stellung Theoderichs zu den germanischen Königen gesagt worden ist. Aber nicht bloß für die körperlichen Bedürfnisse und die Annehmlichkeiten des täglichen Lebens haben die herrschenden Barbaren zu sorgen gewußt. Es entstand — und das gilt in gleicher Weise für die Westgoten, für die Wandalen und die Merowinger — auch eine eigene Literatur, die sich in den Dienst der nationalen Ideale dieser Barbaren gestellt hat durch Beschreibung ihrer ruhmreichen Vergangenheit und durch Panegyriken und Lobgedichte, mit denen ihr gegenwärtiges Regiment verherrlicht wurde. Einen Literaten dieser Gruppe haben wir schon kennen gelernt. Es ist der Mailänder Diakon und Lehrer der Beredsamkeit Ennodius. Sein Panegyrikus auf den König stammt etwa aus dem Jahre 508, wo Ennodius aus Anlaß einer Triumphfeier in Ravenna oder Mailand diese bedeutungsvolle Aeußerung der allgemeinen Hochschätzung und Dankbarkeit veröffentlichte, die man von katholischer Seite gegen den arianischen Theoderich hegte. Eine solche Sprache war für den König um so wertvoller, als sie aus dem Munde eines Mannes kam, der auch mit den vornehmsten und gebildetsten Laienkreisen des damaligen Italien in nahen Beziehungen stand. Aber der Repräsentant der Kreise, welche sich am treuesten von Anfang an an die Gotenherrschaft angeschlossen und welche mit all ihren Kräften sich konsequent dem Dienste der versöhnenden Ausgleichung zwischen Barbaren und Römern hingaben hatten, war doch Cassiodorus Senator. Er hat die antike römische Welt im Dienste der Goten gleichsam verkörpert. Das Zusammenarbeiten des römischen Ministers und des barbarischen Königs ist ein typisches Bild für das Ineinanderwirken alter römischer Kultur und germanischer Neuraft während des frühen Mittelalters überhaupt. Mehr als ein Menschenalter hindurch war Cassiodor leitender Staatsmann des ostgotischen Reiches. Und auch seine schriftstellerische Tätigkeit hat er als Hofhistoriograph des Königs den Idealen und Interessen desselben gewidmet. Seine Weltchronik schrieb

er im Jahre 519 zu Ehren von des Königs Schwiegersohn Eutharich. Und seine zwölf Bücher umfassende Geschichte der Goten verfolgt die Tendenz, die Vergangenheit dieses Volkes so darzustellen, als ob es immer in den engsten Beziehungen zur römischen Kultur gestanden und in seinem Herrschergeschlecht ebenso alt und ruhmvoll gewesen wäre wie die Römer selbst. „Der Verlust dieser Gotengeschichte ist für uns Deutsche fast so unschätzbar wie der Untergang der zwanzig Bücher ‚Germanenfriege‘ des älteren Plinius. Der ganz dürftige Auszug, den noch zu Cassiodors Lebzeiten Jordanis von dessen Werke machte, läßt noch die große Gelehrsamkeit des Originals ahnen, in dem auch griechische Historiker und Geographen reichlich verwertet worden waren. Dieser Jordanis war romanisierter Gote. So ist seine Schrift, 551 zu Konstantinopel verfaßt, das erste uns erhaltene Geschichtswerk, das ein Germane in lateinischer Sprache verfaßt hat.“ Sonst hat die gotische Herrschaft auf das literarische Leben der römischen Kreise keinerlei tieferen Einfluß auszuüben vermocht. Jedoch hat Theoderich dasselbe als einen Bestandteil der römischen Kultur, die er auf höchste bewunderte, ebenfalls ernstlich gefördert. Namentlich hat er für die Hebung der Schulen gesorgt. Ein Vergleich mit Afrika, wo unter der Wandalenherrschaft alle Geistesbildung erstickt wurde, rückt sein Verdienst in helles Licht. In Afrika haben wir eine absteigende, in Italien wie fast ein Jahrhundert später im westgotischen Spanien eine aufsteigende Entwicklung zu konstatieren. Das persönliche Interesse des Königs, der ein inneres Verhältnis zur römischen Literatur und Kunst wohl kaum gehabt haben wird, erwähnt Ennodius ausdrücklich in seiner Lobrede: „Recht ist es gewesen, daß du zur Beredsamkeit durch Preise der Auszeichnung aneifertest . . . Dir danken die achtungswürdigen Studien, daß sie reden . . . Vorher war der Rost verzehrender Nachlässigkeit an die Stelle des Redeglanzes der Ahnen getreten. Siehe nun den Reichtum deiner Zeit!“ Wiederholt trat Theoderichs Verständnis in der besonderen Auszeichnung literarisch tätiger Römer im Hof- und Staatsdienst hervor. Freilich für literarische Bestrebungen seiner eigenen Volksgenossen hatte der König,

wenn er auch seine Tochter Amalaswintha und seine Nichte Amalaburga literarisch erziehen ließ, wenig Sympathie. Wie er selbst nicht schreiben konnte, so hat er auch nicht gewünscht, daß Söhne von Goten Unterricht von römischen Lehrern empfingen; denn Lesen und Schreiben mache die Menschen nicht tapfer. Gerade durch die schwertgeübte Hand seiner Krieger, denen er Bücher und Feder ferngehalten hat, hat Theoderich die günstigen materiellen Bedingungen einer friedlichen Entwicklung geschaffen, welche für den Aufschwung eines neuen literarischen Lebens notwendig waren. So hat er auf jeden Fall wenigstens den Boden bereitet, auf dem eine Nachblüte der römischen Literatur erwachsen konnte, die in dem nächsten halben Jahrhundert sich das weltgeschichtliche Verdiensterwarb, die Quintessenz der römischen Geisteskultur zusammenzufassen und der germanischen Welt des Mittelalters zu überliefern. Auch hier drängt sich ein Hinweis auf eine ganz ähnliche Bedeutung der westgotischen Herrscher des ausgehenden 6. und 7. Jahrhunderts auf.

Die neue Blüte war freilich eine späte und kurze Nachblüte, die nur wenige und nur geringe Früchte zeitigte. Es fehlte vollständig an großen produktiven Kräften, wie es auch an den reichen Mitteln und dem großen Milieu der Vorzeit gebrach. Was man zu lesen bekam, war nichts Originelles, das aus innerer Kraftfülle heraus Neues geschaffen hätte. Wie die Sprache, so trug auch die Literatur die Zeichen des Verfalls und Niederganges an sich. Die Signatur war in der schönen Literatur das Belehren, das Erbauen, das Trösten; in der wissenschaftlichen das Exzerpieren, das Sammeln, das Übersetzen. Die ganze Literatur stand unter dem Zeichen der Schule, in der man das eine wie das andere an den Vorbildern der Vergangenheit lehrte und lernte. So suchte man die Vergangenheit für die Gegenwart wieder zu beleben. Ja man hat sogar eine Reihe von Erzeugnissen der alten klassischen Literatur nach den philologischen Grundsäcken der damaligen Zeit direkt neu ediert. Und nur solchen Arbeiten verdanken wir es, daß uns diese Werke überhaupt erhalten geblieben sind. Die Kreise, in denen diese literarische Tätigkeit gepflegt wurde, waren wie das lesende Publikum eng und klein. Es waren in der Hauptsache allein die Kreise der hohen aristokratischen römischen Gesellschaft mit ihrem Anhang, welche seine Geistesbildung und reges Interesse für Literatur und Wissenschaft als altes Erbe ihrer Väter besaßen und hochhielten. Damit ergibt sich als natürliches Zentrum literarischen Lebens die vornehme, reiche römische Gesellschaft.

An ihrer Spitze stand der Nachkomme des als Schriftsteller und Livius-Herausgeber bekannten heidnischen Symmachus, der Patrizier Symmachus, einer der hervorragendsten Senatoren. Er war berühmt wegen seiner literarischen und rhetorischen Bildung und ward deshalb mit der Aufsicht über die römische Universität betraut, an welcher der Nachwuchs der Staatsbeamten herangezogen wurde. Er war auch selbst literarisch tätig. So schrieb er eine römische Geschichte in sieben Büchern; und mit einem Kreise gleichgesinnter vornehmer Männer hat er mustergültige Ausgaben alter Schriftsteller veranstaltet; unsere besten Handschriften des Vergil und Horaz gehen auf diese Arbeiten zurück. Als Mäzen aller literarischen Bestrebungen ward Symmachus in Italien wie in Byzanz gleich hoch geehrt; in Konstantinopel von dem im Mittelalter vielgebrauchten Grammatiker Priscian, der in nahen Beziehungen zu ihm stand; in Mailand von Ennodius, der in ihm seinen gelehrteten Gönner und Ratgeber verehrte. Zu Symmachus in den allernächsten Beziehungen stand als Gemahl seiner Tochter Rusticana der Philosoph Boethius; unter seinem Schutz herangewachsen war er in Schülerjahren schon ein Meister. — Eine zweite durch Pflege des literarischen Lebens bekannte römische Familie war die des Patricius Probinus mit seinem Sohne Cethegus und seiner Tochter Blesilla. Zu diesem Kreise gehörte Eugippius, bekannt als Verfasser einer umfangreichen Blütenlese aus den Werken Augustins und einer Lebensbeschreibung des heiligen Severin. Das erstere Werk widmete er einer Verwandten Cassiodors, der frommen gottgeweihten Proba, da er ihre Bibliothek zu dieser Arbeit hatte benützen dürfen. Die zweite viel bekanntere Schrift hat er verfaßt, nachdem er Abt eines Klosters bei Neapel geworden, in dem die Ueber-

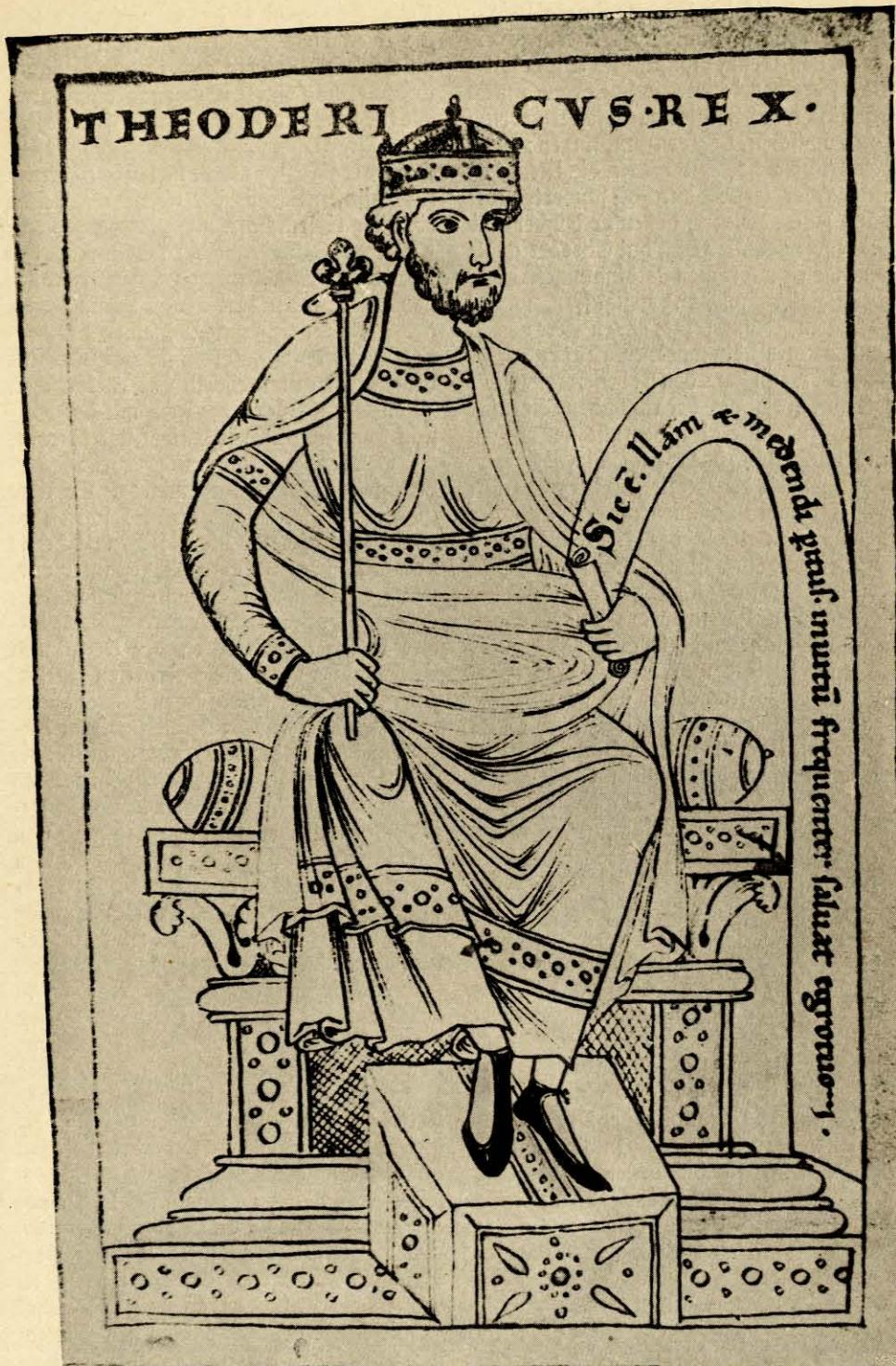


Abb. 63 · Theoderich · Nach einer deutschen Handschrift des 12. Jahrhunderts



Abb. 64 · Cassiodor · Nach derselben deutschen Handschrift des 12. Jahrhunderts

pfeilschifter · Theoderich der Gröhe

reste jenes großen Apostels der Völkerwanderungszeit beigelegt worden waren. Als Blume des römischen Geistes rühmt Ennodius die geistvolle, edle Matrone Barbara, von der wir wissen, daß sie an den Hof nach Ravenna berufen wurde, vermutlich als Erzieherin der gotischen Prinzessinnen. Auch Cassiodor verkehrte, wenn er nicht in Ravenna war, in diesen Kreisen. — Mit einer dritten Familie, in der ebenfalls das geistige und literarische Leben eine Heimstätte hatte, war Ennodius nahe verwandt. Es war die Familie des Konsuls Faustus, des entschiedensten und treuesten Vorkämpfers für die Sache des Papstes Symmachus. Seine Schwester Stephania preist Ennodius als das glänzendste Licht der katholischen Kirche. Faustus und seine Söhne Messala und Avienus waren wie dem Papste treu ergeben, so auch dem marianischen Herrscher und seinem Staate willige Diener und Beamte. Diese und andere von Ennodius noch namhaft gemachte vornehme Römer befanden sich wohl alle (von einigen sagt es Ennodius ausdrücklich) zeitweise in Amt und Würden am Hofe in Ravenna und werden auch dorthin zu des Königs Freude Geist von ihrem Geist getragen haben.

Daz sich auch im stadtrömischen Klerus dieser Zeit literarisch gebildete und tätige Männer befanden, ist bekannt. Eupippius ist bereits genannt worden. Einen Einblick in das theologische Leben, das in dieser Periode des Niederganges theologischer Bildung und Literatur in Rom herrschte, erhalten wir durch die Nachricht von einem gelehrten Zirkel, der wöchentlich einmal zusammenkam und die theologischen Zeit- und Streitfragen behandelte. Sowohl Kleriker wie Laien gehörten ihm an, und ein Mann wie der Patrizier Symmachus interessierte sich dafür. Hier hat der junge, schon berühmt gewordene Boethius mit dem dialektischen Interesse des Schulphilosophen dogmatisch schwierige Fragen erörtert, indem er die aristotelische Philosophie zur rationellen Erfassung und Begründung der Glaubensgeheimnisse verwandte in der Weise, wie wir das aus seinen theologischen Traktaten ersehen, von denen mindestens einer diesem Zirkel seine Entstehung verdankte, während seine Publikation von dem Diacon

und späteren Papst Johannes veranlaßt wurde. **W**enn auch das Interesse des Boethius für theologische Fragen ein außerordentlich hohes war, so gehörte doch seine Liebe und Zeit vor allem der Philosophie. Freilich war er nicht ein spekulativer, schöpferischer Geist, der auf diesem Gebiete Großes geleistet hätte; sondern er beabsichtigte, die alte Weisheit des Plato und Aristoteles zu übersezzen und zu kommentieren und dadurch für die lateinische Mitt- und Nachwelt fruchtbar zu machen. Ausgeführt hat er diese Absicht allerdings nur bezüglich der logischen Schriften des Aristoteles. Sie sind in dieser Form für die folgenden siebenhundert Jahre das Handbuch der Logik für die Schulen geworden. Die von ihm geprägte lateinische dialektische Terminologie ist das ganze Mittelalter hindurch bis auf die Gegenwart im Gebrauch gewesen. Und auch seine theologischen Schriften, die kein Geringerer als Johannes Scotus Erigena kommentiert hat, sind für die Ausbildung der scholastischen theologischen Spekulation und Methode des Mittelalters von ganz hervorragender Bedeutung geworden. Wie fruchtend und anregend muß eine solche Persönlichkeit, die mit dem Wissen eines Poliphistor „noch einmal den Glanz griechischer Wissenschaft im Spiegelbild zeigte“, auf den Kreis der römischen Theologen gewirkt haben! **A**uch das Interesse für die Vergangenheit der römischen Kirche war in diesen Zeiten ein reges. Von einem Anhänger der Laurentianischen Partei ist gleich zu Beginn des Jahrhunderts eine erste Sammlung von Lebensbeschreibungen der Päpste verfaßt worden. Von dem Gegenpapste Laurentius röhrt auch, wenn nicht die ganze Reihe, so doch die Ergänzung der Serie der Papstporträts in der St. Pauls-Basilika her, von der oben die Rede war. Und Parteigänger des Papstes Symmachus haben eine ganze Anzahl von historischen Berichten und Urkunden über Vorkommenisse der römischen Kirchengeschichte des 4. Jahrhunderts gefälscht, um darzutun, daß Symmachus trotz seiner preären Lage rechtmäßiger Papst sei und daß er als solcher nicht vor das weltliche Gericht gerufen, überhaupt von niemandem gerichtet

werden könne. Noch im 6. Jahrhundert selbst drangen diese sogenannten symmachianischen Fälschungen in eine kirchliche Rechtsammlung ein und wurden von dem Verfasser einer zweiten Sammlung von Papstleben verwertet. Dieses zweite sogenannte Papstbuch ist wohl ums Jahr 530 von einem uns unbekannten, wenig gebildeten Kleriker ohne historischen Sinn, aber mit desto größerer Willkür bearbeitet worden nach alten Papstlisten und allen möglichen Quellen, nur nicht denen des päpstlichen Archivs. Erst wo der Autor als Zeitgenosse schreibt, bekommt seine Darstellung größeren Umfang und Wert. Von besonderem Interesse sind seine Angaben über die römischen Kirchenbauten und die kostbaren Geschenke, mit denen sie geschmückt waren. — Das praktische kirchliche Geschäftsleben hat ebenfalls einzelne literarische Werke gezeitigt. So haben die weit ausgedehnten Arbeiten der römischen Kurie den von Cassiodor hochgepriesenen und auch in Ravenna bekannten Mönch Dionysius Exiguus, auf den unsere Zeitrechnung nach Jahren der Geburt Christi zurückgeht, veranlaßt, eine Sammlung von päpstlichen Dekretalien seiner früheren Edition und Übersetzung von Konzils-Kanones hinzuzufügen. Außerdem hat er das Verdienst, auch Schriften griechischer Kirchenväter ins Lateinische übertragen zu haben. Übersetzen, Sammeln und Kommentieren war auch die Signatur der theologischen Literatur dieses Jahrhunderts. **W**ie Rom, so sind auch die zwei bedeutendsten Städte des nördlichen Italien, die beide ehemals eine Zeitlang Kaiserresidenzen waren, wenn auch in beschränkterem Maße Zentren eines literarischen und geistigen Lebens gewesen, Mailand und Ravenna. Mailand besaß eine berühmte und namentlich von Gallien aus besuchte Schule für das Studium der sieben freien Künste, an der man sich eine umfassende profane Bildung auf antiter Grundlage (etwa unseren Gymnasialstudien entsprechend) erwarb, die dann zur Fachausbildung an den höheren Schulen befähigte. Sie war von dem Erzbischof Laurentius neu errichtet worden; an ihr wirkten der Grammatiker Deuterius und als Lehrer der Beredsamkeit der Diacon Ennodius, der die rechte Hand des Erzbischofes war. Aus dieser Schule sind Männer wie Parthenius und Arator hervorgegangen, von denen der erstere als höherer Beamter des fränkischen Reiches eine Kulturmission ausübte, während der letztere später Diacon der römischen Kirche wurde und durch eine epische Bearbeitung der Apostelgeschichte literarisch tätig war. Ennodius besaß übrigens nicht entfernt die Bedeutung des Boethius, auf den er nicht gut zu sprechen war. Er spottete über ihn: Schwert und Speer seien in seinen Händen zum Rocken und Thyrus geworden; als treuer Diener der Venus solle er die Werke des Mars fliehen. Ennodius war trotz seiner Verteidigungsschrift für den Papst Symmachus im Laurentianischen Schisma, trotz zweier hagiographischer Werke sowie anderer von ihm verfertigter Hymnen weniger Theologe als profaner Schriftsteller und Dichter. Er war ein Mann allerdings von ausgedehnter Bildung, in dem die antike klassische Form und teilweise auch ihr heidnischer Inhalt lebendig fortlebten. Aber seine Schriften weisen häufig Schwülstigkeit und Künstelei, Phrasenhaftheit und oft auch innere Leerheit auf, so daß sie großenteils für uns schwer verständlich und kaum genießbar sind. — Daz in Ravenna unter den Augen Theoderichs und der Anregung des hochgebildeten und praktisch veranlagten Cassiodor am Hofe und in den Schulen von Römern und Griechen geistiges und literarisches Leben, namentlich im Dienste des neuen Herrschers, betätigt und gepflegt wurde, bedarf nach dem oben Gesagten keiner besonderen Hervorhebung mehr. **D**a alle diese Kreise der Literaten, der Gelehrten, der Architekten, der Mosaizisten, der gebildeten Goten wie der Römer und Griechen dank den weiten Interessen des Königs miteinander in Verbindung standen und sich gegenseitig beeinflußten, mag doch ein ziemlich reges geistiges Leben zu Beginn des 6. Jahrhunderts in Italien geherrscht haben. Es hat in der Tat der Regierung des Barbarenkönigs einen Glanz verliehen, der die Römer an die vergangene Herrlichkeit des alten Reiches erinnerte. Es war für sie wie die Rückkehr der alten seligen, goldenen Zeit. **D**en König, dem man diese neue goldene Zeit verdankte, hat man aber auch gefeiert wie einen der Kaiser in Wort und

Bild. Von den Lobreden auf ihn war schon wiederholt die Rede. Man hat ihm auch in vielen Städten Standbilder und Bildsäulen aus dem kostbarsten Material errichtet. In farbenglänzenden Mosaiken wurde sein Bild an öffentlichen Stellen angebracht in Rom, Neapel, Turin, Pavia, Ravenna und wohl auch noch in anderen Städten. Leider sind diese Monumente alle vernichtet worden oder zugrunde gegangen; so auch das von Karl dem Großen aus Ravenna nach Aachen transportierte Reiterstandbild aus vergoldeter Bronze, das den König darstellte, wie er in der erhobenen Rechten den Speer schwingt, während die Linke den Schild hält.

Nur eine bei außerordentlicher, festlicher Gelegenheit gegen alles Herkommen

geprägte Lurusmünze aus Gold hat uns sein Porträt erhalten. Sie ist im Jahre 1894 nach allerdingen fragwürdigen Aussagen in der Nähe von Senigallia (etwas nördlich von Ancona am Meer) gefunden



Abb. 65 · Porträt Theoderichs · Nach einer Goldmünze · Natürliche Größe

fundene und in die Sammlung des Herrn Francesco Gnechi aus Mailand übergegangen, dessen Freundlichkeit ich eine Photographie in Originalgröße verdanke. Die Münze besitzt einen Durchmesser von 33 mm und ein Gewicht von 15,32 g. Die Vorderseite zeigt das Brustbild des Königs. Er trägt einen Schuppenpanzer und eine Chlamys, die an der rechten Schulter mit einer runden Sichel befestigt ist. Der entblößte Kopf zeigt eine lange, reiche, natürliche Haartracht. Die rechte Hand ist in segnendem Gestus vor die Brust gehalten, während die linke eine Kugel trägt, auf welcher eine Viktoria mit Kranz und Palme steht. Die Umschrift lautet: Rex Theodericus Pius Prin[ceps] I[nvictissimus] S[emper]. Die Rückseite weist eine nach rechts schreitende Viktoria mit Kranz und Palme auf, die den Fuß auf eine Kugel setzt. Die Umschrift bringt die Worte:

Rex Theodericus Victor Gentium. Comob. (auf Konstantinopel als Prägestätteweisend, obwohl die Münze zweifellos in Rom oder Ravenna gefertigt worden ist). Auf der Rückseite sind zwei Anhänger von Gold für eine Spange angelötet, mittels deren man die Münze als Schmuckstück trug. Wie ein Kommentar zu diesem Bilde liest sich eine Stelle aus der Lobrede des Ennodius: „In dir allein eint sich Natur und Verdienst, daß deinen Befehlen sich tüchtige Männer fügen. Geburt gab dich ihnen zum Herrn, aber persönliche Tüchtigkeit bewährte dich als solchen. Des Geschlechtes Glanz verschaffte dir den Herrscherstab; allein, fehlten dir auch alle Auszeichnungen, der Geist hätte bewirkt, daß man dich wählte zum Fürsten. Aber auch

die Zierniederungen gehörten nicht unter deine letzten Vorteile, da des königlichen Antlitzes Purpurchein den Purpur der Würde überstrahlt. Sendet, Serer¹³, Gewande, die ihr mit kost-

baren Schmucke färben; liefert Prachthüllen, die in mehr als einem Kessel ihren Wert einsaugen; bringt ein Diadem mit buntgeschillernen Edelsteinen; den Stein bringt herbei, den die Riesenschlange bewacht; jeder Schmuck, den huldigend die Welt sendet, wird stärker strahlen, gehoben durch des edlen Leibes einnehmendes Wesen. Es ist der Wuchs, der durch seine Höhe den Herrscher kündet. Der Schnee der Wangen steht in Eintracht mit der Röte. Die Augen strahlen jugendfrisch in ewiger Heiterkeit. Die Hände sind würdig, Verderben den Widerspenstigen, erwünschte Ehren den Unterworfenen zuteilen. Niemand rühme mir zur Unzeit Prunk und Pracht; was an andern Herrschern Diademe, hat an meinem Könige unter Gottes Hand die Natur getan. Jene macht erst so viele Taten des Reichtums bemerkbar, ihm hat den Vorzug geliehen die einfache, unveränderliche Gestalt; die

mögen sich herauspuksen, welche sich eine ihnen fremde Schönheit beizulegen wünschen! Italiens Herrscher vereint die zwei größten Gegensätze: im Zorn ist er über die Maßen schrecklich wie der Blitz, in der Freude ohne Wolke schön. Ohne daß sich sein Mund aufstut, verspricht den Gesandten der Völker entweder Frieden sein freundliches, oder Krieg sein schreckliches Antlitz.“ Diese große Goldmünze mit dem Bild des Herrschers, wohl schon bald nach dem Untergang seines Volkes in die Erde gelegt, ist so recht das Symbol der goldenen Zeit, die Theoderichs Regierung brachte und die mit ihr rasch wieder verschwand.

Noch lange, als sie schon im Dahinschwinden war, sprach



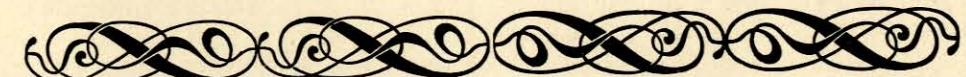
Abb. 66 · Porträt Theoderichs · Nach einer Goldmünze · Vergrößert



Abb. 67 · Rückseite derselben vergrößerten Münze

man – wie wir oben gehört – in Italien von dieser goldenen Segenszeit. Auch drüben in Konstantinopel rühmte ein Historiker von dem weiten Blick, den Kenntnissen

lichkeit aber ein rechter Kaiser, nicht um Haarsbreite geringer als irgend einer von denen, welche sonst diese Würde bekleidet haben.”



VII. Kapitel . Konflikt und Krisis

Theoderich – dem Namen nach ein Tyrann, in Wirklichkeit aber ein rechter Kaiser, nicht um Haarsbreite geringer als irgendeiner von denen, welche sonst diese Würde bekleidet haben.“ Diese Worte aus dem Munde Proops, der mit den leitenden Kreisen in Byzanz in so naher Verbindung stand und Belisar als Sekretär auf seinen Feldzügen begleitet hatte, müßten uns in Verwunderung setzen, wenn sie von Theoderichs Reich und nicht vielmehr von seiner Person zu verstehen sein würden. Denn den Byzantinern galt das ostgotische Reich immer nur als ein vorübergehender Zustand, den man eben so lange ertragen mußte, als man ihn nicht ändern konnte. Die Absicht, ihn zu ändern, hat man keinen Augenblick vergessen. Weil Theoderich sein Reich auf italienischem Boden errichtet hatte, wo das Imperium Romanum geboren ward, wo die Zentralgewalt seiner Regierung einst in der ewigen Roma ihren Sitz hatte, gerade deshalb war es wie kein anderes der Barbarenreiche den Restaurationsversuchen der Kaiser von Anfang an ganz besonders ausgesetzt. Wenn sich die Kaiser mit dem Westgoten- und Frankenreich abgefunden hatten, weil es schon wegen der geographischen Lage eine Unmöglichkeit für sie war, deren Existenz zu vernichten, und weil an diesen Ländern auch nicht das Prestige des Kaisers in dem Maße hing wie an Italien, so haben sie doch nie und nimmer einen Verzicht auf die Apenninen-Halbinsel geleistet. Italien gegenüber wurde stets und in aller Schärfe betont, daß Theoderich nur Stellvertreter des byzantinischen Kaisers sei. Die Dauer dieser Stellvertretung war durch nichts garantiert. Im Gegenteil; man empfand auch sie als einen Fremdkörper im Organismus des Imperiums; und dieser war bestrebt, denselben nach Möglichkeit von sich abzustoßen.

So war das Schicksal des ostgotischen Staates im wesentlichen bedingt ausschließlich von der Aktionsfähigkeit des byzantinischen Reiches. Diese aber war im vergangenen Menschenalter besonders stark geschwächt gewesen durch die religiösen

Wirren, die das Reich im Anschluß an die monophysitischen Streitigkeiten heimgesucht hatten. Nicht bloß die eigene Aktionsfähigkeit ward dadurch gelähmt; sondern es war auch, wie wir gesehen haben, der orthodoxe Teil der Italiener in verlebendster Weise von der häretischen Propaganda der Byzantiner geradezu zurückgestoßen und Theoderich in die weit geöffneten Arme getrieben worden. Die Kirchenpolitik der Kaiser Zeno und Anastasius ist, so sehr sie für die große Reichspolitik berechnet war, für die angestrebte Wiedervereinigung Italiens mit Byzanz ein ganz kapitaler Fehler gewesen. Das haben die leitenden politischen Kreise auch allmählich eingesehen. Nach dem Thronwechsel – Kaiser Anastasius starb im Juli 518 – haben Kaiser Justin und sein talentvoller Neffe Justinian, der sehr bald der Leiter der Kaiserlichen Politik wurde, diesen schweren Fehler zu korrigieren unternommen. Nicht als ob nicht auch ihnen Religion und Kirche Mittel zum Zweck gewesen wären; denn das große Ziel der byzantinischen Politik war auch für sie und gerade für Justinian das gleiche geblieben: Wiederherstellung des großen Imperiums durch Zurückgewinnung wenigstens seiner vitalen Teile. Nur hat man im Verlaufe des letzten Menschenalters erkannt, daß der Monophysitismus nicht das geeignete Mittel war, diese große Unionspolitik überall durchzuführen. Das Widerstreben Italiens gegen den Monophysitismus hatte sich – dank der Hilfe, welche gerade Theoderich der römischen Orthodoxie gewährt hatte, – als ein unüberwindliches Hindernis gezeigt. Und nicht bloß in Italien war dies der Fall. Auch mehrere orientalische Kirchen haben in ihrem wachsenden Widerstreben gegen das Henotikon Unionserklärungen gerade nach Rom gesendet. Diese Erfahrungen mußten es der neuen Regierung nahelegen, nun vermittelst der Orthodoxie die Brücke zwischen den getrennten Teilen des einen Imperiums zu schlagen. In diesem Lichte ist das Fallenlassen des Monophysitismus bzw. des Henotikon, die Beendigung des accacianischen Schismas und die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit mit Rom durch den neuen Kaiser zu beurteilen.

So trafen jetzt, seit dem Jahre 519, die politischen Interessen der neuen Regierung zusammen mit den universalkirchlichen Bestrebungen der römischen Päpste. Namentlich Papst Hormisdas (514–23), der für die zerrissene Kirche des 6. Jahrhunderts mit seiner weltumspannenden Tätigkeit dasselbe war, was ehemals Leo I. und späterhin Gregor d. G. für ihre Zeiten gewesen sind, hatte seit Beginn seiner Regierung mit unermüdlicher Energie und großer diplomatischer Gewandtheit die Wiedervereinigung der Kirchen von Rom und Konstantinopel betrieben. Und zwar geschah das von seiner Seite aus unter voller, wenn auch wohl nur ungern erteilter

Da war mit einem Schlag die Schranke gefallen, welche die Häresie zwischen Rom und Konstantinopel vor einem Menschenalter aufgerichtet hatte. Zwar waren die Verbindungen nicht ganz abgebrochen gewesen. Denn es gab, wie wir wissen, eine legitimistische Partei im römischen Adel, welche, mit der Neugestaltung der Dinge unter Theoderich von vornherein unzufrieden, über die religiösen Gegensätze hinweg die patriotischen Beziehungen zu Byzanz gepflogen hatte. Theoderich hatte in späteren Jahren aus ihrer Mitte heraus eine Anzahl wegen hochverräterlicher Bestrebungen des Landes verweisen müssen. Diese Emigranten waren vom verstorbenen



Abb. 68 · Justinian · Nach einer Goldmünze

Zustimmung Theoderichs, mit dem er durchaus loyal über alles verhandelt hat. Schon die Wahl des Vermittlers beweist das. Der Papst bediente sich hierzu des Ennodius, der inzwischen Bischof von Pavia geworden und der das volle Vertrauen des Königs genoß. Eine zweimalige päpstliche Gesandtschaft nach Byzanz in den Jahren 515 und 517, beide Male unter Führung des Theoderich unbedingt ergebenen Ennodius, war erfolglos geblieben. Erst unter dem neuen selbst orthodoxen Kaiser Justin ist die kirchliche Union durch eine dritte im Einvernehmen mit dem Kaiser und Theoderich nach Konstantinopel geschickte Gesandtschaft nach mehr als einjährigen Verhandlungen (519/20) auf orthodoxer Grundlage abgeschlossen worden.

Kaiser Anastasius in Konstantinopel mit offenen Armen empfangen und fast ostentativ mit Ehrenstellen und Auszeichnungen bedacht worden. Sie sorgten begreiflicherweise in eifriger Agitation dafür, daß die „Italia irredenta“ auch drüben nicht vergessen wurde. Bei den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der römischen Adelsfamilien untereinander und bei dem vielfachen wirtschaftlichen und geistigen Verkehr zwischen Italien und dem Osten war es unvermeidlich, daß die irredentistische Propaganda auch in Italien mehr und mehr Boden gewann. Freilich bei vielen vornehmen Römern, denen ihr orthodoxer Glaube über alles ging, erstickte das Schisma von vornherein jedes Verlangen, unter das Zepter eines die rechtgläubige Kirche bedrückenden

Kaisers zu kommen. So standen diese den politischen Unionsbestrebungen fast, wenn nicht ablehnend gegenüber. Seit dem Jahre 520 aber war auch für sie der einzige Grund ihrer Zurückhaltung — denn politisch waren wohl viele aus dieser Gruppe ebenfalls Legitimisten — in Wegfall gekommen. Zwischen ihnen und dem Kaiser stand nun nichts mehr, was ihre natürlichen Sympathien noch weiter hätte niederhalten können. So konnte man sich jetzt in diesen Kreisen der Pflege der Jahrhunderte alten Beziehungen zwischen Ostrom und Westrom weit allgemeiner und intensiver hingeben als je in den letzten Dezennien.

Für Theoderich bedeutete diese Wendung der Dinge eine ganz bedeutende Schwächung seiner Position. Die Sympathien, die sich dem Kaiser zuwandten, hatten sich eben dadurch von ihm abgelehnt. Und ganz besonders wichtig war es für seinen Einfluß, daß er aufgehört hatte, der Kirche Italiens und dem Papste ein oft erwünschter und stets dankbar empfundener Schutz gegen die gefürchteten Tendenzen des häretischen Kaiserhofes zu sein. Er mußte sehen, wie man sich der neugewonnenen Rechtgläubigkeit des Kaisers freute, und konnte befürchten, daß man, dem Gesetz einer ganz natürlichen Gegenwirkung folgend, zunächst ohne Absicht und üblen Willen, seinen und der Seinigen Arianismus als Häresie zu empfinden beginnen würde. Denn man wandte sich jetzt tatsächlich wieder an den Kaiser als den Mann, „dem die heilige Dreifaltigkeit die Zügel der Weltherrschaft übergeben habe, der ihr auserwähltes Werkzeug für den Frieden und die Ausbreitung der ganzen Kirche sei.“ Daß man in Byzanz diese mit neuer Intensität wirksam gewordenen universalkirchlichen Ideale nach bester Möglichkeit kräftigte und steigerte, und daß man sie für das große politische Ziel einer faktischen Wiederherstellung der Reichseinheit nutzbar zu machen suchte, ist selbstverständlich. Vom Kaiser kommen jetzt wieder — auch Theoderich hatte zwei je 70 Pfund schwere silberne Leuchter geschenkt — Votivgaben nach Rom an das Grab und die Kirche des hl. Apostels Petrus! Und fast scheint es, als hätte dieses neu erstarke Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Einheit im Jahre 522

einen beabsichtigten Ausdruck erhalten in dem Doppelfonsulat der beiden unmündigen Söhne des damals im Zenith seines Ruhmes stehenden gelehrten Boethius. Wir erfahren von ihm selbst, wie seine Söhne, von der Schar der Senatoren begleitet und vom Jubel des Volkes umringt, vom Vaterhause auszogen; wie er selbst, während sie auf den kurulischen Sesseln saßen, einen Panegyrikus auf Theoderich gesprochen und im Zirkus zwischen den beiden Konsulen sitzend die Erwartungen der gedrängten Menge mit der Freigebigkeit eines Triumphators befriedigt hat.

Mit begreiflicher Eifersucht und Beunruhigung muß Theoderich diese Wendung der Dinge verfolgt haben, ohne daß er sie seinerseits hätte aufhalten können. Er mußte im Gegenteil derselben byzantinischen Regierung, welche seinen Wünschen bezüglich der Regelung seiner Nachfolge so sehr entgegengekommen war und die ihrerseits, solange die Frucht noch im Reifen war, freundliche Beziehungen zum Ostgotenkönig zu pflegen beabsichtigte, mit vorreißtester Höflichkeit entgegenkommen. Vielleicht hat er es sogar in den ersten Jahren nach dieser Wendung auch noch mit Vertrauen getan. Die italienischen Imperialisten hatten ihm wenigstens bisher zu irgendwelchen augenblicklichen Besürchtungen keinen Anlaß gegeben. So mußte er der für ihn zweifellos ungünstigen Entwicklung der Dinge einstweilen ruhig zusehen. Zwar verfügte er noch immer über eine starke Partei aus dem alten römischen Adel, auf deren unverbrüchliche Treue er unter allen Umständen rechnen konnte. Es waren die Leute um Ennodius und Cassiodor, die, seitdem der König den italienischen Boden siegreich betreten hatte, offen für ihn Partei ergripen und ihm ihre kostbarste Kraft zur Neuordnung und Regierung seines Reiches zur Verfügung gestellt hatten. Die große Masse der niederen Bevölkerungsschichten Italiens stand ohnehin, durch die eigenen Interessen gewiesen, auf seiner Seite. Diese Kreise betrachteten die ostgotische Regierung, die nun seit fast einem Menschenalter Italien eine Zeit des Friedens und der Blüte gebracht hatte, als eine göttliche Fügung, deren man sich dankbar erfreuen und um deren ungestörte Fortdauer man

Gott bitten sollte. Freilich ein positiv bindendes ostgotisches Staatsbewußtsein gab es auch unter ihnen nicht. Aber man war mit dem gegenwärtigen Zustand durchaus zufrieden und hatte nicht das mindeste Verlangen nach einer Änderung derselben im Sinne der Imperialisten.

Trotzdem war die Verschiebung der Interessen und Sympathien auch nur eines Teiles der Römer für Theoderich von der allergrößten Bedeutung. Deshalb, weil ja schon von Anfang an sein Reich infolge der unausgeglichenen Gegensätze zwischen Römern und Barbaren überhaupt unter einem für seinen Bestand nachteiligen Dualismus litt. Bei einer solch mangelhaften schwachen Konstitution des Reichskörpers konnte auch eine an sich geringe Störung verderblichen Schaden anrichten. Im Laufe seiner glücklichen Regierung hatte der Herrscher es allerdings verstanden, die Gegensätze in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen. Jetzt aber ward diese Gleichgewichtslage durch die langsame natürliche Wirkung freigewordener religiöser und nationaler Faktoren gestört. Sofort machten sich denn auch bei der beginnenden Krisis die konstitutionellen Schwächen dieser Schöpfung geltend. Seitdem man von manchen Seiten wieder mit national-römischen Augen zu sehen gelernt, offenbarten sich mit einem Male die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und religiösen Gegensätze mehr denn früher. Und seitdem man sich wieder mit ungebundenem Gewissen der von Byzanz ausgehenden Anziehungskraft hingeben konnte, stieg das patriotische Selbstbewußtsein. Mit ihm aber wuchs die Unzufriedenheit über die bestehenden anormalen Verhältnisse unter der Gotenherrschaft. Die Kritik wagte sich mehr und mehr an die Öffentlichkeit. Der Unmut über Missbräuche und Uebergriffe in der Verwaltung und Klagen über Bedrückung durch gotische und römische Beamte, namentlich über die Habsiger und Willkür gotischer Großen wurden immer häufiger und lauter. Der König wollte, da er sich von dem Vorhandensein mancher Missstände überzeugen mußte, mit seiner alten Energie abhelfen und Besserung schaffen. Er ward unterstützt von edlen, selbstlosen treugeinten Römern. Aber auch andere Elemente, welche die Lage gegen die Gotenherrschaft auszu spielen be-

gannen, drängten sich herzu und schufen Verwirrung. Vielleicht waren die ehlichen Gotenfreunde nicht immer zurückhaltend und klug genug gewesen bei ihren Besserungsbestrebungen. Sie kamen in den Verdacht antigotischer Obstruktion und irredentistischer Hezerei im Dienste von Byzanz, während die wirklich Schuldigen sich im Hintergrund zu halten wußten. So wurden auch die Unschuldigen und Gutmeinenden von der gotischen Regierungsparthei geschmäht und verfolgt und schließlich vielleicht wirklich ins Lager der Imperialisten hinübergedrängt. Der Schlußerfolg war, daß es unter diesen Wirrnissen in der Tat zu den heftigsten Konflikten gekommen ist, die mit Hochverratsprozessen und Hinrichtungen endeten.

Die inneren Schwierigkeiten wurden noch dadurch vermehrt, daß gerade in dieser ernsten Zeit der Schwiegersohn und präsumtive Thronfolger Theoderichs, Eutharich, starb. Freilich hinterließ er ein fünfjähriges Söhnlein Athalarich. Aber bei dem hohen Alter des Königs — er stand etwa im siebzigsten Jahre — war die Jugend des jetzigen Thronerben eine neue schwere Sorge. Mit Eutharichs Tod war Theoderich die Hoffnung und Stütze seines Alters jäh entrissen; und der byzantinischen Unionspolitik wie den italienischen Irredentisten ward neues Agitationsmaterial geliefert. Die zuversichtliche Ruhe, mit der Theoderich der kommenden Zeit entgegengesehen, war unwiederbringlich dahin. Durch ein unseliges Verhängnis folgte jetzt Schlag auf Schlag. Der Papst Hormisdas, auf dessen Loyalität Theoderich sich voll und ganz hatte verlassen können, segnete das Zeitliche (August 523). Ihm folgte Papst Johannes, der allem nach kaiserlich gesinnt war. Und eine weitere Stütze des allgemeinen Friedens, ja des eigenen Reiches, raubte dem König in derselben Zeit der Todesengel, indem er seinen Schwager, den Wandalenkönig Thrasamund, seinen mächtigsten Bundesgenossen, hinwegraffte. Kurz vorher war des Königs hoffnungsvoller Enkel Sigerich von seinem eigenen Vater, dem Burgunderkönig Sigismund, ermordet worden. Mit den letzten zwei Todesfällen verschob sich auch in der äußeren Politik die Lage gänzlich zuungunsten Theoderichs. Seine germanische Bundespolitik ging jetzt ganz in

Trümmer. Die Burgunder hatten sich derselben schon seit längerem entfremdet und trieben seit Jahren ihre Politik im Sinne und Dienste von Byzanz. Da ward der letzte Faden, der sie noch mit den Ostgoten verband, mit frevelischer Hand durchschnitten. Dieselbe verhängnisvolle Bedeutung hatte der Tod des Wandalenkönigs, der, wenn Theoderich auch nicht unter allen Umständen sich auf ihn hatte verlassen können, jedenfalls gegen Byzanz sich stets ablehnend verhalten hatte. Jetzt wurde der hochbetagte Hilderich sein Nachfolger, ein Enkel Geisericus und Valentinians III. und ein Freund Justinians. Statt die engsten Verbindungen mit den Ostgoten aufrecht zu erhalten, brach der neue Wandalenkönig mit den bewährten Ueberlieferungen der wandalischen Politik plötzlich und vollständig und schloß sich bedingungslos Byzanz an. Es war eine unglaubliche selbstmörderische Kurzsichtigkeit, die in der Tat auch den Untergang zuerst der Wandalen und dann der Ostgoten herbeiführte.



Abb. 69 · Der Wandalenkönig Hilderich. Nach einer Silbermünze

Freilich stieß eine solche Politik in den nationalgesinnten Wandalentreisen auf den heftigsten Widerstand. Namentlich vertrat Theoderichs Schwester Amalafrida, die Witwe des verstorbenen Königs, mit ihren Goten die Interessen ihres Bruders und ihres Volkes. Indes Hilderich ließ die Häupter der Oppositionspartei aus dem Wege schaffen; auch Amalafrida ist eines gewalttamen Todes gestorben. Geradezu vernichtend muß auf Theoderich dieser völlige Zusammenbruch seiner germanischen Bundespolitik mit dem Abfallen der Wandalen gewirkt haben. Denn damit mußte die Hoffnung auf einen langen Bestand seiner Reichsschöpfung dahinschwinden. Das in einem starken Bunde einheitlich zusammengeschlossene Germanentum der Westhälfte des alten Imperiums hätte es Byzanz vollständig unmöglich gemacht, das zentrale Italien und Afrika wieder zurückzugewinnen. So aber war es der byzantinischen

Politik gelungen, eine imposante germanische Koalition zu sprengen und damit den Untergang zweier germanischer Reiche auf altrömischem Boden einzuleiten.

Theoderichs beherrschende Stellung war ein für allemal vernichtet. Er war vollständig isoliert. Diese Einsicht hat ihn im Verein mit den schlimmen Erfahrungen auf dem Gebiete der inneren Politik mit den tief traurigen und bitteren Gefühlen eines Mannes erfüllt, der das Ergebnis seiner Lebensarbeit am Ende seiner Tage trotz aller aufgewandten Mühe und Sorgfalt schwer bedroht weiß.

Es ist, als ob Boethius mit den folgenden

im Kerker geschriebenen Versen seines Trostbuches Theoderich im Auge gehabt hätte!

Hoch erhaben auf dem Throne siehst du die Könige sitzen, Stolz umwallt vom Purpurmantel; Schwerter und Lanzen blitzen! Ihr finstres Auge, kündet verdarbliche Tücke! Doch durchdringen diese falsche schimmernde Hülle die Blicke, Sehn sie unter ihr die herren laßtende Fessel tragen; Denn am herzen böse Lüste giftig fressen und nagen! Nimmer läßt der Zorn sie ruhen, stört den Frieden im Herzen, Kummer und getäuschte Hoffnung schaffen verzehrende Schmerzen!¹⁴

Melch eine unendliche Tragik, wenn der altgewordne Schöpfer eines großen Werkes dessen unaufhaltsamen Untergang kommen sieht! Geradezu dramatisch haben sich innerhalb zweier Jahre die Tatsachen gehäuft, welche in Theoderich dieses Bewußtsein immer und immer wieder förmlich aufspeitschen mußten. In der Tat, tiefer Kummer und herber Schmerz legten sich am Abend seines Lebens auf die noch ungebrochenen Kräfte des Königs.

Aber weil die Kräfte noch ungebrochen waren, entfachte das von allen Seiten drohende Unheil ein unheimliches Feuer in der Brust des streitgewöhnten Fürsten. Aufnehmen will er den Kampf mit all den Mächten, die sich gegen ihn verschworen zu haben scheinen. Den Feind im Innern wird er mit wenig Hieben zerschmettern. Gegen die verräterischen Wandalen aber, an denen er den Tod seiner Schwester zu rächen hat, wird er eine große Flotte bauen, deren Kiele er später gegebenenfalls

auch nach Osten wenden will. In der Tat ist eine Flotte von 1000 Schnellseglern in kürzester Frist hergestellt und bemannet worden. Die Schicksalsschläge dieser Jahre schenken dem alten Helden die Tatkraft seiner Jugend, die im langen Frieden kaum erlahmt war, wieder. Sie lassen aber auch all die ungezügelten wilden Instinkte des um seine Existenz kämpfenden Barbaren wieder auflieben, welche das gesicherte Dasein innerhalb der römischen Kultur beinahe hatte absterben lassen. Der gereizte verliert die gerühmte Milde, und der Enttäuschte und Vereinsamte wird misstrauisch und hart. Der Leu in ihm ist wieder erwacht, der sprungbereit dem Angreifer und Ruhesößer gegenübersteht, um sich seine Beute mit den mächtigen Pranken zu bewahren.

Die weitere Entwicklung der inneren Lage hat diese psychologische Wandlung beschleunigt, verschärft und in ihrer ganzen düsteren Tragik geoffenbart. Ende des Jahres 523 wurde der Patrizier Albinus, ein Freund des Ennodius und Verwandter des Faustus, eines hochverräterischen Briefwechsels angeklagt, den er mit Kaiser Justin gepflogen habe, und der gegen den Bestand des ostgotischen Reiches gerichtet gewesen sei. Der Ankläger war Cyprian, vortragender Rat bei Theoderich, ein schon bejahrter Mann von unerschütterlicher Königstreue und großen Verdiensten. Der ganze Senat schien kompromittiert. Boethius, damals in Amt und Würden als magister officiorum (Chef der Königlichen Kabinettskanzlei), trat beim König, der eben in Verona weilte, furchtlos für den Angeklagten ein. Wenn dieser schuldig sei, sei es auch er selbst und der ganze Senat. Die Folge war, daß die Anklage auf Vaterlandsverrat auch auf ihn, einen der höchsten Beamten des Reiches, ausgedehnt wurde. Er wurde sofort, es war Anfang des Jahres 524, verhaftet und in Gewahrsam behalten. Die Anklage wurde von dem auf das allerheftigste erzürnten Herrscher an den Senat gewiesen, und mit drängendem Unwillen peinlichste Untersuchung, strengste Bestrafung und sofortige Erledigung verlangt. Der Senat verurteilte, ohne dem Angeklagten auch nur die Möglichkeit einer Verteidigung gewährt zu haben, Boethius zum Verluste aller Güter, aller Würden und zur Todesstrafe. In der Zwischenzeit hatte der Schwergetroffene, in derselben

Situation wie unter der Wandalenherrschaft ein Menschenalter früher Dracontius von Karthago, in seiner Kerkerhaft, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, um sich zu zerstreuen, zu erheben und zu rechtsfertigen — das ganze erste Buch ist im Grunde nichts anderes als eine apologetisch gefärbte Darstellung seiner harten Schicksale in der jüngst vergangenen Zeit — seine Tröstungen der Philosophie geschrieben. Sie sind „das Produkt eines nach der vergangenen Größe gerichteten Geistes“, ein Buch von welthistorischer Bedeutung, das, „orientiert am christlichen Geist“, mit aristotelischem, neuplatonischem und stoischem Material über die wahre Glückseligkeit des Menschen und über die Vorsehung Gottes handelt in reinster Prosa wie in tief empfundenen und formvollendeten Gedichten.

Da der von einem so schmählichen Tode bedrohte einer der höchsten Reichsbeamten war und noch dazu den vornehmsten und gebildetsten Kreisen des römischen Hochadels angehörte, muß die Erregung über diesen Fall in der ganzen römischen Welt eine außerordentlich tiefgehende gewesen sein. Seine Freunde und Verwandten, namentlich sein edler greiser Schwiegervater Symmachus, der damals als Alterspräsident des Senates den höchsten Rang unter den Senatoren einnahm, werden auf allen Wegen und mit allen Mitteln für den Angeklagten tätig gewesen sein. Die Gegenpartei der Ankläger wird ebenfalls alles aufgeboten haben, um den erwünschten Ausgang herbeizuführen. Die Parteien müssen in aller Schärfe und mit allen möglichen Verdächtigungen einander gegenübergetreten sein. Wenn je, so werden die Irredentisten jetzt mit Hochdruck gearbeitet haben. Und wenn je, so werden jetzt die Goten darauf bedacht gewesen sein, die Fäden abzuschneiden, die zwischen Rom und Byzanz hin- und hergingen. Nach langem Zögern hat Theoderich, der wohl das Aufrüsten immer noch vermeiden wollte, im Herbst des Jahres 524 die Hinrichtung an Boethius doch vollziehen lassen.

War Boethius schuldig? Dass er und die Seinigen imperialistisch dachten und in Beziehungen zu Byzanz standen, wird wohl sicher sein. Aber dass diese Beziehungen in der Tat hochverräterischer Natur waren, ist schwer zu glauben und



Abb. 70 · Boethius und die „Philosophie“ im Kerker · Nach einer Handschrift des 13. Jahrhunderts

scheint mir ausgeschlossen. Aber Boethius hat sich, wie er ja selbst in seinen „Tröstungen“ erzählt, als Wortführer und Verteidiger der Römer gegenüber der habgier, Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit einflussreicher gotischer Beamten und als Vorkämpfer seiner Volksgenossen gegen bedrückende Steuerlasten viele mächtige Feinde unter den Goten wie gotenfreundlichen Römern zugezogen. Er ist darin auch zweifellos zu weit gegangen. „Sein stolzer Idealismus überwog das Gefühl der Dankbarkeit für die großen Wohltaten Theoderichs,“ der in ihm stets eine Zierde Roms verehrt hatte. So hat Boethius seine Kritik an dem be-

stehenden Regime oft in verlebend, unkluge Worte gekleidet, die selbst vor der Person des Königs nicht haltgemacht zu haben scheinen.¹⁵ Das mußte im Zusammenhang mit seinen byzantinischen Verbindungen sein Schuldskonto allmählich so schwer belastet haben, daß Theoderich allen Anschuldigungen seiner vielen und einflußreichen Gegner Glauben schenkte und der Senat sein Schuldig sprach.

War aber Boethius im Sinne der Hochverratsanklage unschuldig, so können um so weniger die, welche ihn verurteilten, seine Standesgenossen und Kollegen aus dem Senat, von Schuld freigesprochen werden. Denn sie haben in charakterloser Schwäche wie eine Gesellschaft von Sklaven ein-

fach des erzürnten Herren Willen getan. Das ist's auch, was Boethius in seiner Trostschrift am schärfsten geißelt. Auch Theoderich war nicht schuldlos, weil er auf den Senat eine so ungünstige Pression ausgeübt und das Urteil, ohne das Beweismaterial seinerseits sorgfältig geprüft zu haben, vollzogen hat. Begreifen werden wir es wohl können, daß in dem greisen, durch die Ereignisse der letzten Jahre so schwer heimgesuchten und so bitter enttäuschten Herrscher jene Instinkte wieder aufgelebt sind, welche ihn zum Mord an Odowakar getrieben. Der Barbare, der seine und der Seinigen Existenz bedroht sah, bedroht von

Menschen, für deren Bestes er seit Jahrzehnten mit treuestem Willen und hohem Können rastlos gearbeitet hatte, war aufs tiefste verletzt und empört und dürstete darnach, die Feinde unschädlich zu machen und ein schreckliches Exempel zu statuieren. Galt es doch, den ersten von innen herauskommenden Ansturm auf sein Reich gründlich abzuschlagen.

So vergingen nach dem Tode des Boethius Monate. Und schließlich hat die unselige Lage noch ein weiteres edles und großes Opfer gefordert, Symmachus, das Haupt des Senates selbst, in dem sich das Römertum seiner Zeit ebenso wie in Boethius verkörpert hat. Er konnte, weil er der Schwiegervater des hingerichteten war, wohl als Führer der Unzufriedenen und Mittelpunkt einer antigotischen Aktionspartei angesehen werden. Erst nachdem das Fürchterliche geschehen und auch sein Haupt in Ravenna¹⁵ gefallen war, kehrte die Stille des bleichen, furchterfüllten Schreckens ein — bei den Römern, und die vorwurfsvolle Ruhe der gestillten Rache — bei Theoderich.

Der Byzantiner Prokop scheint auch hier richtig zu urteilen, wenn er schreibt: „Das war die erste und letzte Ungerechtigkeit, deren sich Theoderich gegen seine Untertanen schuldig gemacht hat, dadurch, daß er gegen seine Gewohnheit die Anklage nicht sorgfältig untersucht und doch das Urteil über jene beiden Männer gefällt hatte.“

In der ganzen römischen Welt des Westens wie des Ostens muß infolge der Hinrichtung zweier der hervorragendsten Römer das Aufsehen ein ungeheueres gewesen sein. Die antigotische Partei erhielt neue Anhänger. Jetzt hatte man in der Tat Grund, Theoderich noch viel mehr als früher zu misstrauen. Denn wer war noch sicher, wenn die edelsten der Nation dem Barbaren zum Opfer fielen? Die Erbitterung über das Geschehene gab willkommenen reichen Agitationsstoff. Selbst in die Kreise der römischen Kirche muß die Abneigung gegen den König eingedrungen sein. Denn Boethius wie Symmachus waren dem byzantinisch gesinnten Papst Johannes von früher her nahe gestanden. Theoderich konnte nicht hoffen, daß er die Wiederkehr einer friedvollen Ruhe im Innern noch erleben werde.

Die Ereignisse der unmittelbaren Folgezeit sollten dem König zeigen, daß die Vorgänge in Italien auch eine Reaktion im byzantinischen Osten auslösten, welche den Charakter einer starken Pression auf seine Regierung besaß. Er selbst hatte ja durch die Maßnahmen der letzten Zeit den Imperialisten in Byzanz den längst ersehnten Anlaß gegeben, sich als Beschützer der bedrohten Römer aufzuwerfen. Hatte Theoderich die Römer bedroht und bedrückt, so gab es im Ostreich Goten genug, an denen man Vergeltung üben konnte. Schon seit Beginn der zwanziger Jahre hatte der Kaiser im Verfolge seiner orthodoxen Kirchenpolitik begonnen, die alten Ketzergesetze zu erneuern und aufs strengste durchzuführen. Die gotischen Arianer waren wegen ihrer „Bundesgenossenschaft“ geschont worden. Jetzt, wohl Anfang des Jahres 525, ist man auch gegen sie vorgegangen und hat den arianischen Kult verboten. In der Tat haben sich viele Goten dadurch zur Annahme der katholischen Religion drängen lassen; auch arianische Kirchen mit zum Teil großen Reichstümern hat man dem Arianismus entrisen und für den katholischen Gottesdienst rekonfiliert. Die Spalte gegen Theoderich war unverkennbar. Auch für die bisher vollständige religiöse Ruhe im eigenen Reiche mußte ein solches aggressives Vorgehen der kaiserlichen Orthodoxie gegen die gotischen Arianer ihre schädlichen Wirkungen haben. Bisher hatte man bei der persönlichen Zurückhaltung des Königs auf dem Gebiete der Kirchenpolitik und der durchaus bescheidenen Haltung der ostgotischen Arianer deren Häresie wohl nicht anders als einen Bestandteil ihrer Barbarei empfunden und, ohne sie des weiteren zu beachten, wie diese auch unbedenklich hingenommen. Die Beziehungen zwischen Arianern und Katholiken waren durchaus freundliche und vertrauliche gewesen. Diese bisher durch nichts gestörte friedliche religiöse Lage ward nun durch die kaiserliche Verfolgung der gotischen Arianer im Ostreich zweifellos stark bedroht. Erst seit dieser Zeit konnte in weiteren Kreisen der katholischen Welt Italiens der Gedanke Nahrung bekommen, die gotischen Herrn und Nachbarn auch als Ketzer zu betrachten, zu verachten und zu verwünschen.

Jene Spitze und diese Gefahr hat Theoderich auch sofort gefühlt. Und er hat nicht gezaudert zu handeln. Er hat sich entschlossen, für seine Glaubens- und Volksgenossen beim Kaiser zu intervenieren. Hatte das Erfolg, dann konnte damit zugleich der religiöse Zündstoff im eigenen Land entfernt werden. Die ersten Verhandlungen waren erfolglos. Da wählte Theoderich als letztes und durchgreifendes Mittel eine Sendung des Papstes Johannes nach Byzanz. Wenn dieser selbst den Kaiser bat, so argumentierte Theoderich, die Verfolgung der arianischen Goten einzustellen, dann mußte der Kaiser davon abstehen, und seine eigenen katholischen Untertanen konnten nicht wohl päpstlicher sein als der Papst selbst. Papst Johannes suchte sich begreiflicherweise dieser peinlichen Mission zu entziehen und hat die dem König nach dieser Richtung hin gemachten Vorstellungen noch durch seinen in Wahrheit wirklich schlimmen Gesundheitszustand verstärkt. Indes der König bestand auf seinem Verlangen. Drei Forderungen müsse der Papst beim Kaiser durchsehen: die Einstellung der Verfolgungen, die Zurückgabe der den Arianern entrissenen Kirchen und die allgemeine Gestaltung des Rücktritts der katholisch gewordenen Goten zum Arianismus. Der Papst erklärte sofort, daß er die letzte Forderung unter keinen Umständen vertreten könne. Dass der König die strikte Wiederherstellung der früheren Lage der Goten verlangte, war natürlich. Dass der Papst, der ohnehin dem Drängen Theoderichs so weit nachgegeben hatte, daß er seine Hand dazu bot, die im Interesse seiner Religion gegebenen und endlich wieder ernst durchgeführten Staatsgesetze zu inhibieren, nicht auch noch den Abfall von Katholiken zur Häresie befürworten, geschweige denn fordern könnte, war ebenso natürlich. So war ein neuer Konflikt geboren. Trotz desselben beharrte der erzürnte König auf der Erfüllung seiner Wünsche. Er organisierte selbst eine Gesandtschaft, bestehend aus dem Papste, dem Erzbischof Ecclesius von Ravenna, vier Bischöfen und vier der hervorragendsten Mitglieder des Senates. Die Gesandtschaft traf im Herbst des Jahres 525 über Korinth in Konstantinopel ein und wurde vom Kaiser mit großartigen Ehren aufgenommen. War

es doch das erstmal, daß ein Nachfolger des Apostelfürsten Petrus nach dem Orient und in das neue Rom kam. Zwölf Meilen war man dem Papste entgegen gegangen und empfing ihn in feierlicher Prozession mit Kreuzen und Lichtern. Der Kaiser begrüßte Johannes, „als ob er der heilige Petrus selbst wäre“. Der Aufenthalt des Papstes erstreckte sich bis in das Frühjahr des nächsten Jahres. Soweit er den Auftrag des Königs erledigen zu können zugesagt hatte, soweit sind seine Wünsche vom Kaiser erfüllt worden. Papst Johannes hatte, nachdem er einmal im Orient war, seiner Tätigkeit noch weitere Ziele gesteckt. Er hat die noch in der Häresie beharrenden Kreise des hohen orientalischen Klerus für die kirchliche Union zu gewinnen und die früher geknüpften Bande noch inniger zu festigen unternommen. Das Schlüßglied in der Kette seiner Tätigkeiten im Orient sollte aber ein politisch hoch bedeutsames Ereignis bilden. Er hat dem schon von seinem Hofpatriarchen gefrönten Kaiser Justin noch einmal — als kirchlicher Vertreter des anderen Teiles des römischen Reiches! — die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt. Damit hat er allerding in feierlichster Weise die imperialistischen Tendenzen der byzantinischen Politik anerkannt und sanktioniert. Das in einem Augenblick, wo sein greiser Landesherr in der schwersten Sorge um den Fortbestand seines Reiches sein mußte und die Gefahr nur von diesem Byzanz kommen sehen konnte. Es waren also politisch außerordentlich zugespitzte Verhältnisse, unter denen der höchste Vertreter alles National-Römischen in Theoderichs Reich den byzantinischen Kaiser auch als seinen obersten Herrn vor aller Welt proklamiert hat!

War das nicht eine Handlung, die, vom Standpunkte Theoderichs aus gesehen, wiederum an Hochverrat grenzte? Jedenfalls waren der Papst und die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft mit Ausnahme des Erzbischofs von Ravenna, dem Theoderich vertraute, dem König politisch verdächtig aus Konstantinopel nach Ravenna zurückgekehrt. Theoderich ließ sie sofort verhaften. Seine Lage wurde wiederum eine recht préfäre. Sollte er nun wieder gegen eine Anzahl von Senatoren

und sogar auch noch gegen den Papst vorgehen? Und würde er damit nicht Gefahr laufen, eine kriegerische Intervention des Kaisers herbeizuführen? Wie wenig erwünscht wäre ein Krieg mit Byzanz gerade jetzt bei seinem hohen Alter und der Unsicherheit der Thronfolge, beim Mangel an Bundesgenossen und beim drohenden Verrat im Innern des Reiches gewesen. Das alles mußte sich der bei aller Erregung doppelt vorsichtig gewordene greise König wieder und wieder sagen. Da befreite ihn aus dieser immerhin peinlichen Situation der Tod des Papstes. Johannes war schon fränklich nach Konstantinopel gegangen; seine Gesundheit wird durch die Anstrengungen der Reise und des Aufenthaltes in der Kaiserstadt noch mehr geschädigt worden sein. Bei seiner Rückkehr trafen den geschwächten Körper neue große seelische Erschütterungen durch die Vorwürfe des erbitterten Herrschers und durch die Gefangensetzung. Sie haben wenige Tage nach seiner Ankunft seinen natürlichen Tod im königlichen Gewahrsam herbeigeführt (18. Mai 526).

So war Theoderich diesmal viel Unannehmes erspart geblieben. Die Geschichte der Wahl des neuen Papstes zeigt, wie wenig man berechtigt ist, dem König einen Vorwurf daraus zu machen, daß er gegen den kaiserlich gesinnten verstorbenen Papst argwohnisch geworden war. Die imperialistische Partei wollte in zweimonatlichen leidenschaftlichen Kämpfen mit der

Gegenpartei wieder einen Mann ihrer Richtung auf den Stuhl Petri bringen. Aber Theoderich hat diesmal, unterstützt von treu kirchlich gesinnten Männern, wie Cassiodor, Cyprian, Arator und ihrer Verwandtschaft wie Gefolgschaft, auf die zur Wahl berechtigten Häftlern einen solchen Druck ausgeübt, daß der römischen Kirche im Juli 526 in Felix IV. ein gotenfreudlicher Papst gegeben wurde, dem der König wieder vertrauen konnte. Noch monatelang hat allerdings die Gärung in Rom fortgedauert.

So hat Theoderich, indem er etwas in Rom keineswegs Unerhörtes tat, allerdings eine seinem Reiche günstige Papstwahl erzwungen. Aber von einer Verfolgung der Kirche oder der italienischen Katholiken oder von einer kirchenfeindlichen Politik in der letzten Zeit seines Lebens, wie die früh sich bildende Legende will, kann durchaus keine Rede sein. Im Gegenteil; der alte, so schwer heimgesuchte und ruhebedürftige König mußte das größte Interesse daran haben, mit Papst Felix, dem Manne seiner Wahl, und mit den unter all den Schicksalsschlägen ihm treugeliebenen katholischen Römern den Rest seiner Tage in Frieden zu verleben.

Mußte er doch daran denken, bei seinem nicht mehr allzufernen Ableben sein Reich in einem Zustande zu hinterlassen, der es seinem allzu jugendlichen Enkel ermöglichte, das Erbe des Großvaters wenigstens mit einiger Aussicht auf eine gedeihliche Fortdauer anzutreten.



VIII. Kapitel . Des Helden Tod, Bedeutung und Fortleben

Iit der Wahl des Theoderich ergebenen Papstes Felix IV. schien im Juli 526 die unmittelbare Gefahr der Krisis im Innern überwunden. Allzu sehr wird sie namentlich in der letzten Zeit die Energie des alten Herrschers von anderen wichtigen Plänen zur Wahrung seines Prestiges nicht abgelenkt haben. Im Sommer des

Jahres 526 war der Bau der ostgotischen Flotte, die 1000 Schiffe umfassen sollte, dank dem rastlosen Drängen des Königs schon so beträchtlich fortgeschritten, daß überall im Reiche Freie und Sklaven für die Bemannung der Schiffe angeworben wurden. In Ravenna bzw. seiner Hafenstadt Classis sollte sich die Flotte versammeln, um zum Rachezug ins Mandarenreich, das dem König seine Schwester ermordet und die Treue gebrochen, auszulaufen.

Da entriß ein schneller Tod Theoderich des Reiches Heerfahne. Eine kurze, nur dreitägige Krankheit (Ruhr) machte seinem siebzjährigen tatenreichen Leben ein Ende am 30. August des Jahres 526. Seit langem hatte der greise Herrscher mit seinem baldigen Ende gerechnet und mit aller Vorsicht und Klugheit die notwendigen Anordnungen für die Thronfolge seines zehnjährigen Enkels Athalarich getroffen. In der kurzen Frist, die ihm seine Todeskrankheit übrig ließ, hat er alle geplanten Maßnahmen noch zur Ausführung zu bringen vermocht. „Er rief, so erzählt Jordanis in seiner Gotengeschichte, die Grafen und Vornehmen seines Volkes zusammen und setzte den Athalarich, ein kaum zehnjähriges Kind, den Sohn seiner Tochter Amalaswintha, der seinen Vater Eutharich verloren hatte, zum König ein. Er kündigte ihnen als seinen letzten Willen an, sie sollten ihren König ehren, den Senat und das römische Volk lieben und den Kaiser des Ostreiches immer nächst Gott als gnädigen Freund sich bewahren“!

So schied der greise König aus dem Leben, bevor er seinen letzten drängenden Wunsch, die Rache an den Wandalen, erfüllt sah. Aber er konnte wenigstens das Bewußtsein mit sich nehmen, daß die italienischen Verhältnisse im großen und ganzen wohl geregelt, und die gefährliche Krise der letzten Jahre überwunden sei.

Die Trauer der Goten um ihren Heldenkönig war begreiflicherweise, da der Verlust buchstäblich unersetzlich für sie war, eine unsagbar tiefe. Aehnlich empfanden den Hingang des Herrschers der gotentreue römische Adel und die große Masse des römischen Volkes. Aber auch diejenigen unter den vornehmen Römern, welche unter den vorausgegangenen schweren Konflikten zu leiden gehabt, konnten dem verstorbenen König, dem auch sie viele Segnungen des Friedens verdankten, ihre Anerkennung nicht versagen. Der schon oft genannte geistliche (katholische!) ravennatische Chronist aus der Mitte des Jahrhunderts berichtet über den Toten: „Er war ein vor trefflicher Herrscher von leutseliger Gesinnung gegen jedermann und regierte 33 Jahre. Zu seiner Zeit genoß Italien 30 Jahre die Segnungen des Friedens, der auch unter seinen Nachfolgern noch dauerte. Keine Unternehmung mißlang ihm. In dieser

Weise herrschte er über Goten und Römer, und während er selbst zur arianischen Seite sich bekannte, ließ er doch den Römern, wie zu den Zeiten der Kaiser, ihre Gesetze Er unternahm nichts gegen die katholische Religion. Dem Volke gab er zirzenische und andere theatralische Spiele, so daß er selbst von den Römern Trajan und Valentinian genannt wurde; so ähnlich war seine Zeit der jener Kaiser. Die Goten aber nannten ihn wegen des Gesetzbuches, das er ihnen gegeben, den größten König, den sie je gehabt hätten. Obgleich er gänzlich ungebildet war, so war seine Weisheit doch so groß, daß heute noch im Volk einige Worte seines Mundes sprichwörtlich gebraucht werden. Es gereicht mir zur Befriedigung, aus vielen wenigstens einigen zum Gedächtnis mitzuteilen. So sagte er: „Wo Gold oder ein böser Geist wohnt, das läßt sich nicht verbergen.“ Ebenso: „Wer ein schlechter Römer ist, will gern Gote sein, und ein schlechter Gote gern Römer.“ Daran schließt sich die Erzählung einer langen Geschichte von der salomonischen Weisheit des Königs in der Rechtsprechung mit der Schlußbemerkung: „So erzählt man noch viele Geschichten von ihm.“ Gewiß ein ehrendes Gedenken, das der katholische Klerus in Ravenna dem arianischen Könige lang über seinen Tod hinaus bewahrte! Ein anderer durchaus unverdächtiger, klar sehender und ruhig urteilender Zeitgenosse aus byzantinischen Kreisen, Prokop, weiß uns zu erzählen: „Die Liebe und Verehrung, mit welcher Goten wie Römer ihm anhingen, war — ganz wider das natürliche Gefühl — eine übergroße. Sein Tod ließ in den Herzen seiner Untertanen die lebhafte Sehnsucht nach einem solchen Manne zurück.“

Theoderich verdiente diese Liebe und Verehrung auch der Römer allerdings in höchstem Maße. Denn wie die Besten der Römer glaubte auch er zeit seines Lebens an das römische Reich. Seine Lebensaufgabe erblickte er — neben der Versorgung seines Volkes — in der Beschützung und Konserverierung gerade dieses Imperium Romanum. Im Hauptlande des alten Reiches hat er das Herz desselben mit seinen Goten in seine Hüt genommen und dem sich kräftigenden Pulsschlag gelauscht mit der Freude des starken Barbaren, unter dessen Schutz eine edle, aber schwach gewordene Hoch-

kultur neu gedieh. Er war der größte jener Germanenfürsten, welche als höchstes Ziel eine kaisergleiche Machtposition innerhalb der römischen Welt erstrebten. Ueber diese römische Welt hinaus neue, etwa vollkommenen Gebilde schöpfen sich zu gestalten, lag völlig außerhalb des Kreises seiner Ideen und Gedanken. Nur in und mit dem Reich wollte er leben. Und doch gehörte er nicht organisch zu demselben. Deshalb hat das Imperium, sobald sich seine Kräfte zu neuem Leben hatten regen können, auch ihn und das gotische Volk auszuscheiden versucht und schließlich auch wirklich ausgeschieden. Denn die Mittel, mit denen sich Theoderich in dessen Zentrum hätte behaupten können, waren leider gerade in den ersten grundlegenden Zeiten zu schwach gewesen. Ein oberflächlicher Beobachter könnte versucht sein zu sagen, es sei die Romantik eines deutschen Idealisten, die uns in Theoderichs Person und Schöpfung entgegentrete. Und doch war Theoderich in diesem Sinne nicht Romantiker und nicht Idealist. Er hatte in der Schule byzantinischer Diplomatie und durch seine Erfahrungen im Orient eine klare Einsicht in die realen Existenzmöglichkeiten und in die politischen Notwendigkeiten erhalten. Und er war sich im Beginn seiner Regierung der Unsicherheit und Gefährlichkeit seiner Lage, die aus der Unzulänglichkeit seiner Mittel und dem Fehlen jeder überragenden realen Macht resultierte, wohl bewußt. Diese Einsicht war es auch, welche ihm — wenn er je daran hätte denken können — den Versuch eines staatlichen Neubaues mit seinen schwachen Kräften und gerade auf italienischem Boden als ein aussichtloses Unternehmen erscheinen lassen mußte. Diese selbe Einsicht war für ihn das erste und letzte Motiv seiner planmäßigen Friedenspolitik. Und die Erkenntnis, daß zur Politik nicht bloß Klugheit und Geschick, sondern auch absolute Macht gehört, war es schließlich auch, die ihn auf ganz neue Wege in der äußeren Politik gedrängt hat. Was ihm vorschwebte, war eine Art Pangermanismus, mit welchem er der Allmacht des durch Byzanz verkörperten römischen Reichsgedankens das Gleichgewicht halten wollte. Er hat zum ersten Male versucht, gegen die ihm wohlbekannte aussaugende und abstoßende Kraft des

römischen Kaisertums die germanischen Bruderschäfte in ein mächtiges Allianzsystem zusammenzufassen. Der Gedanke war groß und politisch durchaus realisierbar. Diese Koalition der bedeutendsten germanischen Völker konnte in der Tat, da sie das ganze Westimperium in Händen hatten, ein Eindringen des byzantinischen Kaiserreiches in das germanische Abendland mit Leichtigkeit und dauernd abwehren. Wäre dieser Plan Theoderichs nicht vereitelt worden, so hätten sich Italien und das westliche Afrika ähnlich entwickeln müssen wie das spanische Westgotenreich. Und die ganze abendländische Geschichte hätte schon im 6. Jahrhundert unter ausgesprochen germanischer Formierung eine andere Gestalt erhalten.

Der Mann, der diese Entwicklung verhindert hat durch seine egoistische Expansionspolitik und durch das schlechte Beispiel, das er damit seinen Nachfolgern gab, wird wegen seines politischen Weitblickes gerade im Gegensatz zu Theoderich gepriesen als der Herrscher, „von dem die staatliche Reorganisation des Abendlandes ausging“, als der König, „der eine neue Zeit vorausschauend herbeigeführt und bahnbrechend gewirkt hat“. Dieser Mann war der Gründer des Frankenreiches, Chlodowech. Seine Beurteilung hängt davon ab, welchen Wert man dem Gedanken Theoderichs zuschreibt, das byzantinische Kaisertum von den abendländischen Germanenstaaten durch einen Bund aller Germanenfürsten fernzuhalten. Erblidet man darin die einzige Möglichkeit, durch welche dem Germanentum zwei der tapfersten und begabtesten Völker, Wandale und Ostgoten, dauernd erhalten werden könnten, dann ist von diesem universalgermanischen Gesichtspunkt aus das Urteil über Chlodowechs Sonderpolitik gesprochen. Ist das nicht der Fall, dann wird man sich auf den Standpunkt der tatsächlichen Erfolge der beiden Rivalen stellen und diese miteinander vergleichen müssen. Da ist es nun kaum möglich, dem einen vor dem andern den Vorzug zu geben. Erst wenn man auf das dauernde Schlussergebnis ihrer Regierungen blickt, dann zeigt die des Franken allein bleibende politische Erfolge. Aber ist diese Tatsache begründet in den größeren Fähigkeiten Chlodowechs? Ich glaube, nein. Ohne der Größe

seiner Person und seiner Politik zu nahe treten zu wollen, meine ich, daß Chlodowechs Schöpfung ihre Fortdauer und ihr Gediehen nur dem Umstande verdankt, daß er sie auf provinzialem Boden hat einrichten können bzw. müssen; auf einem Boden, der weit entfernt von den beiden Reichszentren war und der ihm ein germanisches Hinterland gab, aus dem er seine Kräfte stets zu ergänzen vermochte. Diese überaus glücklichen Umstände hat aber nicht er geschaffen; ebensowenig wie Theoderich an den Verhältnissen schuld ist, die ihn gerade nach Italien gedrängt haben. Ihr Schicksal hat ihnen so ungleiche Aufgaben gestellt. Aber beide haben mit Einsetzung aller Energie und bewundernswerter Geschicklichkeit in gleicher Weise an ihrer Lösung gearbeitet. Wenn die Geschichte gerade Theoderich, dem dauernde politische Erfolge versagt waren, den Beinamen des Großen beigelegt hat, so gestehe ich gerne zu, daß auch sie ihre Lieblinge hat. Aber ich möchte ihm diesen Ehrennamen nicht ab- und gleichzeitig Chlodowech zuerkennen. Denn ganz besonders um deswillen verdient Theoderich unter den germanischen Herrschern seiner Zeit den Namen des Großen, weil er allein unter ihnen durch seine zielbewußte und konsequente innere Politik größere und dauernde kulturelle Werte zu schaffen verstanden hat. Das sind Leistungen, denen Chlodowech meines Wissens nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. Mag sein, daß auch daran zu einem Teil das Kulturland Italien schuld ist, in dem Theoderich herrschte. Aber es ist doch kein Zweifel daran möglich, daß Theoderichs Persönlichkeit der Hochkultur römischen Wesens viel weiter geöffnet gewesen ist, als die Chlodowechs, der „kaum mehr als ein Barbare und ein vom Glück begünstigter Krieger“ war. Wäre Chlodowech an Theoderichs Stelle gestanden, er wäre kaum mit solchem Verständnis und solcher Liebe auf alles Römische eingegangen; aber jedenfalls wäre der katholische Franken Restitutionsbestrebungen der byzantinischen Kaiser und der italienischen Irredentisten ebenso zum Opfer gefallen wie der arianische Gote. Uebrigens wird die geschicktlich wirkende Bedeutung des Arianismus der italienischen Ostgoten viel zu sehr überschätzt.

Er hat lange nicht jene Rolle für das Schicksal Theoderichs und seiner Goten gespielt, die ihm gewöhnlich zugeschrieben wird. Das nationale Moment war immer das ausschlaggebende. Daz die Barbaren zugleich Arianer waren, verschlug nicht mehr viel. Ihr Arianismus galt wohl mit als ein Stück ihrer Unterkultur; ebensowenig wie diese war ihre Religion den Römern gefährlich. Eine arianische Propaganda in Italien gab es nicht. Auch Theoderich selbst hat das Arianische nie betont; nicht einmal gegen den Uebertritt von Goten zum Katholizismus ist er eingeschritten. Er hat den Katholizismus als einen Bestandteil der von ihm so vielbewunderten römischen Kultur stets geschätzt und geschützt. So ist es gekommen, daß die katholische Kirche unter seinem Zepter viel glücklicher gelebt hat als unter vielen katholischen Kaisern, die für die kirchlichen Interessen eben in ihrer Weise tätig gewesen sind. Das Hauptverdienst Theoderichs für die katholische Kirche Italiens besteht darin, daß er ihr ein mächtiger Halt und eine fräftige Stütze gewesen ist gegen das weitere Umschreifen des kaiserlicherseits begünstigten Monophysitismus und damit auch gegen alle Uebergriffe byzantinischer Kaiserthrannei, welche sie später noch oft zu fühlen bekam. Denn er hat, die letzte Papstwahl ausgenommen, in keiner Weise in die innere und äußere Entfaltung katholischen Geistes und kirchlichen Lebens hindernd oder störend eingegriffen. Ueberhaupt hat er es mit außerordentlicher Klugheit und Gewissenhaftigkeit verstanden, glänzend eine oft so harte Doppelpflicht zu erfüllen, wie sie ihm von seinem Schicksal auferlegt war als König seines gotischen Volkes und als Herrscher der Römer. Allenthalben tritt er uns entgegen als ein Mann maßvoller Ordnung und friedliebender Gerechtigkeit. Das, was ihn aber zur herrlichsten Gestalt der ganzen Völkerwanderungszeit bildet, und was ihn uns so sympathisch macht, ist der ideale Glanz und die gewaltige Macht seiner Gesamtpersönlichkeit. Ueberall tritt sie gebieterisch in den Vordergrund und allem drückt sie ihren Stempel auf. Diesem Eindruck konnten sich selbst Byzantiner wie Prokop nicht entziehen. „Er war ein rechter Kaiser!“ schreibt dieser mit unverkennbarer

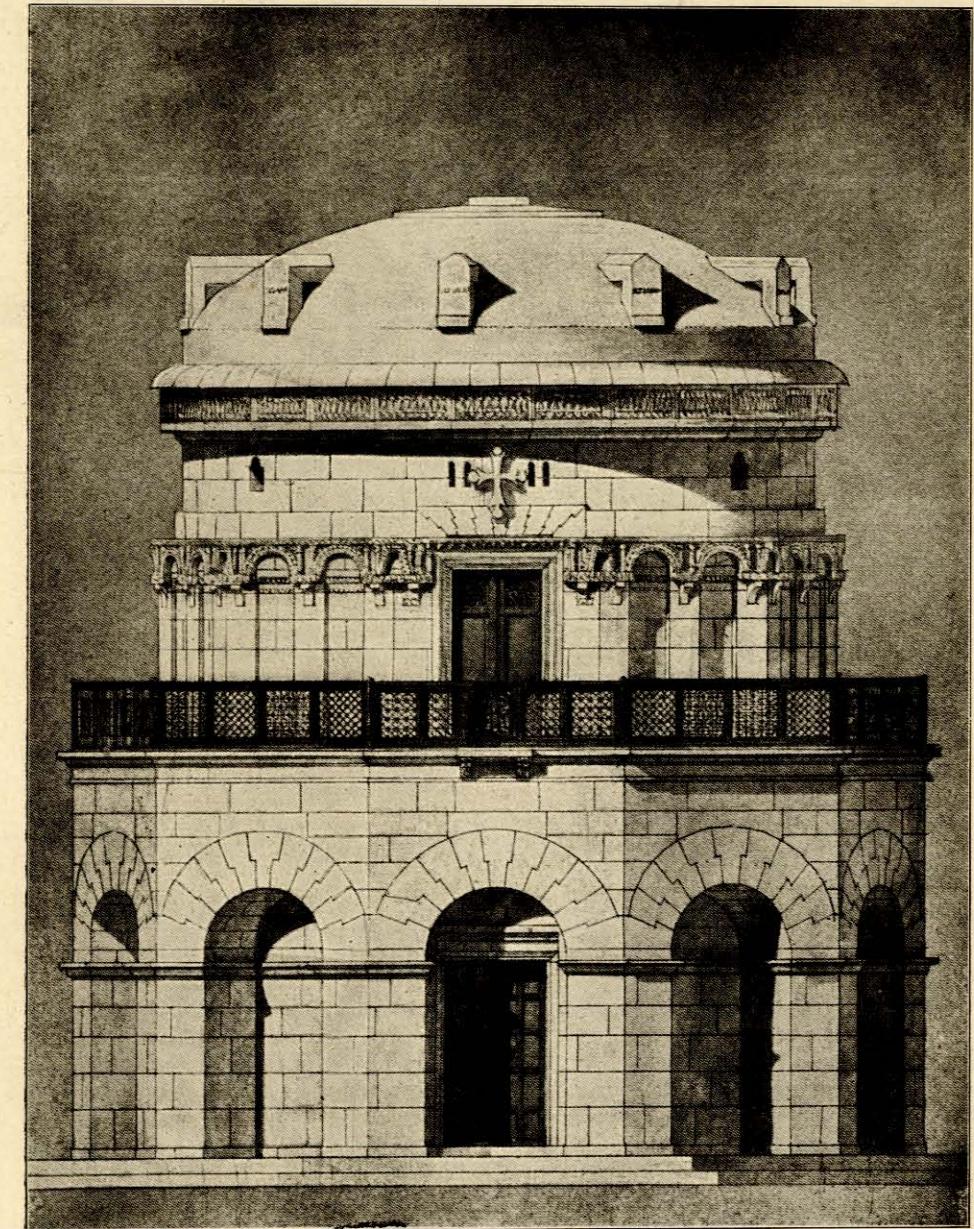


Abb. 71 · Theoderichs Grabmal in seiner ursprünglichen Gestalt · Rekonstruktion von Haupt

Bewunderung. Es ist eine ausgeprägte Individualität, mit der wir es zu tun haben. Im Vordergrund ihres Wesens stehen die persönliche Tapferkeit des geborenen Soldaten, die Klugheit und Voraussicht des durch die byzantinische Schule gegangenen Politikers und, gepaart mit salomonischer Weisheit und hohem Idealismus, jene

diese Herzengüte, durch die er mehr zu erreichen vermeint als durch Furcht und Strenge. „An Stärke, Wachsamkeit, Glück ein Fürst, ein Priester an Milde und Herzengüte“. So charakterisiert ihn Ennodius. Freilich zweimal, in den Seiten, wo er diese Güte mit Verrat und Empörung belohnt wähnte, und wo es Existenzfragen galt, wie am

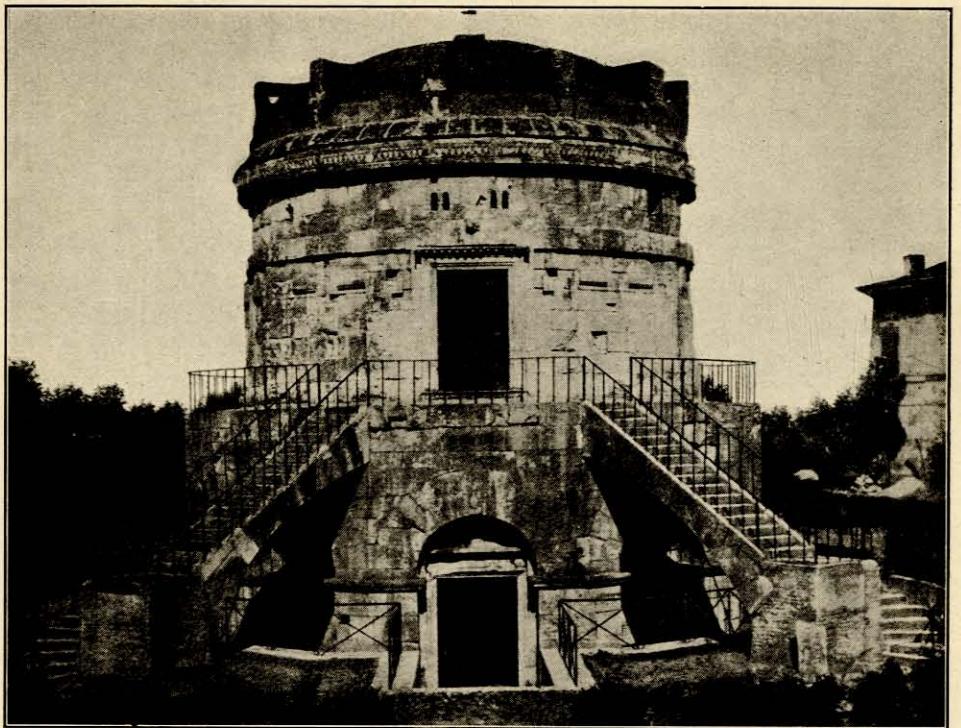


Abb. 72. Theoderichs Grabmal im gegenwärtigen Zustand

Anfang und am Ende seiner italienischen Regierung, da ward die Tapferkeit zu einer in hellem Zorn aufloerenden Wildheit, und Milde und Herzengüte wurden verdrängt durch grausame Rücksichtslosigkeit. — Eine stolze Kraftnatur war er in Krieg und Frieden, in ruhigen und erregten Zeiten!

So hat er sich selbst in dem Riesenbau seines Grabmales verewigt, in dem seine sterblichen Überreste beigesetzt wurden. Die reckenhafte Tatkraft und Energie seines Wesens, das stolze Selbstbewußtsein seiner Macht und Bedeutung, die Verehrung des Imperiums, vor dessen Kultur er sich bewundernd beugte, das hat sich in dem Denkmal gleichsam versteinert. All das spricht in dieser Versteinerung laut und eindringlich zu jedem, der in stillen Stunden vor dem Mausoleum steht: „Der hier begraben lag, war einer der Größten aus der Frühgeschichte unserer germanischen Völker.“

Als Theoderich auf dem Gipfel seiner Macht stand, hat er diesen Bau aufgeführt. Es ist ein zehnseitiger, aus zwei

Geschossen bestehender Zentralbau, der als Grabkirche anzusehen ist. Wohl im oberen Raum, der in einer rechteckigen Apsis einen kleinen Altar besaß, befand sich der Sarkophag mit den sterblichen Überresten des Königs mitten unter der riesigen Stein kuppe, die aus einem einzigen istriischen Kalksteinblock besteht von beinahe 11 Meter Durchmesser, 2,5 Meter Höhe und einem Gewicht von über 8000 Zentnern. Das ist jener „ungeheure Felsen“, von dem schon der ravennatische Chronist des 6. Jahrhunderts erzählt. Das Untergeschoß, ein gewölbter Raum in der Form eines griechischen Kreuzes, wird wohl für die Aufnahme der Sarkophage der Familienglieder des großen Toten bestimmt gewesen sein, ähnlich wie es in der Grabkapelle der Galla Placidia der Fall war. Und doch ist das Grabmal dieses Germanen so ganz anders als das jener Kaiserin mit seinem herrlichen Mosaikenschmuck in dem von Fenstern hell erleuchteten Raum. Dort empfängt man in dem einfachen, schmucklosen, „tiefschattigen“ Grabraum noch heute, da man, wenn

das Tageslicht nicht durch die Türe bricht, die Höhe des Raumes nicht zu ermessen vermag, den Eindruck einer ungeheuren Höhle im Felsen, in der alle Grenzen verschwinden“. Das Theoderich-Grabmal ist das älteste und monumentalste Steinwerk, das auf Befehl eines Germanenkönigs errichtet wurde. Wie sein Erbauer offenbart auch dieses Werk bei allem Anlehnern an östliche und südliche Vorbilder doch sowohl in der Konstruktion wie in der Durchbildung des Details eine bemerkenswerte Eigenart.¹⁷ Geradezu überwältigend muß der Eindruck dieses Mausoleums mit der wuchtigen Größe, den feinen schönen Formen und seinem kostbaren Schatz auf die Zeitgenossen gewesen sein!

Heute steht es leer, entstellt und vereinfacht draußen außerhalb Ravenna in der melancholischen Stille eines kleinen Gartens. Die wehmutterliche Stimmung des Besuchers wandelt sich beim Näherkommen in eine fast schmerzhafte Ergriffenheit. Denn der schöne Baustein 2 Meter im Boden und steht meist tief unter Wasser. Und den Sarkophag mit den Gebeinen des Königs sucht man umsonst. Man hat ihn aus seinem Grabmale, das den Mönchen des in unmittelbarer Nähe später erbauten Marienflosters als Kirche diente, entfernt. So nach Agnellus, der in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts schrieb. Man wollte in einer orthodoxen Kirche eben nicht die Gebeine eines Häretikers dulden, den die Legende noch dazu zu einem wütenden Verfolger der katholischen Religion gemacht hatte. Wohin die sterblichen Überreste Theoderichs gekommen sind, weiß niemand zu sagen. Auf eine höchst merkwürdige Nachricht aus einem im 13. Jahrhundert geschriebenen Katalog heiliger Leiber und Reliquien in Pavia macht mich soeben mein verehrter Freund Prof. E. A. Stückelberg aus Basel aufmerksam. Darnach hätte sich in der St. Michaelskirche zu Pavia, in der Bischof Ennodius beigesetzt war, neben dem Grabe des heiligen Erzbischofes Eleuchadius von Ravenna (angeblich † 112) auch der Leichnam des Königs Theoderich (corpus regis Theoderici) befunden.¹⁸

Ich kann im Augenblide dieser überraschenden Aufzeichnung, zu der ich allerdings kein Vertrauen habe, nicht nachgehen. Freilich war das stark befestigte Pavia, nachdem

Ravenna im Jahre 540 in die Hände der Byzantiner gefallen, das Zentrum der Gotenmacht in Oberitalien geworden. Aber aus den zeitgenössischen Quellen ist mir keine Nachricht bekannt, die von einer Translation des Leichnamen nach Pavia spräche; und an eine Ueberführung in der nachgotischen Zeit — am ehesten könnte wohl der Langobardenkönig Liutprand in Frage kommen, der um 728 Ravenna für eine Zeit in Händen hatte — vermag ich schwer zu glauben. Es verhält sich mit dieser Nachricht ebenso wie mit einer anderen, nach der schon Belisar die Leiche des teueren Königs aus ihrem Grabgewölbe entfernt und irgendwo verscharrt oder vernichtet hätte. Sie sind für mich ganz unwahrscheinlich und unkontrollierbar.

Dieses entstellte, leere Königsmausoleum — ist es nicht ein Bild vom Fortleben dessen, der es sich geschaffen, um seinen Gebeinen eine Ruhestätte und seinem Namen ein Andenken zu geben durch die Jahrhunderte? Ein monumentales Denkmal ist es ihm zwar geblieben bis auf unsere Tage. Aber es wurde entstellt durch die nagenden Schäden der Zeit und die Anbauten späterer Menschen. So ist auch sein Andenken getrübt worden durch die unreinen Wasser der Legende und die dichtende Arbeit der Sage.

Unglaublich schnell, viel schneller als sein Mausoleum ist Theoderichs Andenken durch die Legende entstellt worden. Kaum ein Menschenalter dauerte es. Es war allerdings jene Spanne Zeit, in die der Vernichtungskrieg gegen sein Volk und dessen Untergang gefallen ist. Das allein läßt die Schnelligkeit der Legendenbildung begreiflicher erscheinen. Bald nach dem Sturze der Ostgotenherrschaft galt Theoderich den kirchlichen Kreisen schon als Katholikenverfolger. Die innige Verknüpfung und Verschmelzung des national Römischen mit dem kirchlich Katholischen in Italien und speziell in Rom hatte es vermocht, daß der Mann, der einen Boethius und Symmachus aus durchweg politischen Gründen hat hinrichten lassen, der den Papst Johannes wiederum nur aus politischen Motiven ins Gefängnis werfen ließ, zum Todfeind auch der katholischen Kirche gestempelt wurde. Ein ravennatischer Kleriker erzählt schon in der Mitte des Jahrhunderts: „Der Scholastikus Symmachus, ein Jude, erließ

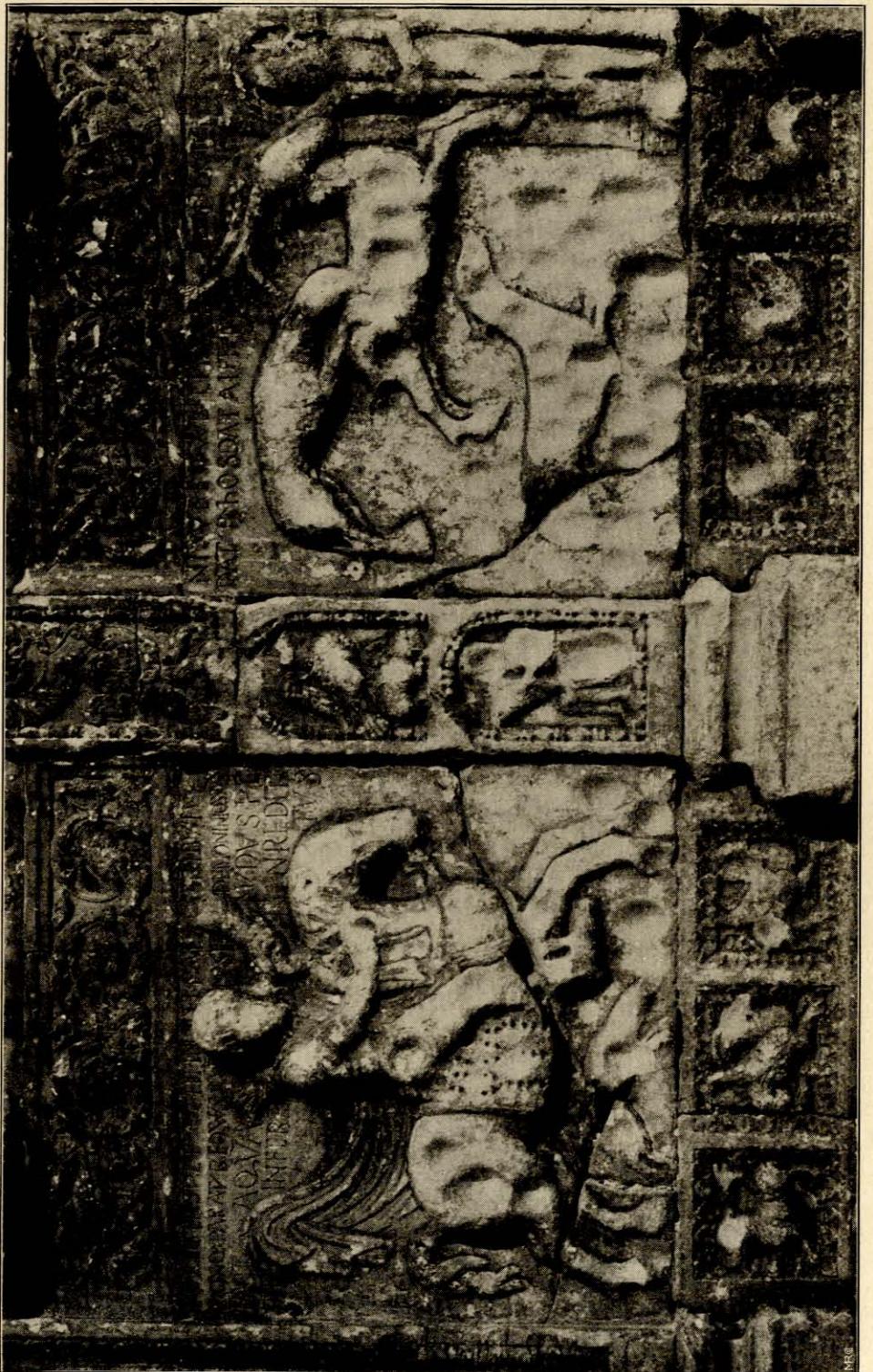


Abb. 73 · Theoderich als wilder Jäger · Relief zur Rechten des Hauptportals von St. Zeno in Verona

im Namen seines tyrannischen Königs ein Edikt am 26. August (des Jahres 526), daß am nächsten Sonntag die Arianer die katholischen Kirchen in Besitz nehmen sollten. Aber der, welcher nicht duldet, daß seine getreuen Diener von fremden Eindringlingen unterdrückt werden, ließ über Theoderich dasselbe Gericht ergehen, wie über Arius, den Stifter seiner Religion. Er erkrankte an der Ruhr, und die Entleerungen waren so stark, daß er nach drei Tagen, gerade an dem Tage, wo er sich gefreut hatte, seine Hand auf die Kirchen zu legen, Leben und Krone verlor.“ Wie schlecht fügen sich andere gleich alte Züge dieser Legende an! „Einige Tage nach dem Tode des Boethius und Symmachus“, so erzählt Prokop um dieselbe Zeit, „trugen beim Mahle die Diener den Kopf eines großen Fisches auf. Da kam es Theoderich so vor, als sei es das Haupt des jüngst hingerichteten Symmachus: mit verzerrten Zügen und rollenden Augen schien er ihm schauerlich zu drohen. Der Schreck über das furchtbare Gesicht übermannte ihn; vom Schüttelfrost gepackt, zog er sich schleunigst in sein Schlafgemach zurück und vergrub sich ganz in warme Decken. Dann erzählte er seinem Leibarzt Elpidius die ganze Begegnung und beklagte laut das Unrecht, das er dem Symmachus und Boethius getan. Von häufigen Gewissensbissen geplagt, gab er kurz darauf seinen Geist auf.“ Zu derselben Zeit, als man sich diese Geschichten in Italien erzählte, hat man in der Palastkirche des Ketzers zu Ravenna alle Mosaikbilder, die an ihn, seine Großen und seine häretische Kirche erinnerten, zerstört.

Und wiederum ein Menschenalter später erzählt Papst Gregor der Große in seinen Dialogen die folgende Legende. Eine vom Papst genau mit Namen bezeichnete Person aus Rom trifft mit ihrer Begleitung im Jahre 526 auf der Insel Liparis einen frommen Einsiedler. Dieser sagte unter anderem im Gespräch zu ihnen: Wüßt ihr, daß der König Theoderich gestorben ist? Sie antworteten ihm sogleich: Das sei ferne; wir haben ihn lebend verlassen, und bis jetzt ist uns nichts Derartiges über ihn mitgeteilt worden. Der Mann Gottes aber sagte ihnen noch: Ja, er ist gestorben; denn gestern um die neunte Stunde wurde er ohne Gürtel und Schuhe und mit ge-

bundenen Händen zwischen Papst Johannes und dem Patrizier Symmachus eingeherschleppt und in diesen benachbarten Krater geworfen. Dieses hörend, schrieben sie sich den Tag genau auf und fanden bei ihrer Rückkehr nach Italien, daß der König Theoderich an demselben Tage gestorben sei, an welchem sein Tod und seine Bestrafung dem Diener Gottes gezeigt worden war. Weil er nämlich den Papst Johannes im Kerker durch harte Behandlung umgebracht und auch den Patrizier Symmachus mit dem Schwerte ermordet hatte, erschien er in gerechter Weise als von jenen ins Feuer geworfen, die er in diesem Leben ungerecht verurteilt hatte.“ So ein Papst von der Autorität Gregors des Großen!

Von da ab ist das ganze Mittelalter von dieser Legende beherrscht. Sedulius Scottus, um neben Gregor von Tours nur ihn zu nennen, hat in seinem Fürstenspiegel diese ganze Geschichte aus Gregor dem Großen wörtlich abgeschrieben und Theoderich den Karolingern als abschreckendes Beispiel vorgehalten. Mit anderen Elementen vermischt wurde die Legende alsbald ins Phantastische ausgestaltet. „Der alte Recke stirbt nicht. Er ist im Bade; da erscheint ein geheimnisvolles schwarzes, zur Jagd gerüstetes Pferd. Kaum nimmt er sich Zeit, eine Chlamys über die Schultern zu werfen. Er besteigt das Höllenpferd und rast, das Jagdhorn im Munde, dahin. Er verfolgt einen schnellen Hirschen, der auf das Höllentor zuflieht, wo Luzifer wartet.“ So muß Theoderich als wilder Jäger bis zum Jüngsten Tage ohne Rast und Ruhe durch die Lüfte reiten und seine Sünden büßen. „Sein Verona“ hat ihn so verewigt in einem aus dem 12. Jahrhundert stammenden Relief am Hauptportal von St. Zeno.

So hat die römische, vorzugsweise kirchliche Tradition unter dem Einfluß des national-römischen und kirchlich-orthodoxen Bewußtseins schon seit der Mitte des 6. Jahrhunderts Theoderichs Bild einseitig zum Typus des unduldsamen, verhaften Ketzers und des barbarischen Katholikenverfolgers verzerrt und in dieser Verzerrung das ganze Mittelalter hindurch festgehalten. Die einzige mir bekannt gewordene Ausnahme macht jene oben erwähnte Nachricht des 13. Jahrhunderts, daß des Königs Leichnam sich in der

St. Michaelskirche in Pavia neben den Leibern heiliger Bischöfe befindet. Mit derselben Einseitigkeit und Parteilichkeit hat indes auch die deutsche Helden sage Theoderich als ihren größten Liebling unter dem Namen des Dietrich von Bern behandelt. Nur hat sie im Gegen teil alles, was an ihm edel und schön war, in allerhöchster Steigerung wiedergegeben: seine weise Mäßigung und edle Milde wie seine im Zorn un widerstehliche Heldenkraft. Und alles Un edle und häfliche an seinem Charakter wie Treubruch und Mord hat sie unterdrückt oder geradezu seinen Gegnern zugeschrieben. Nicht Theoderich hat den Odowakar vertrieben, sondern umgekehrt; und nicht Theoderich hat dem Odowakar die Treue gebrochen, sondern dieser ist der meineidige Verräter. Ueberhaupt erscheint in der Dietrichsage die Geschichte Theoderichs völlig umgestaltet. Denn alle ostgotischen Sagen haben sich an Theoderichs überragende Gestalt angeschlossen. Der geschichtliche ostgotische König Ermenrich aus dem 4. Jahrhundert wird zu seinem Oheim gemacht, der ihn aus Italien vertreibt. Der Hunnenkönig Attila-Ezel, unter dessen Oberherrschaft die Ostgoten in der Mitte des 5. Jahrhunderts standen, nimmt den Flüchtling auf und wird der Schutzherr Theoderichs. Mit dessen Hilfe gewinnt dieser nach dreißigjährigem Streite Italien wieder zurück.

Von den Schicksalen Theoderichs hat die Sage sich also die Zeit bis zur Ueberwindung Odowakars gewählt. Italien wird als Vaterland der Goten, und Theoderichs Eroberung als Rückkehr in sein Erbe dargestellt. Die historische Eroberung Italiens ist in der Sage zusammen geflossen mit den harten Jugend schicksalen des Helden. In der Tat war die überaus schwere Zeit in Theoderichs Leben von seinen in Konstantinopel als Geisel des Kaisers verlebten Jahren bis zum Einzug in Ravenna — es waren 20 Jahre voll von Kämpfen und wechselnden Erfolgen — dazu ange tan, zur Vorstellung eines Eriks zu führen. Die Sage lässt es ihn an Eheis hof erleben. Die Kämpfe Theoderichs vom Betreten italienischen Bodens bis zur Ermordung Odowakars haben einen Niederschlag gefunden in der Sage von der Rabenschlacht (dreijährige Belagerung Ravennas). Ueber-

haupt konzentriert sich alles, was Dietrich in seinen Helden kämpfen tut, auf Bern Verona und Raben Ravenna. So ist die Dietrichsage „eine epische Auswahl der sympathischesten Züge aus Theoderichs Geschichte, bei deren Verbindung vor allem der Wunsch maßgebend gewesen sein wird, die Helden gestalt des großen Königs von dem Maßel zu säubern, der durch die meuchlerische Ermordung Odowakars sein edles Bild entstellt“. Die Sage weiß auch noch von einer langen segensreichen Herrschaft des Helden in Italien zu erzählen. Aber das Ende seines Lebens ist geheimnisvoll. Dietrich wird auf einem schwarzen Rosse so schnell entführt, daß keiner ihm nach folgen kann. Wahrscheinlich in Italien ist dieser auch sonst begegnende Zug auf Dietrich übertragen worden. Jedenfalls hat man ihn in Deutschland schnell in die Sage aufgenommen, „um den Schleier des Geheimnisses über den Hingang des herrlichsten Helden zu weben.“

Die Schaffung der Dietrichsage muß in ihren ersten Anfängen sicher noch den Ostgoten zugeschrieben werden. Die mit Dichtung und Wahrheit gemischten Gesta Theoderici, die schon in der Mitte des 7. Jahrhunderts existierten, schlagen die Brücke von der Geschichte zur Helden sage. Sie kennen die Erzählung Gregors des Großen und wissen namentlich eine ganz merkwürdige Jugendgeschichte Theoderichs in Konstantinopel zu erzählen, wo er sich in Ptolemäus den treuesten Freund gewinnt, der ihn später wiederholt, Lisi gegen Lisi setzend, vor dem durch die byzantinische Treulosigkeit beschlossenen Untergang rettet. Die älteste und einfachste Gestaltung der Dietrichsage, die auch noch den nächsten Zusammenhang mit der Geschichte aufweist, liegt uns in ihren Niederschlägen vor im Hildebrandslied, dem einzigen Rest altdeutscher Helden dichtung aus dem 8. Jahrhundert. Hildebrand, wohl identisch mit dem eben erwähnten Ptolemäus der Gesta, ist Dietrichs Erzieher und Waffenmeister. In dieser ältesten Form umfasst die Sage drei Kreise: Die Flucht vor Otachar-Odowakar, das 30jährige Exil bei Attila und die kriegerische siegreiche Heimkehr. Ihre volle Ausbildung verdankt die Sage nach dem Untergange des ostgotischen Volkes befreundeten süddeutschen

Stämmen, am ehesten wohl den Alamannen, zu denen sie schon in poetischer Form gekommen sein muß. Von den Alamannen ist auch die Verbindung der Dietrichsage mit der Ermenrichsage vollzogen worden. Der Ostgotenkönig Ermenrich wird in der Sage als grausamer verwandter feindlicher Herrscher geschildert, der seinen Neffen Dietrich zur Flucht ins Hunnenreich nötigt und der dann von Dietrich in der Rabenschlacht bezwungen wird. Hier tritt also Ermenrich an Odowakars Stelle. Gerade am alamannischen Oberrhein waren die Dietrichsage und die Ermenrichsage das ganze Mittelalter hindurch lebendig.¹⁹ Es ist kein Zweifel, daß das Fürstengeschlecht der Zähringer sich die besondere Pflege der Dietrichsage angelegen sein ließ. Hatten doch die Zähringer mit dem Herzogtum Kärnten 1061 die Markgrafschaft Verona erhalten und sich nach derselben „Markgrafen von Verona-Bern“ genannt. Seitdem treten sie auch in die Dietrichsage ein. Ein „Fridunc von Zaeringen“, ein „Wigolt von Zaeringen“ kommen in „Dietrichs Flucht“

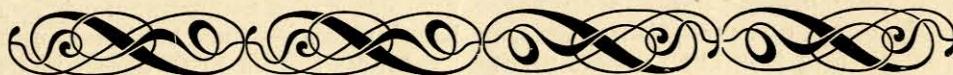
und ein „Sigehor von Zaeringen“ in der „Rabenschlacht“ vor. Ja die Sage weiß sogar zu berichten, „die marggraven von Hachberg seien aus Lamparden mit Karolo Magno, Röm. Kaiser und künig zu Frankreich, in teutschē Land komen und seien des geslechts herrn Dietrichs von Bern, der da gewesen ist ein künig in Italia“. Auch sonst zeigen sich noch Spuren der Helden sage am Oberrhein. Breisach hat seinen Echardsberg, genannt nach Echard, dem Erzieher, Pfleger und Beschützer der jungen Harlunge, deren Ermordung Dietrich von Bern rächen soll. Durch diese Pflege der Dietrichsage hat das alamanische Volk dem König Theoderich wirklich großartig gedankt dafür, daß er es einst vor Chlodowechs vernichtenden Schlägen bewahrt hat. — Auch bei den Bayern wie bei den Sachsen stand Theoderich im Mittelpunkt des Volfs gesanges. In den österreichisch-bayerischen Landen ist die Dietrichsage auch in die bei den Rheinfranken entstandene Nibelungen sage eingedrungen und hat in dieser die grausame, habösliche Gottesgefiebel der nordischen Sage verwandelt in die weise, milde und königliche Gestalt Eheis. „Wohl hat die Siegfriedsage in den Donauländern die höchste poetische Fassung erhalten, die überhaupt einer deutschen Sage zuteil geworden ist — solch eine zusammenhängende



Abb. 74 · Statue Theoderichs am Grabmal Kaiser Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck

poetische Bearbeitung hat der gesamte Sagenkreis von Dietrich überhaupt nicht erfahren —, aber der Liebling des Volkes war doch an der Donau wie an der Elbe Dietrich von Bern, „von dem die Bauern singen und sagen“, wie es in Chroniken bis in das späteste Mittelalter heißt. „Es ist kaum zu viel behauptet, wenn die Gestalt Dietrichs von Bern als die populärste aller Heldenfiguren im deutschen Mittelalter, vor allem in Oberdeutschland, bezeichnet wird.“ Gerade im 12. und 13. Jahrhundert müssen, nach den erhaltenen Handschriften zu schließen, die *Gesta Theoderici* häufig und gern gelesen worden sein.²⁰ Die etwa gleichzeitigen Fassungen der Sage in der „*Thidreksaga*“ (Norwegen 13. Jahrhundert) und in den mittelhochdeutschen Gedichten von „Alpharts (eines der Gefährten Dietrichs) Tod“, von „Dietrichs Flucht“ zu den Hunnen und von der „Rabenschlacht“ können sich, um den Ruhm des Helden zu erhöhen, nicht genug tun in der Auseinanderhäufung von Taten und Kämpfen und Siegen. Zugleich sind an die sagenhafte Gestalt Dietrichs in den unteren Volkschichten Lokalsagen und Märchen, größtenteils tiroler Ursprungs, angeknüpft worden, in denen Reste alter mythischer Ueberlieferungen enthalten sind. „In diese Sphäre der Dietrichsage fallen Dietrichs Kämpfe mit Ecke, Vasolt und Runze, mit Hilde und Grim, mit Sigenot, mit dem Wunderer, mit Laurin, Walberan und Goldemar, sowie der bunte Abenteuerkreis von Riesen- und Drachenkämpfen auf seinem Zuge zur Bergkönigin Virginal; weiter ab stehen in der erhaltenen Form die Rosen-

gartenkämpfe.“ So hat sich die Sage von Dietrich von Bern durch das ganze Mittelalter hindurch bis tief in das 16. Jahrhundert im deutschen Volke lebendig erhalten, bis der Dreißigjährige Krieg auch diese Blüten in den Boden getreten hat. Beide Sagenkreise, die römische vorzugsweise kirchliche Legende und die deutsche Heldenage, geben uns ein Bild Theoderichs, das in Widerspruch steht zur geschichtlichen Wirklichkeit. Sie spiegeln beide in der Art der Zeichnung wie in der Verteilung von Licht und Schatten die Sympathien und Antipathien wieder, die Theoderich bei seinen germanischen Volksgenossen und bei den von ihm beherrschten und so hoch verehrten Römern gefunden hat. So weisen sie uns noch einmal auf die tatsächlich außerordentlich großen Schwierigkeiten hin, welche dem historischen Theoderich die Gewinnung und Behauptung seiner Doppelstellung in Italien bereitet hat einerseits als König seiner arianischen Goten, anderseits als kaiserlicher Regent der katholischen Römer. In ihrer unvereinbaren Gegensätzlichkeit aber mahnen sie uns ein letztes Mal an die Riesenarbeit, die Theoderich hohlgemut und energisch, aber gerade zu Beginn mit unzureichenden Mitteln seinerseits geleistet hat — nicht zu einer Verschmelzung, wohl aber zu einer dauernden Zusammenspannung des Römischen und Gotischen, jenes heiligen immer noch lebenskräftigen Alten und dieses natürlichen Neuen, dem schließlich doch die Zukunft gehörte, wenn auch einem seiner größten Vertreter von seinem Schicksal kein bleibender Erfolg beschieden war.



IX. Kapitel . Des Reiches und Volkes Untergang



In achtjähriger Knabe wurde unter der vormundshaftlichen Regierung seiner jugendlichen Mutter des alten Heldenkönigs Nachfolger. Das war vom Untergang des ostgotischen Reiches und Volkes der Anfang.

Verschwunden war die alles zusammenhaltende und starkmachende Kraft des von seinem Volke als ein Ideal seiner selbst vergötterten machtvollen Herrschers. Als diese Kraft vom gotischen Volk gewichen war, fiel es auseinander in feindliche Parteiungen. Verschwunden war aus dem Leben dieses Volkes die hohe politische

Begabung und geniale Persönlichkeit des Führers, der alle Gefahren zu beschwören gewußt. Da griff byzantinische Kaiserarmee, die längst auf diesen Augenblick gewartet, in diese Spaltungen hinein und zerrieb mit ihrer überlegenen Diplomatie und Taktik in einem zwanzigjährigen Krieg die ganze Nation.

Die Parteidividenden unter den Ostgoten, welche Byzanz ein Eingreifen ermöglichten, gingen von der Regierung Amalaswinthas, der Tochter Theoderichs, aus. Sie war ein echtes Kind ihres Vaters: staatsmännisch klug, charakterstark, tatkräftig und römisch hochgebildet. Sie sprach griechisch und lateinisch ebenso gut wie gotisch und war in der Philosophie nicht minder bewandert wie in der klassischen Literatur. Daß sie dem jungen König römische Erziehung und Bildung angeleihen ließ, kann nicht überraschen; ebenso wenig daß die Signatur ihrer Regierung ein großes Entgegenkommen gegenüber der national-römischen Partei gewesen ist. Wie wenn sie die Fehler der väterlichen Politik der letzten vergangenen Jahre wieder hätte gutmachen wollen, hat sie den Nachkommen des Symmachus und Boethius das



Abb. 75 · Athalaric . Nach einer Kupfermünze

Regierungszeit der römischen Kirche sind unter Papst Felix IV. (526—30) ausgezeichnete gewesen. Zur Erbauung der Kirche der Heiligen Cosmas und Damian am römischen Forum sind ihm auf seine Bitte von Amalaswintha zwei antike Gebäude geschenkt worden. „Der eine, größere Bau war das sogenannte *Templum sacrae urbis*, bekanntlich Katastergebäude Roms und Standort des marmorenen Romplanes; der andere war der Tempel des Romulus, des Söhnhens des Marentius, ein Gebäude, welches als bald nach der Entstehung als profanes



Abb. 76 · Mosaik der Apsismuschel in S. Cosmas und Damian zu Rom



Abb. 77 · Römische Wandmalerei in der Coemeterialbasilika der Heiligen Felix und Adauctus vom Jahre 528

Ehrendenkmal dem Besieger des Marentius, Konstantin dem Großen, dediziert worden war.“ So entstand an der Via sacra die „erste Kirche, die in öffentlichen Monumenten Roms errichtet wurde.“ Felix IV. hat sie mit einem herrlichen, noch jetzt fast

vollständig erhaltenen Mosaikwerk von Kolossalfiguren geschmückt, in dessen farbenprächtigem Glanz uns ein letzter Triumph der alten römischen Kunst entgegentritt. „Diese Mosaiken gehören wegen ihres Alters und Charakters zu den merkwürdigsten

Roms überhaupt.“ Aus demselben Pontifikat stammt „die Perle der spätchristlichen Malerei in den Katakomben.“ Es ist ein Gemälde in der unterirdischen Coemeterialbasilika der heiligen Märtyrer Felix und Adauctus. An dieser künstlerisch so ausgezeichneten Stelle war im Jahre 528 eine vornehme römische Matrone Turtura begraben worden. Sie ist auf dem Bilde dargestellt, wie sie von den beiden Lokalheiligen dem Jesuskind und der Gottesmutter empfohlen wird. Angefügt ist ein Lobgedicht auf ihre ehelichen Tugenden. Die römische Kunst stand damals doch noch auf einer ganz respektablen Höhe. — Auch das katholische Ravenna entfaltete unter Amalaswinthas Herrschaft eine außerordentlich rege Bauaktivität. Zwischen den Jahren 526 und 534 sind beide Schwesternkirchen, der architektonisch außerordentlich reiche und lebendige Zentralbau von S. Vitale und die ruhig-einfache, aber feierliche, mächtige Basilika von S. Apollinare in Classe erbaut worden. Stadtrömische, byzantinische, syrische und ägyptische Kunstformen fließen hier — ob sie ihren Weg über Rom oder Byzanz nahmen, ist noch nicht ausgemacht zusammen. Die innere Ausschmückung, die namentlich bei S. Vitale von märchenhafter Pracht und nie gesehenem Reichtum ist, fällt schon in die byzantinische Epoche. In der gotischen Zeit wurden außerdem in Ravenna noch erbaut die große, mit einem prächtigen Muttergottesbild geschmückte Kirche von S. Maria Maggiore, S. Michele in Africisco und vielleicht auch noch S. Giovanni e Paolo. Wie hier der Strom römischen Lebens unter den neuen Ver-

hältnissen in aller Macht weiterfloß, so wird es auch anderwärts gewesen sein, wenn uns auch Belege dafür fehlen. Das weite Entgegenkommen der Regierung Amalaswinthas gegenüber der national-römischen Partei hat aber, nicht minder wie die Tatsache eines Frauengenetentes und die römische Erziehung des Herrschers eine extrem nationalgotische Richtung in offenem Konflikt zur Königin-Mutter hineingetrieben. Wie bedauerlich und gefährlich das war, erhellt aus einem Einblick in die allgemeine politische Lage. Die national-römische Partei der Imperialisten und Irredentisten hat seit dem Tode Theoderichs — war doch Justinian, seit langem die Seele der imperialistischen Politik, im Jahre 527 auf den Kaiserthron gekommen — mit gesteigertem Eifer für die Erreichung ihrer Ziele gearbeitet. Beweise dessen sind die Neubesetzungen des päpstlichen Stuhles in den Jahren 530

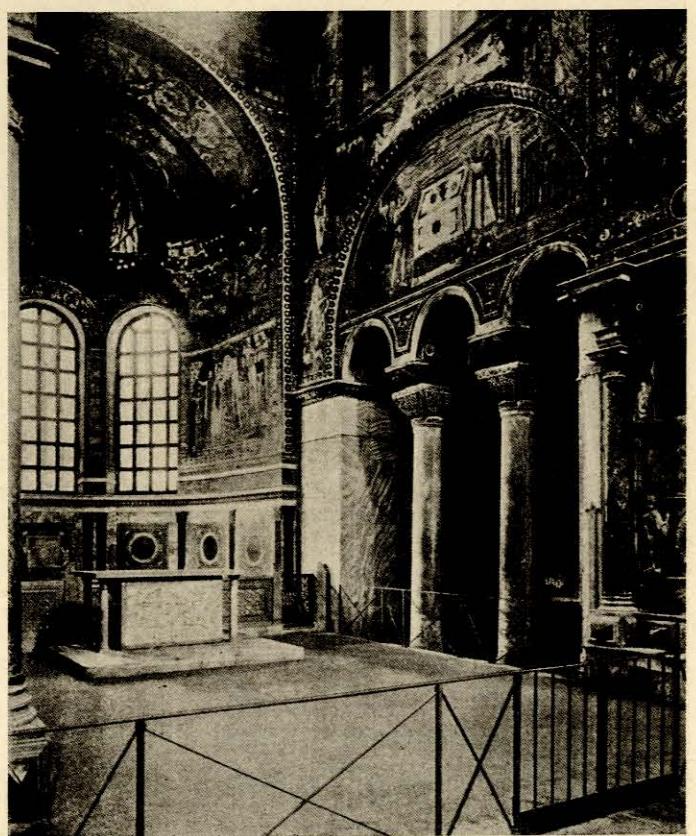


Abb. 78 · Inneres von S. Vitale

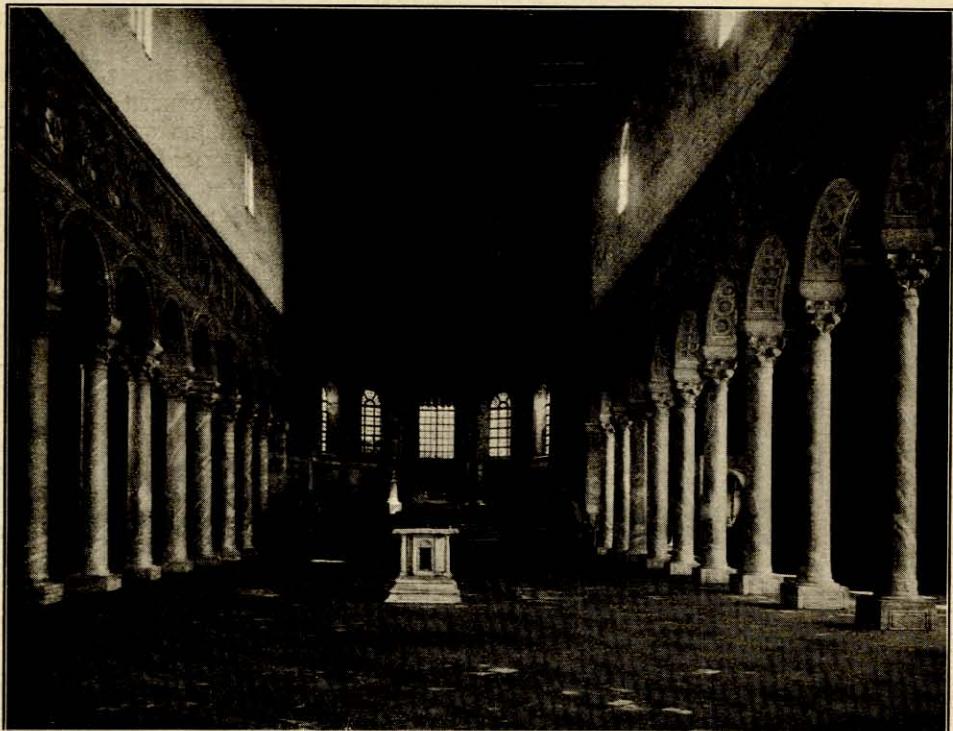


Abb. 79 · Innenansicht von S. Apollinare in Classe

und 532/33. Sie zeigten dieselben nationalen und politischen Parteigegenseiten, welche schon im Jahre 526 zu einer Einmischung Theoderichs geführt haben. Freilich geschah von der neuen Regierung alles, um den inneren Frieden aufrecht zu erhalten. Indes, gefährlich blieb die Situation immer, da die tieferen Ursachen der Spannung nicht behoben werden konnten. Auch in der äußeren Politik zeigten sich für die ostgotischen Interessen die nachteiligsten Erscheinungen. Das westgotische Spanien war unter Amalarich wieder selbstständig geworden und hat nicht nur die spanischen Machtmittel den Ostgoten entzogen, sondern noch dazu einen großen Teil der besten ostgotischen Streitkräfte zurückbehalten, was eine doppelte Schwächung des italienischen Gotenreiches bedeutete. Und die Westgoten selbst wurden schon seit Beginn der dreißiger Jahre auf das heftigste von den Franken bedrängt. Wenige Jahre nach dem Tode Theoderichs, im Jahre 531, zerfiel auch die ganze Macht der verbündeten Thüringer; Herminafrid

verlor sein Leben und sein Reich an Chlodowechs Söhne Theuderich und Chlotar; seine Witwe Amalaberga floh mit ihrem Sohne Amalafrid zu ihren gotischen Verwandten nach Italien. Und wieder einige Jahre später, im Jahre 534, war es auch um die Selbständigkeit Burgunds geschehen. Die Söhne Chlodowechs hatten ihres Vaters Absichten erreicht. Ja, sie stellten sich noch weitere Ziele: die Gewinnung des gotischen Alamannien und Oberitalien! Demgegenüber sind die Ostgoten, da schon ein Jahr vorher, 533, das Wandalenreich von den Byzantinern zerstört worden war, hoffnungslos isoliert gewesen wie nie zuvor. Auf beiden Seiten waren sie der Expansionspolitik der Franken wie des Kaisers ausgesetzt — angewiesen nur auf die eigenen Kräfte. Diese selbst aber waren zerstückt und drohten einander im eigenen Hause aufzureiben. War es ein Wunder, wenn Amalafritha unter solchen Verhältnissen, bevor sie entscheidend gegen die Häupter der gotischen Opposition vorging, einen Schritt tat, der

ihr doch selbst nur wie ein Verrat an ihrem Vater erscheinen konnte? Sie bat Justinian, ihr für den Fall eines ungünstigen Ausgangs ihres Kampfes gegen die Opposition an seinem Hofe Aufnahme zu gewähren. Der Bitte ward freudigst Erfüllung zugesagt. Indes gelang es der Regentin, der Verschwörung durch die Ermordung der Führer Herr zu werden; und sie blieb vorerst, was sie war und wo sie war. Nur wurde sie ihren Goten seitdem noch fremder. Da kam ein neuer Schlag für sie. Ihr Sohn Athalarich, den man der Mutter entrissen und gegen sie aufgebracht hatte, starb, 18 Jahre alt, wohl an den Folgen seiner Ausschweifungen, noch bevor er die Regierung hatte antreten können, im Herbst 534. Damit war die Regentschaft zu Ende. Für eine herrschsüchtige Frau wie Amalafritha war das ein unerträglicher Gedanke. Für die Nachfolge kam in Betracht der einzige noch überlebende Amaler Theodahad, ein Sohn von Theoderichs Schwester Amalafrida aus ihrer ersten Ehe. Er war Theoderich ganz unähnlich; denn das Waffenhandwerk der Goten war ihm zuwider; statt dessen liebte er die antike Literatur und die Philosophie Platos. Seinem Charakter nach war er ein habgieriger, gewalttätiger Mensch, der mit dem Kaiser um Geldes und des senatorischen Ranges willen in hochverräterischer Beziehung stand, und den sich Amalafritha zum geschworenen Feind gemacht hatte, da sie seinen Räubereien großen Stils entgegentreten war. Trotz alledem entschloß sie sich jetzt, um die Herrschaft nicht zu ver-

es nie verschmerzt hatte, daß ihn Theoderich bei der Regelung der Nachfolge gänzlich übergangen, verdrängt. Auf einer Insel des Bolsener Sees hielt er sie gefangen. Dort ist sie von gotischen Händen auf



Abb. 81 · Theodahad · Nach einer Kupfermünze

Veranlassung des Königs, der vielleicht im geheimen Einvernehmen mit der Kaiserin Theodora stand, im April des Jahres 535 ermordet worden. Eines so schmählichen Todes sollte die den Römern so wohlwollende Tochter Theoderichs sterben! ☛

Aber schon wartete ihr Rächer — Kaiser Justinian. Jetzt endlich war die italienische Frucht zum Pflücken reif geworden. Diplomatische und militärische Aktionen gingen Hand in Hand, um dem Sturze des Wandalenreiches bald auch den des ostgotischen folgen zu lassen. Auch durch eine von Theodahad erzwungene Reise des Papstes Agapet an den Kaiserhof, die uns an die vor einem Dezennium unter ähnlichen Umständen erfolgte Sendung des Papstes Johannes nach Konstantinopel erinnert, konnte der Gang der Dinge nicht mehr aufgehalten werden. ☛ ☛ ☛

Das Schicksal der Ostgoten vollendete sich in zwei Perioden, deren erste die Jahre von 535—40 umschließt. ☛ ☛ ☛

Dem überlegenen Politiker auf dem Kaiserthron, der seit mehr als einem Dezennium seine imperialistische Restaurationspolitik betrieb, trat in Belisar ein genialer Feldherr zur Seite, der in Armenien, Syrien und Afrika siegreich gekämpft hatte und über eine zwar nicht große, aber trefflich disziplinierte, leicht bewegliche Armee und Flotte verfügte. Beiden gegenüber stand der Neffe Theoderichs, ein diplomatisch unschöpfer Regent, der heute in grundloser Verzweiflung alles preisgab, um morgen beim geringsten Vorteil, der sich zeigte, jedes Zugeständnis zurückzunehmen; ein persönlich und militärisch untauglicher Soldat, der zwar



Abb. 80 · Bild Theodahads · Nach einer Kupfermünze

lierten, sich mit Theodahad zu vermählen. Sie selbst ließ sich zur Königin proklamieren, Theodahad sollte nur ihr Mitregent sein. Allein schon nach wenigen Monaten ward sie von Theodahad, der

ein numerisch sehr starkes, aber taktisch nicht durchgebildetes Heer besaß und demselben keine fähige und kraftvolle Führung geben konnte. So hatte er das diplomatische Spiel bald verloren. Und als es zum Krieg kam, konnte Belisar, während ein anderer Feldherr in Dalmatien operierte, ganz Unteritalien ohne Schwertstreich gewinnen. Evermund, der Führer der schwachen Südarmee, ein Schwiegersohn des Königs, war unter Verleugnung aller nationalen Gefühle zu den Kaiserlichen übergegangen! Ein sprechendes Zeugnis für den zwiespältigen Geist, der so schnell in das Volk Theoderichs eingedrungen war. Erst vor Neapel, dem südlichen Zentrum der gotischen Militärmacht, fanden die Kaiserlichen entschiedenen Widerstand. Indes nach drei Wochen fiel auch diese Stadt. Theodahad aber stand unterdessen untätig und wieder verzweifelt vor Rom. Da entledigte sich die gotische Armee seiner und erhob einen Vertrauten des großen Theoderich, Wittiges, auf den Schild und Thron (November 536). Er vermählte sich, um seine Herrschaft zu stärken, unter Verstellung seiner eigenen Frau, die wie er selbst aus dem niederen Volke war, mit der allerdings widerstrebenden Tochter Amalaswinthas, Matawintha, der Schwester Athalarichs und der letzten Frau aus dem Geschlechte Theoderichs. Der neue König tat, was das Notwendigste war; er unternahm die Reorganisation der gotischen Militärmacht. Inzwischen aber fiel Rom, dessen Besatzung nicht stark genug gewesen, in die Hände der Byzantiner (Dezember 536). Auch Wittiges war, was Strategie und Diplomatie anlangt, den Byzantinern keineswegs gewachsen. Ein Jahr war seit Beginn des Krieges verflossen, und schon war die Hälfte Italiens mit der alten Hauptstadt wieder kaiserlich geworden.

Wittiges entfaltete nun eine unermüdliche Tätigkeit. Es gelang ihm, die von Justinian bereits gewonnenen Franken durch Abtretung der kostbaren Provence und des gotischen Alamannen — später haben die

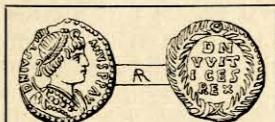


Abb. 82 · Münze des Wittiges mit Bild des Kaisers Justinian

Goten zugunsten der Franken auch noch auf andere nördliche Gebiete verzichten müssen — zur Neutralität zu verpflichten. Und allmählich hat er, während er gegen Rom vordrang, eine Riesenarmee — man wußte mit zweifelloser Uebertreibung von 150000 Mann zu berichten — zusammenzuziehen vermocht. Mit erdrückender Uebermacht zwang er Belisar, der über 5000 Mann verfügte, sich auf Rom zurückzuziehen. Ende Februar 537 begannen die Goten mit der Einführung Belisars und der Belagerung Roms. An dem gewaltigen steinernen Mauerfranz der ewigen Stadt sollte auch die Macht dieses Barbarenheeres zerschellen. Der Sturmangriff der in der Belagerungskunst unerfahrenen Goten, ein großer Ausfall der Kaiserlichen, zahllose Gefechte, Hunger und Krankheit haben die beiderseitigen Truppen gleichmäßig geschwächt, ohne daß von einer Seite ein durchschlagender Erfolg hätte verzeichnet werden können. Von den Goten waren viele Tausende gefallen; aber die Überlebenden wichen nicht. Der Eindruck dieser entsetzlichen Verluste muß in ganz Italien ein mächtiger gewesen sein. Prokop, der als Geheimsekretär Belisars die Geschichte des Gotenkrieges geschrieben, erzählt darüber folgende bezeichnende Geschichte: „In dieser Zeit trug sich in Neapel dieses zu. Auf dem Markt befand sich ein Bild des Gotenkönigs Theoderich, aus lauter kleinen bunten Steinen zusammengesetzt. Von diesem Bild bröckelte bei Lebzeiten Theoderichs der Kopf ab, da die Steinchen von selbst sich gelockert hatten. Und sehr bald darauf starb Theoderich wirklich. Acht Jahre später bröckelten die Steinchen, welche den Rumpf bildeten, plötzlich ab, und da starb Athalarich, Theoderichs Tochtersohn. Nach kurzer Zeit fallen die Steine am Unterleib zu Boden, und Amalaswintha, Theoderichs Tochter, kam ums Leben. Das war also bereits geschehen. Als nun die Goten Rom belagerten, fielen auch die Schenkel des Bildes bis zu den Fußspitzen hinunter ab, so daß damit das ganze Bild von der Mauer verschwunden war. Die Römer legten das so aus, daß des Kaisers Heer den Sieg davontragen werde, denn die Füße Theoderichs seien nichts anderes als das Gotenvolk, über das er König war.“ Welch ein Symbol des nach und nach zusammenbrechenden Reiches!

Rom litt unsäglich; die Bewohner wie die Stadt mit ihren Bauten. Die Wasserleitungen wurden zerstört; die schönsten Statuen, mit denen — um nur ein Beispiel zu erwähnen — das als Festung verwendete Grabmal Hadrians geschränkt war, haben die Belagerten auseinandergeschlagen und zu Geschossen gegen die auf diesen strategisch so wichtigen Punkt anstürmenden Barbaren verwendet. Die größte Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Bevölkerung. Alle Kampfunfähigen mußten Rom verlassen. Mit ihnen hat man auch den Papst Silverius weggeführt, der nach dem in Konstantinopel verstorbenen Papst Agapet unter gotischem Einfluß auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden war. Er war be-

Bonifatius II. im Jahre 531 zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, jetzt in Rom an die leitende Stelle zu bringen. Mit Belisars Hilfe ist es ihr auch gelungen. So hatte sich, kaum daß Rom wieder kaiserlich geworden war, Byzanz mit seinen alten monophysitischen Tendenzen wiederum des Papsttums bemächtigt. Vigilius, der allerdings als Papst die Hoffnungen, die „der leichtfertige Diakon, der Verräter an seiner Kirche und Ehre“ erweckt hatte, keineswegs zu erfüllen willens war, sollte schon nach acht Jahren an seinem eigenen Leibe erfahren, wie wenig byzantinische Kaiserthrannei einen römischen Papst achtete, wenn er nicht die gewünschten Wege ging. Die Abhängigkeit von Byzanz war für das

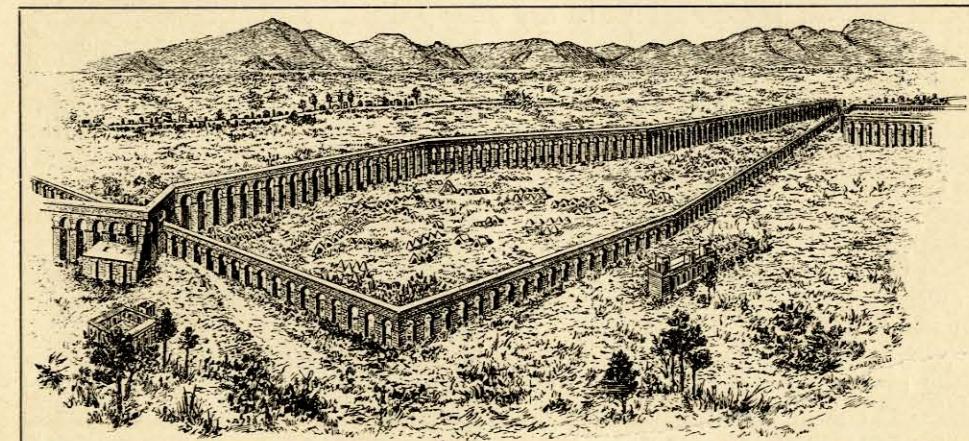


Abb. 83 · Das Gotenlager zwischen den Wasserleitungen Aqua Claudia und Aqua Marcia vor Rom

schuldigt worden, mit Wittiges hochverrätrische Beziehungen unterhalten zu haben. Da hat ihn Belisar abgesetzt und verbannt. Es war nur geschehen, um den römischen Diakon Vigilius auf den Stuhl Petri zu bringen, den die monophysitisch gesinnte Kaiserin Theodora seit April 536 als Nachfolger Agapets gewünscht hatte. Denn trotz der Union vom Jahre 519 war am byzantinischen Hofe eine mächtige monophysitische Partei, deren Tendenzen im Gegensatz zu ihrem orthodoxen Gemahl die Kaiserin zu den ihrigen machte. Sie hatte mit Vigilius, der im Gefolge Agapets nach Konstantinopel gekommen war, selbst verhandelt und die Ueberzeugung gewonnen, daß er sich ihren Absichten wohl dienstbar erweisen würde. So hatte sie alles getan, um ihn, den schon

Papsttum dieser Zeit eine der verhängnisvollsten Heimsuchungen. Noch einmal erinnert uns das alles an die kirchengeschichtliche Bedeutung der starken Regierung Theoderichs.

Während der Kampf um Rom unentschieden stand, verleitete das Eintreffen eines byzantinischen Entsatzheeres in Ostia Wittiges, ohne daß eine dringende Notwendigkeit vorhanden gewesen wäre, zu Friedensunterhandlungen. Prokop hat in seiner umfangreichen Geschichte des Gotenkrieges diese Verhandlungen genau beschrieben. Eine charakteristische Stelle (II 6) setze ich hierher. Die gotischen Gesandten rufen Belisar nachzuweisen, daß ihnen der Kaiser mit dem Krieg unrecht tue. Sie weisen darauf hin, daß Theoderich ja auf Wunsch des Kaisers Zeno Italien er-

obert habe. Und dann fahren sie fort: „So haben wir die Herrschaft über Italien bekommen und haben die Gesetze und staatlichen Einrichtungen gerade so erhalten und gepflegt wie



Abb. 84 · Der letzte Wandalenkönig Gelimer. Nach einer Silbermünze

nur irgend ein Kaiser; weder von Theoderich noch von einem seiner Nachfolger ist ein einziges neues Gesetz vorhanden, weder ein geschriebenes noch ein ungeschriebenes. Was ferner die Verehrung Gottes und den christlichen Glauben anbetrifft, so haben wir mit peinlicher Sorgfalt die Interessen der Römer wahrgenommen, so daß von den Italikern bis auf den heutigen Tag nicht ein einziger, freiwillig oder gezwungen, seinen Glauben geändert hat; und die Goten, die übergetreten sind, hat man ganz unbeheiligt gelassen. Die Heiligtümer der Römer haben wir sogar in höchsten Ehren gehalten; denn nie ist irgend wem, der dort ein Asyl suchte, auch nur ein Haar gefräumt worden. Ihre Staatsämter haben die Römer ebenfalls ganz für sich behalten; kein Gote hat je eins bekleidet.“ Also sei der Krieg gegen sie ungerecht und der Friede billig. Es wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, um Gesandte an den Kaiser zu schicken. Diesen Waffenstillstand wußte nun Belisar zur Verstärkung seiner Position mit der größten Klugheit auszunützen, während die Goten durch denselben nur Nachteile erlitten, die sie nicht wieder gutmachen konnten. Als sie das endlich einsahen, hatte sich auch im Norden viel zu ihren Ungunsten verändert. Eine kleine byzantinische Armee hatte Antona genommen und Rimini besetzt, das von Ravenna nur mehr 50 Kilometer entfernt war. Um nun ihre Residenz und Oberitalien zu retten, waren die Goten gezwungen, im März 538 die Belagerung Roms aufzugeben. Jetzt war Rom für sie verloren. Ebenso war Dalmatien und Ligurien den Byzantinern zugefallen. Die Diplomatie vor allem und die Strategie der Byzantiner hatten die gotische Übermacht glänzend geschlagen.

Nun drang Belisar die Via Flaminia entlang unaufhaltsam nach Norden vor. In den Marken vereinigte er sich mit einem

byzantinischen Hilfsheer unter Narses. So schlimm die Lage der Goten jetzt werden konnte, so unerwartet schnell hat sie sich gebessert. Die persönlichen Gegensätze der beiden byzantinischen Feldherren zerstörten die Einheitlichkeit der Kriegsführung. Und fränkischer Hilfe verdankten die Goten die Wiedergewinnung von Ligurien und Mailand, das abgesunken war. Schnell hat freilich der Kaiser den begangenen Fehler durch Abberufung des Narses korrigiert. Belisar aber rückte im Herbst 539 gegen Ravenna vor und schloß Witiges, der vergeblich auf die Hilfe der Franken und der Langobarden gerechnet hatte, ein. Man konnte glauben, daß das Ende des Ostgotenreiches gekommen sei.

Es erinnert noch einmal an die großzügige Politik Theoderichs, wenn Witiges jetzt den klugen Zug tat, sich mit dem mächtigsten Feind des Kaisers, dem Perserkönig Chosroes, in Verbindung zu setzen, dessen passives Verhalten allein Justinian seine westliche Eroberungspolitik ermöglicht hatte. Chosroes ließ sich eine so günstige Gelegenheit nicht entgehen und begann den Krieg. Selbst Justinian war es nicht möglich, einen Kampf nach zwei Fronten zu führen. Und so mußte er sich zum Frieden mit den Goten verstehen. Er war für diese immerhin hart genug. Denn es sollte ihnen nur das Land nördlich vom Po verbleiben! Allein Belisar wollte auch davon nichts wissen. Er erkannte den Friedensvertrag nicht an!

Und nun geschah etwas völlig Unerwartetes. Nur wenn wir uns den Unmut der Goten über Witiges vergegenwärtigen, der trotz der gewaltigen numerischen Überlegenheit seiner Armee und trotz der Tapferkeit seiner Soldaten ein Stück des italienischen Reiches nach dem andern verloren hatte; und wenn wir auf der anderen Seite den Eindruck der kriegerischen Erfolge des kaiserlichen Generals auf die Goten erwägen, der mit wenigen Mitteln so Großartiges geleistet und sogar eine selbständige Politik Justinian gegenüber wagte: nur dann können wir



Abb. 85 · Totila (= Baduila). Nach einer Kupfermünze

den phantastischen Plan verstehen, durch welchen die Goten alles Verlorene wieder zu gewinnen hofften. Diesem Belisar, der sie beinahe völlig vernichtet, boten sie die italienische Königskrone an! Er sollte sich, wie es einst der siegreiche Theoderich getan, an ihre und Italens Spitze stellen. Wir sehen, eigentlich nationale Interessen spielten hier gar keine Rolle mehr; die Not des Augenblickes beherrschte völlig das Denken dieser nur um Eigentum und Selbständigkeit bangen Barbaren. Belisar tat ihnen, wie man es Kindern tut, ihren Willen. Er zog in Ravenna ein (Anfang des Jahres 540), ließ sich von den gotischen Führern huldigen und dann — vom Kaiser abberufen. Mit sich nach Byzanz nahm er, ähnlich war es vor sechs Jahren vom selben Belisar mit dem letzten Wandalenkönig Gelimer geschehen, Witiges und dessen Gemahlin Mataswintha samt einem Teile des kostbaren gotischen Königsschatzes, ferner die Thüringer Amalaberga und Amalafrid und die gotischen Großen, die ihm gehuldigt hatten. Der letzteren Kraft und Intelligenz mußte dem Kaiser gegen die Perser dienen, während der ersten Adel den Glanz des byzantinischen Hofes erhöhen sollte.

Die gotische Königsfamilie war in Byzanz, Ravenna war kaiserlich, und die Macht der Goten war gebrochen — innerhalb einer Zeit von fünf Jahren! Damit war die erste Epoche des Kampfes der Ostgoten um ihre Existenz unerwartet schnell abgeschlossen.

Verona und andere feste Plätze nördlich des Po befanden sich noch in ihren Händen. Im Augenblick freilich war die Gefahr nicht groß, da sie fast aufgehört hatten, sich als Nation zu fühlen und die einzelnen Führer ihre Sonderinteressen auf Kosten der Allgemeinheit verfolgten. Erst König Totila oder Badwila, ein Vetter des ermordeten Königs Hildebad, hat seit Ende 541 und bis zu seinem Heldentod im Jahre 552 die nationale Sache wieder im Sinne und Geiste Theoderichs vertreten. Seinem weiten politischen Blick, seiner Führer-Tapferkeit und seinem vorzüglichen strategischen Können gelang es in kürzester Frist, das flache Land mit seinen Kräften und Schäßen bis hinab nach Unteritalien zurückzugewinnen. Die wichtigste Aufgabe, Geldmittel und Truppen sich zu schaffen, hat er in staunenswerter Weise dadurch gelöst, daß er sich die sozial und wirtschaftlich schwächeren Kreise der Bevölkerung, besonders die Massen der Sklaven und Kolonien sicherte. Diese entzogen sich gerne dem Druck ihrer kaiserlich gesinnten Herrschaften. Er aber gewann an ihnen Soldaten sowie regelmäßige Staatssteuern und Pachtzinsen, während die Byzantiner um beides gebracht und aufs schwerste geschädigt waren. Dann schuf er sich, während er Neapel belagerte, mit unglaublicher Schnelligkeit eine Flotte, die alsbald die byzantinischen Transportschiffe vernichtete. Schon nach anderthalb Jahren (Frühjahr 543) fiel Neapel und das reiche Süditalien in seine Hände.

Jim Dezember 546 war auch Rom in Totilas Besitz, obwohl der vom Kaiser wiederum (seit 544) mit der Kriegsführung betraute Belisar die größten Anstrengungen gemacht hat, die Hauptstadt zu entsecken. Auch diese Belagerung hat unendlich viel neue Leiden, unglaublich



Abb. 86 · Totila (= Baduila). Nach einer Kupfermünze

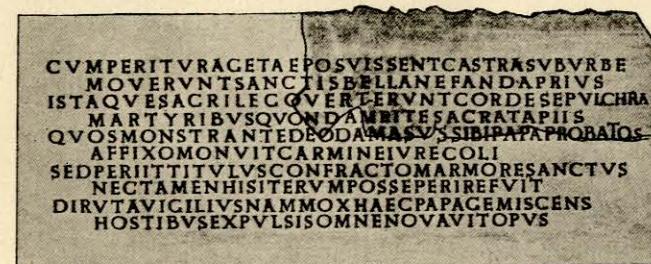


Abb. 87 · Katakombeninschrift des Papstes Vigilius mit Erwähnung der Goten

Die zweite und letzte umfaßte die Jahre von 540–555. Immer noch bildeten die Goten trotz allem eine stete Gefahr für die byzantinische Provinz Italien. Denn Pavia,

liche Hungersnot und verheerende Seuchen über das fast ausgestorbene und verödete Rom gebracht. Totilas erster Gang war hinaus nach St. Peter, um am Grabe des Apostels Gott für den Sieg zu danken. An der Pforte der Basilika erwartete ihn an Stelle des verbannten Papstes Vigilius der aus vornehmster römischer Familie stammende Diacon Pelagius und flehte ihn um Erbarmen für die Stadt an. Der Menschen hat Totila sofort geschont. Die Stadt selbst aber, die so vielen seines Volkes das Leben gefestet, drohte er im ersten Grolle dem Erdboden gleich zu machen. Das geschah nun freilich nicht. Die Stadt ist in der Hauptsache, namentlich gilt das von ihren herrlichen Bauwerken, verschont geblieben. Wie recht hatte doch der heilige Benedikt prophezeit! „Rom wird nicht von den Barbaren zerstört werden; sondern von Wettern und Blitzen, von Wirbelwinden und Erdbeben gepeinigt, wird die Stadt in sich selbst vermodern!“²¹

Freilich, viele Häuser sind damals bei der Plünderung

doch in Flammen aufgegangen und auch einzelne Teile der Stadtmauern hat Totila niedergereißen lassen. Und wir hören, daß die Goten, wenn sie auch die großen Kirchen in- und außerhalb der Stadt unberührt ließen, doch in der Hoffnung, Beute zu finden, in den Katakomben manchen Schaden angerichtet haben, der später vom Papst Vigilius unter Hinweis auf die gotischen Zerstörungen wieder ausgebessert wurde. Aber sonst geschah der Stadt nichts. Ihre Einwohner — es mochten vielleicht noch einige Tausend gewesen sein — hat Totila vor seinen Soldaten beschützt. Aber sie mußten Rom verlassen und in die Campagna hinausziehen. Rom, die Hauptstadt der Welt, menschenleer und verlassen! Und die vornehmsten Römer verarmt und vereidendet! „So weit war es mit den Römern, insbesondere den Senatoren gekommen, erzählt Prokop, daß sie in Sklaven- und Bauernkleidern einhergingen und bei den Soldaten um Brot oder sonst etwas zum Essen bettelten, um nur ihr Leben zu

fristen; so auch des Symmachus Tochter Rusticana, einst des Boethius Gemahlin, die ihr ganzes Vermögen unter die Dürftigen als Almosen verteilt hatte. Sie gingen von Haus zu Haus und flopsten an jede Tür, denn jegliche Scheu und Scham war ihnen abhanden gekommen. Und die Goten hätten Rusticana gar zu gern umgebracht; sie behaupteten nämlich, diese habe durch reiche Geldgeschenke an die Führer des römischen Heeres die Zerstörung der Bildsäulen Theoderichs veranlaßt, um für den Tod ihres Vaters Symmachus und ihres Gatten Boethius Rache zu nehmen. Totila aber duldet nicht, daß ihr irgendein Leid widerfuhr, und schützte auch alle anderen Frauen vor Vergewaltigung . . . Von dieser hochherzigen Mäßigung hatte Totila großen Ruhm.“

Als siegreicher Eroberer Roms versuchte Totila noch einmal, von Justinian die Anerkennung als König von Italien im Sinne der Herrschaft Theoderichs zu erlangen. Der Kaiser lehnte ab. Und er hatte sich nicht verrechnet. Denn wirklich gelang es Belisar im Frühling 547 mit leichter Mühe, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen. Aber wieder wurde er vom Kaiser abberufen. Im Winter 549 war Rom abermals in den Händen des Gotenkönigs. Jetzt freilich hat Totila ganz andere Ziele verfolgt als vor drei Jahren, da er das erste Mal in Besitz der Stadt gekommen war. Er wählte — denn Ravenna war noch immer kaiserlich — die ewige Stadt zu seiner Residenz, suchte sie wieder zu bevölkern und baulich in Stand zu setzen. Nochmals erbat er vom Kaiser Frieden und Anerkennung. Wieder kam eine bedingungslose Zurückweisung. Da betrachtete sich nun Totila als völlig souveränen Herrscher und prägte, wie das seit 536 schon Theodahad getan, Münzen mit seinem eigenen Bild. Und er hat, als ob man sich Jahre hindurch im tiefsten Frieden befunden hätte und dieser gesichert gewesen wäre, dem armen Volke Wettrennen und Spiele veranstaltet. „Die letzten Wettfahrten, welche die Römer sahen, gab ihnen zum Abschied ein Gotenkönig. Als die ärmlichen Reihen der Bürger und die wenigen Senatoren sich auf den altersgrauen Stufen des Cirkus niedergelassen hatten, werden sie vor dieser Versammlung



Abb. 88 · Totila (=Baduila). Nach einer Silbermünze

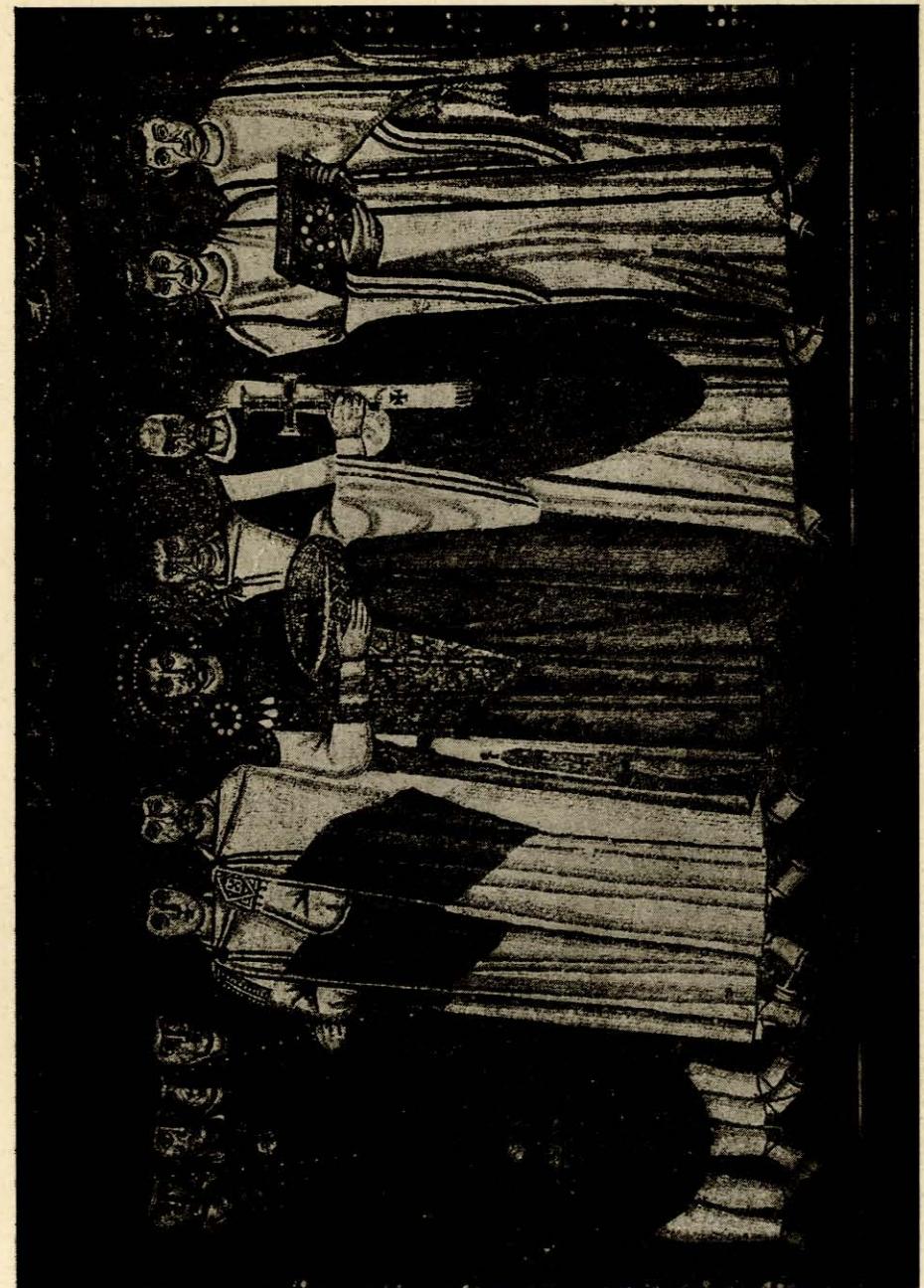


Abb. 89 · Justinian und sein Hof mit dem Erzbischof Maximian von Ravenna

von Schatten, vielleicht auch vor dem Spiele selbst, wie vor einem höhnenden Gespenste sich entsetzt haben.“ Totila aber hat wirklich in unermüdlicher, angespannter Tätigkeit ununterbrochene Fortschritte gemacht in der Zurückgewinnung byzantinisch gewordenen Gebietes.

Da, nachdem fast alles in Italien an die Barbaren zurückgefallen war, entschloß der Kaiser sich zu einer entschiedenen Aktion. Von Dalmatien aus sollte eine byzantinische Armee zu Land und über das Meer in Italien eindringen und mit einer von Afrika aus nach Unteritalien geworfenen



Abb. 90

Südarmee zusammen operieren. Die Nordarmee befahlte des Kaisers Neffe Germanus, der, vielleicht mit der Absicht einen Teil der Goten dadurch zu gewinnen, mit Matawintha, der Witwe des Witiges und Enkelin Theoderichs, vermählt worden war.

Diesen Plänen gegenüber hat Totila mit zwei gotischen Flotten und den verschiedenen Truppenkörpern unter kluger Voraussicht alle Abwehrmaßregeln getroffen. Aber als nun der Krieg zu Wasser und zu Lande im Süden und im Norden wirklich begann,



Abb. 91 · Justinian (mit Narses?) · Nach einem ravennatischen Diptychon

da errang, obwohl Germanus schon vor Ausbruch der Feindseligkeiten gestorben war, wiederum die überlegene Taktik der Byzantiner einen Erfolg über den anderen. Wiederum bat Totila zu bescheidenen Bedingungen um Frieden. Justinian wies jede Verhandlung schroff zurück. Vernichtet mußten die Goten werden, sollte Italien

kaiserlich sein. Unter dem Oberbefehl des Narses brach eine große Armee von Dalmatien auf (anfangs 552); Langobarden, Heruler und Gepiden kämpften in derselben gegen ihre germanischen Brüder, während die Franken den Goten auch noch Venetien entrissen hatten. Die kaiserliche Armee marschierte hart an der Küste entlang, alle

gotischen Festungen zur Rechten lassend, bis nach Ravenna, das als Operationsbasis gewählt wurde. Von da ging es wieder mit Umgehung der gotischen Festungen nach Süden, der gotischen Hauptmacht entgegen, die in der Nähe Roms stand. Totila, der durch einen solchen für ganz unmöglich gehaltenen Vormarsch völlig überrascht war, zog in aller Eile die verfügbaren Kräfte zusammen und trat dem diesmal numerisch weit überlegenen kaiserlichen Heer in den Apenninen entgegen. Bei Tadinae, in der Nähe von Perugia, erlitt er eine vernichtende Niederlage und verlor seine Armee vollständig (Frühjahr 552). Er selbst ist bald darauf, man weiß nicht recht wo und wann, gestorben. Damit war die Entscheidung eigentlich gefallen. „Was noch folgt, ist der Verzweiflungskampf eines sterbenden Volkes.“

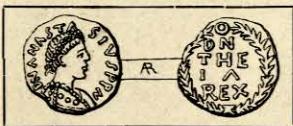


Abb. 92. Silbermünze des Teja mit dem Bild des verstorbenen Kaisers Anastasius

der Erzbischof Marcellian (545–556) in der neu erbauten Kirche von S. Vitale die Bilder des Kaisers Justinian und der Kaiserin Theodora in Mosaik verewigen, wie sie umgeben von ihrem Hofstaat ihre Dottingaben (einen goldenen mit Gemmen besetzten Patensteller und einen edelsteingeschmückten Kelch) darbringen. Noch früher, zu Beginn der vierziger Jahre schon, hat man in Ravenna Justinians Siege auf einer kunstvollen Elfenbeintafel verherrlicht!

Welch ein Wechsel und Wandel innerhalb eines kurzen Menschenalters! Da er noch gar nicht Kaiser war, hatte Justinian mit seiner Kirchenpolitik den ersten Schlag gegen Theoderichs Reich geführt. Jetzt war es völlig zerstört. Theoderich und seine Goten waren abgetan und die Kirche und Kunst von Ravenna huldigten dem neuen fernen Herrn.

Noch galt es allerdings, die Überreste des gotischen Volkes zu stellen und aufzurüben. Ein Teil der überlebenden Goten hatte in dem festen Pavia sich in Teja noch einmal einen König gegeben (Anfang des Jahres

In derselben Zeit, da das ostgotische Volk sich verblutete, ließ in der alten Residenzstadt Theoderichs

Welt herrlichsten Landschaft Italiens, des Vesuv und des Golfes von Neapel, wird der germanische Stamm, der den Römern am meisten gegeben, vernichtet in einer blutigen Schlacht von unvergleichlich tragischer Größe. Zwei Tage lang kämpften die Helden, allen voran mit heroischer Tapferkeit Teja selbst, ohne Nahrung und auch ohne Wasser einen blutigen Kampf. Prokop erzählt: „Früh am Morgen begann die Schlacht. Weithin kenntlich stand Teja mit wenigen Begleitern vor der Phalange, von seinem Schilde gedeckt und die Lanze schwingend. Wie die Römer ihn sahen, meinten sie, mit seinem Fall werde der Kampf sofort zu Ende sein, und deshalb gingen gerade die Tapfersten, sehr viele an der Zahl, geschlossen gegen ihn vor, indem sie alle mit den Speeren nach ihm stießen oder warfen. Er aber fing alle Speere mit dem Schild, der ihn deckte, auf und tötete viele in blitzschnellem Sprunge. Jedesmal, wenn sein Schild von aufgesangenen Speeren ganz voll war, reichte er ihm einem seiner Waffenträger und nahm einen anderen. So hatte er einen

553). Er hat versucht, nachdem er wiederum vergebens die Franken um Hilfe angegangen, die Reste des gotischen Volkes zum letzten Widerstand zu rüsten; nicht mit Totilas fluger Berechnung, sondern mit dem Zornesmut und der Verzweiflung dessen, der mit seinen geringen Kräften nichts Großes mehr unternehmen konnte. Den Fall Roms konnte er nicht aufhalten. Zum fünften Male war es innerhalb 16 Jahren mit Sturm genommen worden. Aber in der fast uneinnehmbaren Festung Cumae in Campanien, wo ein Teil des gotischen Königshauses sich befand, lag noch eine nicht unbedeutende gotische Streitmacht, die des Königs Bruder Aligern befehligte. Mit diesem wollte er sich vereinigen. Doch bevor er ihm hatte die Hand reichen können, trat ihm Narses südlich vom Vesuv entgegen. Teja hatte eine gute Stellung inne und konnte sich, solange ihn die gotische Flotte mit Proviant versorgte, halten. So lagen sich die Heere zwei Monate gegenüber. Da konnte sich Narses der gotischen Schiffe durch Verrat bemächtigen. Damit war das Schicksal von Tejas Truppen besiegt. Sie zogen sich südwärts in die Berge zurück zum letzten Verzweiflungskampf.“

Drittel des Tages unablässig gefochten. Da ereignete es sich, daß in seinem Schild zwölf Speere hafteten, so daß er ihn nicht mehr beliebig bewegen und die Angreifer nicht mehr damit zurückstoßen konnte. Laut rief er einen seiner Waffenträger herbei, ohne seine Stellung zu verlassen oder nur einen Finger breit zurückzuweichen. Keinen Augenblick ließ er die Feinde weiter vordringen; weder wandte er sich so, daß der Schild den Rücken deckte, noch bog er sich zur Seite, sondern wie mit dem Erdboden verwachsen stand er hinter dem Schild da, mit der Rechten Tod und Verderben gebend, mit der Linken die Feinde zurückstoßend — so rief er laut den Namen des Waffenträgers. Dieser trat mit dem Schild herzu, und er nahm ihn sofort statt des Speers beschwerten. In diesem Moment war nur einen kurzen Augenblick seine Brust entblößt: ein Speer traf ihn, und er sank sofort tot zu Boden. Einige Römer stießen seinen Kopf auf eine Stange und zeigten ihn beiden Heeren, den Römern, um sie noch mehr anzufeuern, den Goten, damit sie in Verzweiflung den Kampf aufzugeben. Die Goten aber taten das keineswegs, sondern kämpften bis zum Einbruch der Nacht, obwohl sie wußten, daß ihr König gesunken war. Als es dunkel geworden war, ließen die Gegner voneinander ab und brachten die Nacht unter den Waffen zu. Am folgenden Tage erhoben sie sich früh, nahmen dieselbe Aufstellung und kämpften wieder bis zur Nacht. Keiner wußt dem anderen auch nur um eines Fußes Breite, obgleich von beiden Seiten viele den Tod fanden, sondern erbittert setzten sie die furchtbare Blutarbeit fort, die Goten in dem vollen Bewußtsein, ihren letzten Kampf zu kämpfen, die Römer, weil sie sich von jenen nicht überwinden lassen wollten“. Am späten Abend dieses zweiten Tages verlangten die noch überlebenden Goten freien Abzug — zur Auswanderung. Aber noch während der Unterhandlungen war eine Schar von Tausend, die von einem solchen Frieden nichts wissen wollten, auf- und durchgebrochen. Es gelang ihnen durch ganz Italien zu kommen und Pavia zu erreichen. Den übrigen ward ihre Bitte gewährt unter der Bedingung, daß sie nicht mehr gegen den Kaiser kämpfen würden (553). Wir sind am Ende des ostgotischen Reiches, des ostgotischen Königtums und des ostgotischen Volkes. Freilich, einzelne Truppenkörper waren noch fast über ganz Italien zerstreut. Aber sie operierten auf eigene Faust und verfolgten die verschiedensten Ziele. Die einen wollten, wenn es nun einmal unabwendbar war, lieber unter Kaiserlicher Herrschaft leben als Italien den Barbaren ausliefern oder selbst unter die Barbaren gehen, die sie so schmählich im Stiche gelassen hatten; und so gingen sie zu den Kaiserlichen über. An ihrer Spitze stand Aligern, der Cumae, nachdem es Narses in langer Belagerung nicht hatte nehmen können, später freiwillig übergab. Andere zogen es in ihrer Verzweiflung vor, Italien doch den Rücken zu lehnen und in der Fremde Dienst und Unterkommen zu suchen. Jüngst ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß der Hauptstrom der auswandernden Goten sich über Aosta nach dem Genfersee hin ergossen haben dürfte. Sicher aber ist aus der Namengebung zu schließen, daß Reste von Goten sich nach Ladinien zurückgezogen haben. Das sind die Gebirgsgegenden südlich von Bruneck und östlich von Bozen, in deren Mitte der Rosengarten liegt, der als Reich Laurins ja auch in der Dietrichsage eine Rolle spielt. Wieder andere Gotenscharen waren optimistisch genug, im Vertrauen auf die Hilfe der Franken in Italien sogar weiteren Widerstand zu leisten. Die Franken selbst hielten sich allerdings flug zurück. Aber sie ließen es geschehen, daß ein starkes alamannisches Heer von ca. 75 000 Mann, in dem auch Franken mitkämpften, über die Alpen zog, um das Erbe Theoderichs, ihres ehemaligen Beschützers, anzutreten und ein „neues alamannisch-gotisches Königtum“ zu gründen. Freilich wollten hervorragende Goten von einem solchen Zusammengehen nichts wissen. Als die Alamannen nach einem Sieg über die kaiserlichen bei Parma an Cesena vorbei nach Süden zogen, stand Aligern auf der Stadtmauer und verspottete sie, wie Agathias erzählt, daß sie sich vergeblich anstrengten und nur das Nachsehen haben würden, während die Römer schon den ganzen Schatz und die Abzeichen der gotischen Königsherrschaft in Händen hätten; selbst wenn noch ein neuer Gotenkönig ernannt werden sollte, könnte er also nicht mehr die ehrenden Abzeichen seiner Würde führen, sondern müßte sich mit einem einfachen Soldatenkleid und dem

Aussehen eines gewöhnlichen Mannes begnügen. Trotz dieser ablehnenden Haltung der Goten selbst haben die Alamannen ihren Plan nicht aufgegeben. Es gelang ihnen, durch ganz Italien hindurchzuziehen hinab bis nach Reggio. Ueberall sengend und brennend, raubend und plündernd, haben sie das, was der Gotenkrieg nicht ganz vernichtet hatte, noch vollständig zerstört. Ihr Schicksal ereilte sie schnell. Durch Krankheit und das Schwert sind sie alsbald völlig ausgerieben worden (Herbst 554). Genügt haben sie den Goten nichts. Sie haben manche von diesen nur um eine letzte Hoffnung ärmer gemacht. Auch der Rest der gotischen Truppen (7000 Mann), der sich in einer süditalienischen Festung (Campsa) noch zu halten vermocht hatte, mußte sich im Winter des Jahres 555 Narses ergeben. Er wurde in die kaiserliche Armee aufgenommen und im Osten verwendet. Damit war der letzte gotische Widerstand von Bedeutung gebrochen. Wir hören wohl noch ab und zu von einzelnen Gotenscharen und gotischen Führern, die bald allein, bald im Bunde mit den Franken den Byzantinern Schwierigkeiten bereiten. In der Hauptsache jedoch waren jene Ostgoten, die noch in Italien verblieben und von den Eroberern verschont worden waren, friedliche Siedler, die in vereinzelten Gebieten zusammen lebten meist nördlich des Po bis hinauf an die Seen, aber auch in den Gegenden von Nocera in Umbrien und Castel Trosino in den Marken. Groß kann ihre Zahl nicht gewesen sein. Sie haben sich zum Teil das Bewußtsein ihrer nationalen Eigenart und gotisches Sonderrecht nördlich des Po mindestens bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts bewahrt.²²

Untergangen bzw. in andere Völker aufgegangen und so verschwunden sind die Ostgoten alle, ob sie im kaiserlichen Heer dienten oder zu den germanischen Brudervölkern zogen oder in Italien verblieben. Sie haben die römische Bevölkerung während der zwei Generationen, die sie in Italien herrschten, nicht vermehrt und nicht verändert. Und noch viel weniger geschah das später. Wenn auch später eine Blutmischung stattgefunden haben mag — in früherer Zeit erscheint das fast ausgeschlossen —, so sind die Goten doch jedenfalls von der numerischen Überzahl der römischen Italiener

vollständig aufgesogen worden. Auch die Ostgoten haben wie zwanzig Jahre vorher die Wandalen aufgehört als Volk zu existieren. So hat die Völkerwanderung nicht bloß furchtbare Massen von Menschen verschlungen, sondern ganze Völker vernichtet. Alle Ostgermanen: Goten, Wandalen, Burgunder, Gepiden, Skiren, Rugier und Heruler gingen für das Deutschtum verloren. Soweit sie nicht vernichtet worden waren, wurden sie durch die höhere Kultur und die numerische Überlegenheit der Römer romanisiert. Das gilt namentlich von Italien und Spanien. Teilweise ist ja das gleiche auch zu sagen von den Westgermanen, soweit sie mit den Römern in Berührung gekommen sind. Denn auch in Gallien ist der Kern der römischen Bevölkerung nicht wesentlich verändert worden, sondern hat vielmehr seinerseits die fränkischen Eindringlinge in seinen eigensten Lebenskreis aufzunehmen vermocht. Nur an der alleräußersten Peripherie des Imperiums, am Rhein und an der Donau, ist es den Germanen gelungen, ihr Wesen zu bewahren. In den übrigen Ländern des alten Westreiches aber entstanden die romanischen Sprachen, Kulturen und Nationen. Für die weitere Entwicklung des Germanentums gingen auch diese romanisierten Germanen verloren. Es ist also den germanischen Eroberern durchaus nicht gelungen, die römische Welt zu germanisieren. Was von den Ostgoten, dem begabtesten und bildungsfähigsten der germanischen Stämme, der in die intensivste Berührung mit dem Römertum in dessen Mutterland gekommen ist, im kleinen gilt, gilt auch von den Germanen im großen und ganzen. Auch nach der Seite hin, daß das Schlussergebnis ihrer Wanderungen einen außerordentlich großen Verlust für das Germanentum bedeutet sowohl was die Zahl als die Größe der besetzten Länder anlangt. Trotzdem hat die germanische Völkerwanderung das Abendland vollständig verändert in seiner inneren Struktur wie in seinem äußeren Aufbau. Die Ostgermanen hatten die ersten Anstürme auf den, wie es schien, ewigen Bau des Imperiums zu machen. Sie haben seine Mauern und den größten Widerstand seiner Bewohner gebrochen. Aber sie sind dabei selbst zugrunde gegangen. Ein gewaltiges Opfer! Aber

es war nicht umsonst. Denn nur diesem verzehrenden Sterben hatten es die westgermanischen Franken zu verdanken, daß sie an Stelle des zerschlagenen Westreichs einen völligen Neubau aufführen konnten. Das byzantinische Ostreich ist freilich durch die germanische Völkerwanderung nur äußerlich berührt worden. Eine Bedeutung für die Gesamtkultur des Ostens und ihre Weiterentwicklung haben die Germanen nicht erlangt. Hier hat erst die arabische und slavische Völkerwanderung größere Veränderungen herbeizuführen vermocht.

Wie Afrika unterstand jetzt auch Italien wieder direkt und unmittelbar dem Kaiser. Ravenna wurde Sitz des kaiserlichen Statthalters oder Exarchen. In Theoderichs Königspalast schlug er seine Residenz auf. Was außer diesem Schloß und Theoderichs Grabmal noch kurze Zeit hindurch an das ehemals so reich pul-

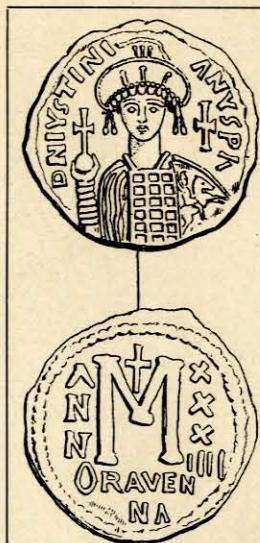


Abb. 93. Kupfermünze Justinians, geprägt 560 zu Ravenna

sierende gotische Leben in Ravenna erinnerte, waren die gotischen Kirchen. Sie haben, obwohl Ravenna seit dem Jahre 540 byzantinisch war, noch bis in die Mitte der fünfzig Jahre bestanden. Eine in Ravenna ausgesetzte Papyrusurkunde vom Jahre 551 berichtet uns: Die Kleriker der gotischen

Kirche St. Anastasia haben von einem Petrus Defensor auf die Bürgschaft des Diacon Alamoth 120 Solidi geliehen erhalten. Zu deren Tilgung treten sie ihm acht Uncien Marschland im Wert von 180 Solidi ab und nehmen den Überschuß von 60 Solidi bar entgegen. Unterzeichnet ist die Urkunde von einem Papa Ustahari, zwei Presbytern Vitalian und Optarit, einem Diacon Sunjafrithas, einem Subdiacon Petrus, drei Klerikern Viliarit, Paulus und Theudila, zwei Schriftgelehrten (bolareis) Merila und Wiljarith u. s. w. Die Gotenkirche hat also noch einen zahlreichen Klerus und Grundbesitz. Aber schon einige Jahre später hat Justinian das gesamte immobile und mobile Vermögen dieser Gotteshäuser in der Stadt und Umgebung dem Erzbischof Agnellus (556 bis 569) übergeben. Und dieser hat pflichtgemäß dafür gesorgt, daß diese häretischen Kirchen für den katholischen



Abb. 94. Mosaikbild Justinians in der ehemaligen Hofkirche Theoderichs



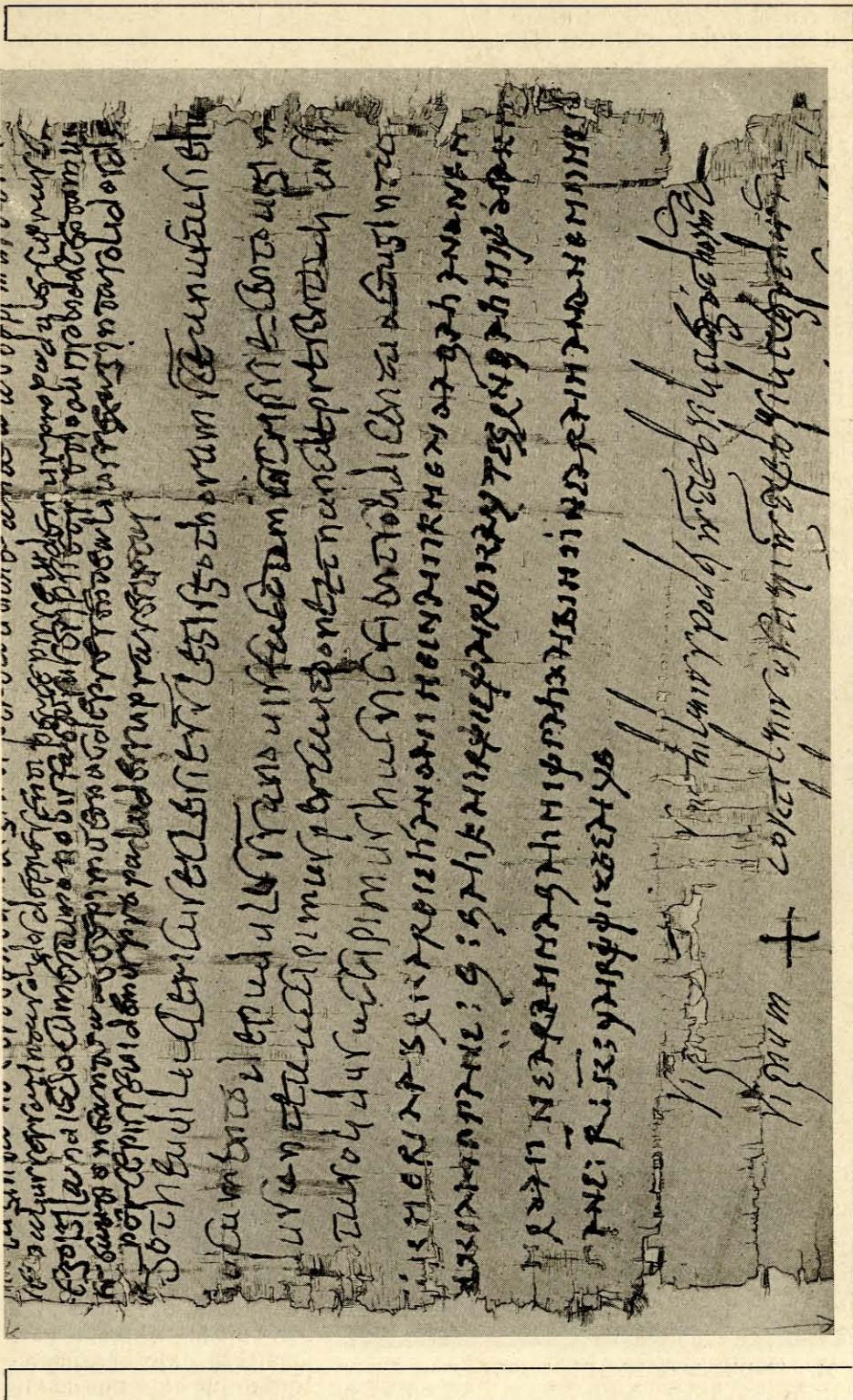


Abb. 95. Unterschriften gotischer Kleriker aus einer ravennatischen Papyrusrufunde vom Jahre 551



Abb. 96. Kloster Vivarium. Federzeichnung des 8. Jahrhunderts

Gottesdienst reconciliert wurden. Dabei glaubte er aber, wie wir schon gesehen haben, soweit gehen zu müssen, daß er alles, was irgendwie selbst in den herrlichsten Mosaiken der Hoffkirche Theoderichs an die andersgläubigen Barbaren erinnerte, mit rauhen Händen zerstören ließ. Dagegen hat auch er

das Brustbild Justinians in der gotischen Hofkirche anbringen lassen. Aehnlich wird der Wandel anderwärts gewesen sein. So ist denn wohl sehr bald, einige Plätze ausgenommen, wo die Goten zusammen wohnten, alles Gotische aus dem öffentlichen Leben Italiens verschwunden.

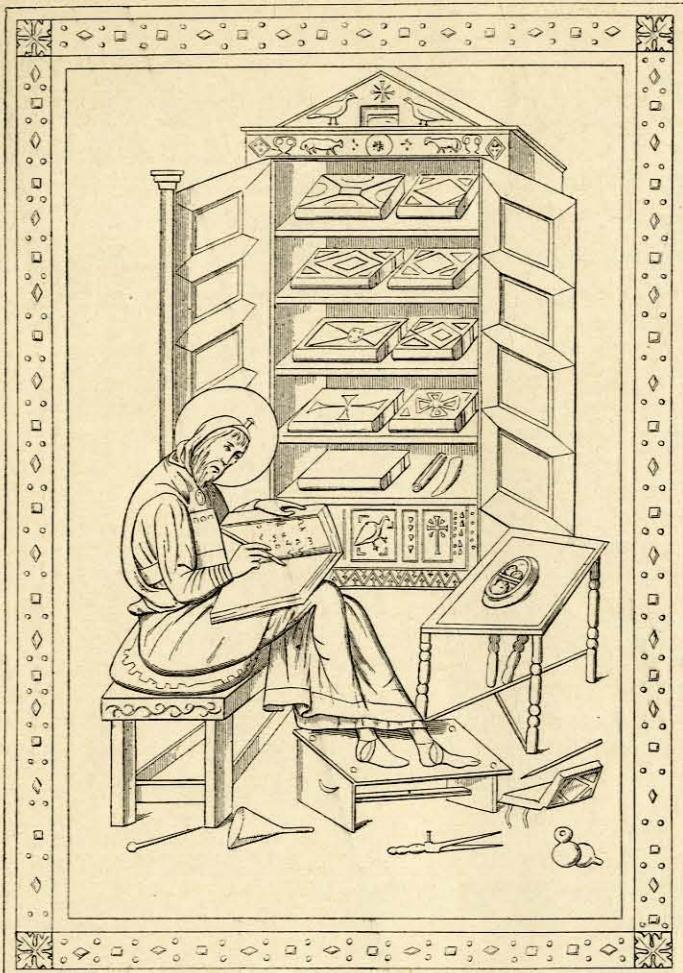


Abb. 97 · Esdras in der Tracht eines Mönches aus Vivarium

Auch diejenigen Römer, welche die Arbeit ihres ganzen Lebens den Zielen Theoderichs und seiner Nachfolger gewidmet hatten, hatten sich noch vor dem völligen Zusammenbruch des Reiches aus der Öffentlichkeit zurückziehen müssen. Typisch ist auch in dieser Beziehung Cassiodor. Was sollten die gotentreuen vornehmen Römer tun, nachdem die ganze gotische Königsfamilie und die meisten gotischen Großen im Jahre 540 von Belisar nach Byzanz gebracht worden waren, und man daran ging, die byzantinische Verwaltung einzurichten? Um in des Kaisers Dienste zu gehen, waren sie zu stolz und zu alt. So mussten sie sich ins Privatleben zurückziehen. Waren es aber Männer von der

ein treuer Diener gewesen, wohl ums Jahr 540 sich auf seine unteritalienischen Besitzungen in Bruttien zurückgezogen und in der Nähe von Squillace das Kloster Vivarium gegründet. Auch von dem Patricius Liberius erfahren wir, daß er ein Kloster in Campanien errichtet hat. **D**iese Männer waren damit nur einem Zug der Zeit gefolgt, der schon seit einem Menschenalter wirksam war. So hatte auch der heilige Benedikt, und andere hatten es vor ihm getan, die Welt verlassen (im Jahre 525) und sich in die Einsamkeit von Subiaco und Monte-cassino (im Jahre 529) begeben. Wie hat sich doch in diesem 6. Jahrhundert so vieles geändert! Des heiligen Severin getreue

ungebrochenen und arbeitsgewohnten Tatkraft eines Cassiodor, so konnten sie nicht untätig bleiben. Da hat ihnen denn die damals in weiten Kreisen Italiens verbreitete religiös-asketische Stimmung und die Einsicht in die Kulturmission der Kirche gerade in diesen Zeiten des Niederganges den Gedanken nahegelegt, den Rest ihrer Tage und ihr Vermögen dem kirchlich-religiösen und klösterlichen Leben zu weihen. So haben sie z. T. auf eigenem Grund und Boden Klöster gegründet und haben als Väter ihrer Brüderschar nun im engeren Kreise rastlos weitergewirkt je nach der Weite des Gesichtskreises und der individuellen Anlage für ihr Seelenheil und für die geistigen Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft. Cassiodor hat, nachdem er über ein Menschenalter hindurch vier gotischen Königen

Schüler bringen seinen Leichnam „nach Neapel und bergen ihn auf dem steil im Meere aufsteigenden Felsenhügel, wo die einstige Villa des Lucullus prangte, aus der sie ein Kloster machen. . . . Der Heilige und seine frommen Mönche als Erben der üppigen Herrlichkeit Luculls, das ist ein Bild . . . , das würdig hintritt neben die Besitznahme der Villa des Kaisers Nero am oberen Aonio durch den heiligen Benedikt und neben diejenige der antiken Thermen zu Luxovium durch S. Columban und seine Genossen. Solche Züge veranschaulichen greifbar den Wandel der Zeit.“

Und dabei haben diese stillen Männer gewirkt weit hinaus über ihr Land und über ihre Zeit! Dem heiligen Benedikt war es vergönnt, durch Ausarbeitung einer bis in die Einzelheiten wohldurchdachten milden und weisen Regel, ohne es zu ahnen — wie auch die Ausbreitung seiner Regel eine langsame und ganz allmähliche war —, das abendländische Mönchtum in neue gesegnete Bahnen zu lenken und so bei der einzigartigen Bedeutung der Benediktiner im nächsten halben Jahrtausend ein welthistorisches Werk zu verrichten. Auch dem weiteren Kreise seiner Zeitgenossen war er bekannt als heiligmäßiger Mann, den selbst König Totila aufsuchte. Dort oben auf dem herrlichen Berg über S. Germano hat er gewirkt bis in die Tage ungefähr, da Cassiodor den gleichen Weg ging und unabhängig von Benedikt, den er nicht ein einziges Mal nennt, sein Kloster einrichtete.

Dieser Entschluß des sechzigjährigen Mannes war für die Geschichte der Geistesfultur von großer Bedeutung. Denn er hat in seinem reichen, mit allen technischen Errungenschaften und geistigen Schätzen seiner Zeit ausgestatteten Kloster ein ganz besonderes Gewicht auf die wissenschaftliche Tätigkeit seiner Mönche gelegt. In der Regel des heiligen Benedikt war davon keine Rede. Betrachtung und körperliche Arbeit hieß es hier; Betrachtung und Studium war dort die Lösung. Zwar hatte auch schon der gelehrte Bischof Cäsiarius von Arles ein Menschenalter vorher den Mönchen sowohl wie den Nonnen in seinen Regeln das Abschreiben von Büchern zur Pflicht gemacht. Und es ist kein Zweifel, daß Südgalien mit der hohen Empfäng-

lichkeit seiner romanisierten Kelten für die Erhaltung der antiken Kultur ein außerordentlich hohes Verdienst hat. Aber wir wissen nicht, daß in dieser frühen Zeit ein anderes Kloster mit so umfassenden Mitteln und so plamäßig in dieser Richtung gearbeitet hätte wie das Cassiodors. Ihn darf man daher wohl als den Begründer der mittelalterlichen Klosterschule nach ihrer wissenschaftlichen Seite hin ansprechen. Schon als höchster Würdenträger des ostgotischen Reiches war er mit Papst Agapet in Verbindung getreten, um in Rom eine theologische Schule für Geistliche und Laien nach dem Vorbilde der alten, berühmten Schulen von Alexandrien und Nisibis zu begründen. Der ausbrechende Gotenkrieg hatte damals die Absicht vereitelt. Jetzt hater, indem er die Pflege der Studien zielbewußt und planmäßig in das Klosterleben aufnahm, sein Vivarium zu einer Schule der Gelehrsamkeit in den geistlichen und weltlichen Wissenschaften gemacht. Dabei ging er von dem Grundgedanken aus, daß die Askese auf dem richtigen Verständnis der heiligen Schrift aufgebaut werden müsse. Deshalb verlangte er zuerst ein wissenschaftliches Studium der heiligen Schriften. Dieses aber setzte wiederum die Kenntnis der profanen Wissenschaften, der artes liberales, voraus. Deshalb mußte auch ihr Studium betrieben werden. Um aber beides zu ermöglichen, war eine umfangreiche und gute Bibliothek vonnöten. So hat er mit seinem Reichtum und seinen Verbindungen aus aller Herren Länder Handschriften von christlichen und heidnischen, theologischen und profanen Autoren gesammelt, so daß seine Büchersammlung wohl die im Abendland bekannte Literatur des 6. Jahrhunderts repräsentieren kann. A. Franz hat in seinem trefflichen Buch über „M. Aurelius Cassiodorus Senator“ (Breslau 1872) auf Seite 80—92 (!) den Katalog dieser Klosterbibliothek zusammengestellt, deren Reichtum und Vielseitigkeit wir bewundern müssen. Mit dem Sammeln aber ging zugleich Hand in Hand die Sorge um gute Abschriften der Bücher. Mit drängendem Eifer hat Cassiodor, wie es Symmachus und sein Kreis draußen in der Welt getan, Auftrag und Anleitung erteilt zum Abschreiben der Handschriften. Nie war es in der Tat notwendiger gewesen als in seinen Tagen, wo

in den schrecklichen Kriegszeiten das Interesse für die Literatur erstarb, viele Bibliotheken zugrunde gingen und die Gefahr unerheblicher Verluste gegeben war. Dass er hier selbst sammelte und konservierte und für andere vorbildlich tätig wurde, war ein Verdienst, das ihm nie vergessen werden wird. Im Zentrum der Bibliothek wie des Studiums stand ihm, wie angedeutet, die heilige Schrift. Auch nach der tertiärgeschichtlichen Seite hin hat er sich um dieselbe bemüht. Freilich bahnbrechend war er auch in dieser Beziehung nicht. Er hat sich auf das Beispiel und die Arbeiten anderer, namentlich des schon genannten etwas älteren Abtes Eugippius von Lucullanum gestützt, von dem er seinen Evangelientext hat.²³ Reste der Cassiodorschen Bibelarbeit sind uns noch erhalten in dem aus England stammenden Codex Amiatinus, dessen Archetyp eine Kopie des Cassiodortextes war. Ein seltes Glück hat uns sogar eine Originalbibel aufbewahrt aus den Jahren 545—547, in denen Totila und Belisar in Unteritalien ihre Kräfte maßen. Es ist der Codex Fuldensis, der kostbarste Schatz der Bibliothek von Fulda, in dem wir das Neue Testament des gelehrt Bischofs Victor von Capua besitzen, dessen Text er eigenhändig mit Angabe der Tage, an denen es geschah, durchkorrigiert hat. An diesem Bestreben seiner Zeit nach einem besseren Bibeltext hat auch der ehemalige Minister Theoderichs mitgearbeitet.

In einem Alter, wo andere Menschen sich zur Ruhe setzen, hat er mit jugendlicher Spannkraft seine weitausgewandte, nicht hoch genug anzuschlagende wissenschaftliche und klösterliche Organisation geleitet. Durch Abschluss von Handbüchern, welche methodisch in die heiligen und profanen Wissenschaften einführen sollten, hat er auch dafür gesorgt, dass seine Ideen nicht mit ihm untergingen. Auch hat er bis ins einzelne gehende, genaue praktische Anweisungen gegeben für die möglichste Korrektheit der Buchabschriften in bezug auf Orthographie und diplomatische Treue. Ein gleichgesinnter Freundeskreis, aus dem uns Epiphanius, Mutianus und Bellator bekannt sind, hat seine wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützt durch Übersetzungen von griechischen Vätern und Schriftstellern wie auch durch eigene exegetische Arbeiten,

wozu er selbst das Beispiel gegeben durch Abschluss eines Psalmen-Kommentars und einer Paraphrase zu den Apostelbriefen, der Apostelgeschichte und der Apocalypse. Mit Hilfe der von Epiphanius gefertigten Übersetzungen dreier griechischer Kirchenhistoriker hat er eine Kirchengeschichte ausgearbeitet, die, obwohl sie viel zu wünschen übrig ließ, im Mittelalter als Hand- und Lehrbuch viel benutzt wurde. Seine eigenen literarischen Arbeiten stehen alle, und dürfen nur so gewürdigt werden, im Dienste seiner großen Idee, das Alte — die heiligen Schriften im Mittelpunkt — verstecken zu lehren, zu konservieren und zu tradieren für die kommenden Zeiten. Das war die Aufgabe, welche diese durchaus praktisch veranlagte Natur mit ihrem außerordentlich vielseitigen enzyklopädischen Wissen und dem Weitblick des erfahrenen Staatsmannes, der wusste, was not tat, sich gestellt hatte. Wenn die Klöster des frühen Mittelalters ihre Pforten auch den gelehrten Studien öffneten und die antike Literatur hinaübertraten in eine neue Zeit, so ist das zum größten Teil Cassiodors unsterbliches Verdienst. Im frühen Mittelalter, besonders von Männern, die ähnliche Ziele verfolgten wie er, wurde Cassiodor auch ganz außerordentlich hoch geschätzt. So drüber im westgotischen Spanien von Isidor, dem Erzbischof von Sevilla, der am Beginn des 7. Jahrhunderts die Schätze antiken Wissens sammelte für die neue germanisch-romantische Welt. Dann fern im englischen Norden von dem universalen Schriftsteller und Lehrer Beda Venerabilis. Und im Frankenreich von dem größten unter den Gelehrten Karls des Großen, Alkuin, der die von Beda zusammengefasste wissenschaftliche Bildung des beginnenden 8. Jahrhunderts auf den Kontinent übertragen hat. Wir Späteren vermögen wohl noch klarer in Cassiodors Unternehmen eine kulturgeistliche Groftat zu erkennen.

So hat dieser gotentreue Römer im Schoße der Kirche mit banger Sorge allerdings, aber mit der unter Theoderich geübten Tatkraft den kommenden Zeiten entgegengesehen. Bei den wenigen byzantinisch gesinteten vornehmen Römern, die nach Beendigung des Krieges überhaupt noch in Italien lebten, konnte ebensowenig von freudigen Gefühlen über den Untergang

der Barbarenherrschaft die Rede sein. Denn das Elend, in das Italien durch diese Befreiungskämpfe gestürzt wurde, war unbeschreiblich groß. Seine Einwohnerzahl ist in diesem furchterlichen zwanzigjährigen Kriege um Millionen vermindert worden. Seine größten Städte wurden leer von Menschen und voll von Ruinen. Das flache Land war auf weite Striche verödet. Rom war kaum mehr ein Schatten seiner Herrlichkeit unter Theoderich. Die „Einwohner Roms müssen damals auf ein winziges Häuflein zusammengeschmolzen sein, wenigstens im Vergleich zur Zahl der früheren Bürger und Vornehmen, die das Volk der Quiriten ausmachten, und der Sklaven, die ihnen dienten. Keine andere trübe Periode hat die Einwohner an Zahl und Wohlstand so heruntergebracht. Wie möchte sich der damalige Senatus Populusque Romanus in seiner Spärlichkeit und Verächtlichkeit zwischen den fortbestehenden Prachtbauten der einstigen Völkergebieterin vorkommen! Die Foren, die Thermen, die Portiken bewahrt, wenngleich verwahrlost, ihre gigantische Größe; aber sie waren jetzt von einem hungernden Volk bewohnt, unter dem unzählige Vornehme und Angesehene den Bettelstab trugen und welches Trost und Hoffnung, ja zum großen Teil auch die tägliche Nahrung nur noch bei den Diaconien, Basiliken und Klöstern fand.“

Und selbst um die Fortdauer dieses Zustandes musste man in blässer Sorge bangen. Wie lange würde sich diese Kaiserherrschaft in Italien halten können? Wirklich verflossen nach dem Untergang des ostgotischen Reiches kaum 15 Jahre und nach dem Tode des großen Restaurationskaisers Justinian, unter dem das antike römische Reichsbewusstsein noch ein letztes Malmächtig aufgeflammt war, nur drei Jahre, da brach aus Pannonien und Noricum auf demselben Wege, den Alarich und Theoderich gezogen waren, im Mai 568 der letzte der ostgermanischen Stämme, das von Gepiden, Sachsen, Slaven und anderen Nationen begleitete wilde Volk der Langobarden in Italien ein. Ihr König Alboin nahm Wohnung in Theoderichs Palästen in Verona und Pavia.

Freilich Ravenna blieb byzantinisch noch bis zum Jahre 751. Und Rom verdankte seine wiederholte Errettung vor

den erobernden Langobarden ausschließlich seinen Päpsten, welche alsbald die Schutzherrnen der ewigen Stadt und ihrer Umgebung wurden. Hier wie dort war man noch 200 Jahre lang kaiserlich. Aber die Selbständigkeit unter den Ostgoten war zu einer Sklaverei geworden unter der byzantinischen Verwaltung; man hatte die Freiheit unter den Barbaren vertauscht gegen eine Despotenherrschaft unter den Kaisern. Und man genoss noch dazu, da Byzanz durch die vielen inneren Wirren und die zahlreichen Kriege mit all seinen Kräften regelmäßig im Osten festgelegt war, nie mehr einen ähnlichen nachhaltigen, kräftigen Schutz, wie ihn die waffenfähigen, dem Reichsgedanken so ergebenen Ostgoten gewährt hatten. So blieb das arme Land gegenüber der Barbarei der Langobarden allein der Selbsthilfe seiner geschwächten, einer starfen Führung beraubten Einwohner überlassen. Denn an Stelle des einheitlichen Königreiches, das Theoderich geschaffen, trat das Bild einer vollkommenen Zersplitterung und Zerrissenheit. Italiens Geschichte wurde für alle Zukunft fast bis in unsere Gegenwart herein die Geschichte kleiner Einzelstaaten, die sich gegenseitig aufzureiben suchten und das Ziel der Politik auswärtiger Mächte waren.

Dieser Ausblick auf die kommende Entwicklung Italiens und das grenzenlose allgemeine Elend, das über die Halbinsel hereinbrach, lässt uns noch einmal mit einem Blick ermessen, welch eine Summe von entwicklungs- und bildungsfähigen guten Keimen mit der Zerstörung des ostgotischen Reiches vernichtet worden ist. Durch ein Menschenalter hindurch hatten diese Keime begonnen, sich unter der Sonne von Theoderichs Persönlichkeit zu entfalten. Aber dann kam von Osten her ein heftiger eisiger Wind und hat sie früh zerstört. Trotzdem, eines ist von dieser kurzen italienischen Ostgotenherrschaft von dauerndem Wert geblieben für die Menschheitsgeschichte! In den traurigen Zeiten nach dem Untergange des ostgotischen Reiches ist die Antike erstorben auf allen Gebieten, dem öffentlichen und privaten, dem wirtschaftlichen wie geistigen. In den letzten Stunden ihres Lebens sind die verständnisvollen Beschützer und begeisterten Förderer dieser alten römischen Kultur — die Ostgoten gewesen. Sie haben derselben noch unter der

Führung ihres größten Königs die Alabaster-gefäße schaffen helfen, in denen die kostbaren Überreste hinübergerettet wurden durch eine lange Grabsruhe in eine neue Zeit. Deshalb lebt dieser erste große, kulturell empfindende germanische König, ob auch alle seine Pläne sonst gescheitert

sind und sein Reich auch früh vernichtet worden ist, doch im unverblümten Glanze seiner hochsinnigen, idealen Persönlichkeit weiter in der Geschichte und Sage, solange es Deutsche gibt, und solange die Weltkultur sich aufbaut auf antik-classischer Grundlage! ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺



Anmerkungen ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

¹⁾ Zu S. 30. — Viel zu hoch gibt Carlo Cipolla die Zahl an mit 300000, wovon vielleicht 100000 kriegsfähige Mannschaften gewesen seien.

²⁾ Zu S. 30. — Nach der Übersetzung von M. Fertig (Landshuter Programm 1857/58), die auch anderen Zitaten zugrunde liegt. ☺ ☺ ☺

³⁾ Zu S. 33. — Jetzt ist die Lagune durch Unmassen von Geröll und Sand, welche die Alpen- und Apenninenflüsse im Laufe der Jahrhunderte angechwemmt haben, ausgefüllt und bildet einen von vielen Wasseradern durchzogenen großen Sumpf, der ein schrecklicher Malariaherd ist. Da, wo jetzt die Kirche S. Maria in Porto fuori steht, etwa 3½ km südöstlich von der Stadt, war der Handelshafen; in der Nähe von S. Apollinare in Classe, etwa 5 km südöstlich von der Stadt, der Kriegshafen. Noch in den Tagen Dantes befürte das Meer diese Plätze. Seine Bedeutung aber hat der Hafen schon früher, wohl mit der Zerstörung von Clasis durch Aistulf (751), verloren. Jetzt trennt die ehemalige Hafenstadt vom Meer eine Entfernung von einer Stunde. Ravenna selbst liegt etwa 10 km weit von der Adria zurück, mit der es seit 1737 wieder durch den Canale Corsini verbunden ist. ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

⁴⁾ Zu S. 43. — Verruca, das jetzige Dos Trento, ein noch gegenwärtig bestigter Felshügel gegenüber von Trient. ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

⁵⁾ Zu S. 56. — Sie hieß in Wirklichkeit Ariagne, wurde aber zur Unterscheidung von der gleichnamigen byzantinischen Kaiserin eben die Ostgotin genannt. ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

⁶⁾ Zu S. 64. — Die Veroneser meinten im Mittelalter, Theoderich habe diese Arena gebaut, und nannten sie deshalb „Haus Theoderichs“.

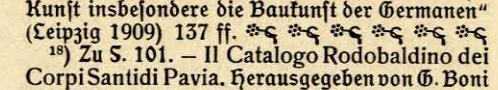
⁷⁾ Zu S. 65. — Dass die acht Marmorsäulen – zwei davon tragen das Monogramm Theoderichs in den Kapitellen – auf der jetzigen Piazza Vittorio Emanuele von dieser Basilika oder von der Kirche S. Andrea de Goti herrührten, sind ungewisse Vermutungen. ☺ ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

⁸⁾ Zu S. 65. — Vgl. A. Haupt, Die älteste Kunst, insbesondere die Baufunktion der Germanen von der Völkerwanderung bis zu Karl d. Gr. (Leipzig 1909) S. 146 ff. und A. Venturi, Storia dell'arte italiana II (1902) 159 ff. In der letzten Zeit wurden an dem Platz, wo einst der Palast Theoderichs stand, umfangreiche Ausgrabungen vorgenommen. Über deren Ergebnis konnte ich mich, da eine Bitte um Auskunft an den Leiter der Ausgrabungen unberücksichtigt blieb, nur aus einem Aufsatz von Dr. Eugen Lessing-Florenz in der Sonntagsbeilage zum Schwäbischen Merkur vom 19. Februar 1910 informieren, auf dem mich Herr Dr. Otto-Freiburg i. Br. gütigst aufmerksam machte. Da der Saal damals schon abgeschlossen war, muß ich mich auf eine kurze Mitteilung in diesen Anmerkungen beschränken. ☺ Das Ausgrabungsfeld ist eine Fläche von 2000 qm Gartenfeld, aus dem schon früher der Abb. 46 wiedergegebene Mosaikboden ausgegraben worden war. Das Feld ist begrenzt (vgl. S. 65) im Westen von dem „sogenannten Palast Theoderichs“ (Abb. 44) und S. Apollinare Nuovo (der Hoffkirche Theoderichs), im Norden

von S. Giovanni Evangelista (Votivkirche der Galla Placidia), im Osten von der Eisenbahn und im Süden von der Via Alberoni, die wahrscheinlich das Palastgebiets durchschneidet. Etwa 1200 qm sind schon freigelegt. Was von dem Palast noch übrig ist, ist nur der Grundriß, der zum großen Teil fertig und wohl erhalten darliegt. „Ein nach Westen offenes Rechteck bildend, dessen vierte Seite wohl noch unter dem Boden sein wird, liegen in langer Reihe die Wohnräume und Staatsgemächer vor uns hingebreitet . . . Fast alle Räume sind mit Marmormosaït belegt gewesen, und das Erhaltene ist zum Teil von hoher Schönheit, so ein großes Jagdstück, das Bruchstück einer mit viel Feinheit gezeichneten lebensgroßen Männergestalt in höfischem Gewand und, in den mannigfältigsten Linien und Verschlingungen, jene ornamentalen Figuren zur Einfassung oder Ausfüllung des Bodens, die das römische Mosaït in so reicher Fülle zu zeigen pflegt. Auch den Thronsaal glaubt Ricci (ich bemerke, daß er nicht der Leiter der Ausgrabungen ist!) schon nachweisen zu können, und die Stufen, die zum Königsstiege führten.“ Die größte Überraschung der Ausgrabungen bot der (oben S. 65 erwähnte) Speisesaal, das Triclinium. „An ein mittleres Viered von 6 qm schließt sich nördlich, östlich und westlich je eine Apsis von 6 m Tiefe, südlich ein zweites, gleich großes Quadrat an. . . Ein lateinisches Distichon fordert den Eintretenden auf, daß er nehme, was die Jahreszeit bietet, und die „frutti della stagione“, als da sind Früchte, Geflügel, Wild, Schlachtvieh, zeigt in prächtigen Farben und bunter Anordnung der Fußboden des Mittelviereds, das eben jene Inschrift trägt, die einzige, die bis jetzt gefunden wurde. Reste eines Lorbeerfranzes mit leuchtender Blume dort, wo die beiden Zweige sich berühren, mögen die Stelle andeuten, wo in der Mitte der nördlichen Seite des Tischlagers der Platz des Königs gedacht war.“ Mit diesen wenigen Mitteilungen müssen wir uns zufrieden geben, bis das Ergebnis der Ausgrabungen nach deren Vollendung veröffentlicht werden wird. ☺ ☺ ☺

⁹⁾ Zu S. 65. — Vgl. K. G. Stephani, der älteste deutsche Wohnbau I (1902) S. 205–221. ☺

¹⁰⁾ Zu S. 68. J. Kurth, Die Mosaiken der christlichen Ära. I. Teil. Die Wandmosaiken von Ravenna (Leipzig-Berlin. Deutsche Bibelgesellschaft 1901) S. 176 ff. schreibt hierzu: „Was die Theoderichfigur des Mittelpartals betrifft, so erkennen wir durch die Photographie nicht nur die Umrisse des thronenden, en face dargestellten Königs, sondern bei genauer Betrachtung in seinem Haupte auch die Augen, den Ansatz der Nase, den Schatten des Mundes, die untere Linie des Kinnes und können auch beinahe seinen Schnurrbart feststellen. Ein Vollbart scheint bei der Kinnlinie ausgeschlossen.“ Meine Augen haben von allem nichts mit Sicherheit erkennen können, weder an den mir zu Gesicht gekommenen Photographien noch am Original. Mein verehrter Freund Don Andrea De-Stefani, der hochgebildete Rektor dieser herrlichen Basilika, hat

mit meine Wahrnehmungen am Original noch einmal briefflich bestätigt, nachdem er mit Corrado Ricci daselbe wieder und wieder studiert. Und Herr Giuseppe Zampiga, „il mosaicista restauratore“, der mir das Titelbild machte, schrieb mir: „Nel fondo della tenda centrale in oro è musaico primitivo, e se si scorge un’ orma, non è altro che l’effetto di certe tessere mancante sopra l’oro“. 

¹⁷⁾ Zu S. 101. — Vgl. Albrecht Haupt-Hannover, Die ältere Gestalt des Grabmals Theoderichs zu Ravenna und die germanische Kunst (Zeitschrift für Geschichte der Architektur I [1907/8] 10 ff., 215 ff.) und desselben Buch: „Die älteste Kunst insbesondere die Baukunst der Germanen“ (Leipzig 1909) 137 ff.

¹⁸⁾ Zu S. 101. — Il Catalogo Rodobaldino dei Corpori Santidi Pavia, herausgegeben von G. Boni e R. Majocchi (Pavia 1910) p. 19.

¹⁹⁾ Zu S. 105. — F. Panzer, Deutsche Heldenage im Breisgau (Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission II. S. 7 [Heidelberg 1904]).

²⁰⁾ Zu S. 106. — Siehe Monumenta Germaniae historica. Scriptores rerum Merovingiarum Tomus II (1888) 200 sqq.

²¹⁾ Zu S. 116. — Gregor der Große. Dialoge II, 15.

²²⁾ Zu S. 122. — Vgl. H. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I² (1906) S. 65 und 396 Anm. 65. Diesen Hinweis verdanke ich der freundlichen Teilnahme des Herrn Kollegen Alfred Schulze-Freiburg i. Br.

²³⁾ Zu S. 128. — So J. Chapman, Notes on the early History of the Vulgate Gospels (Oxford 1908), dem in diesem Punkte H. von Soden (Theol. Lit. 31g. 1909, 258 ff.) zusimmt.

¹⁴⁾ Zu S. 90. — Nach der Uebersetzung von R. Scheven (Leipzig, Reclam) S. 105.

¹⁵⁾ Zu S. 92. — Die Ausdrücke, mit denen er in seinen „Tröstungen der Philosophie“ die Person des Herrschers belegt: „Ein König, der nichts begeht als das allgemeine Verderben“, grenzen an Majestätsbeleidigung.

¹⁶⁾ Zu S. 93. — Noch in den Tagen Karls d. Gr. waren nach Agnellus, dem Geschichtsschreiber der ravennatischen Kirche, die Gräber der beiden Opfer in Ravenna bekannt.

Zu den Abbildungen

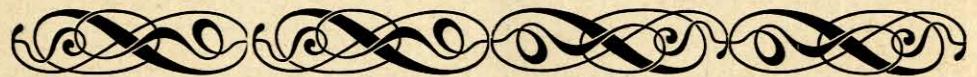


Abb. 1. Titelbild. Stirnseite von Theoderichs Palast in Ravenna. Mosaikbild von S. Apollinare Nuovo in Ravenna. — Verkleinerter Fünffarbenindruck nach einem in meinem Besitz befindlichen Aquarell, das von dem Ravennaten Mosaizisten Herrn Giuseppe Zampiga verfertigt wurde. Vgl. dazu Abb. 45 und den Text S. 65 f.

Abb. 2. Der Platz des Hippodrom im heutigen Konstantinopel mit dem ägyptischen Obelisken und der delphischen Schlangesäule. — Aus H. Barth, Konstantinopel (= Berühmte Kunstsäten Nr. 11), Leipzig, Seemann, 1901. S. 111, Abb. 54. Vgl. Abb. 5 und die Note dazu.

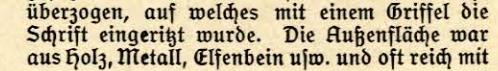
Abb. 3. Kaiser Leo auf einem Solidus. — Aus dem Auktionskataloge Konsul Weber-Hamburg der Firma Dr. Jakob Hirsh-München (1909) Nr. 2971 Tafel LVI. Büste mit Diadem und Prachtmantel, in der Rechten Volumen, in der Linken langes Kreuz. Ein sehr gutes Porträt. Die Legende lautet: D. N. Leo perpet. Aug. Auf der Rückseite der Kaiser auf dem Throne, mit dem Nimbus, in der erhobenen Rechten Volumen, in der Linken langes Kreuz. Legende: Victoria Auggg. Thosb. 

Abb. 4. Votivschild des Konsuls Aspar vom Jahre 434. — Im Museo archeologico in Florenz. Aus A. Venturi, Storia dell’ arte Italiana I

(1901) 499 Fig. 439. Dieser Silberschild ist einer jener Votivschilder, wie sie von Kaisern oder Konsuln an festlichen Tagen ihren Freunden geschenkt wurden. Flavius Ardaburius Aspar hat neben sich seinen kleinen Sohn Ardaburius und die Gestalten der Roma und Konstantinopolis, oben in zwei Medaillen die Bilder seiner Vorfahren, des älteren Ardaburius und des Goten Plinta.

Abb. 5. Der Kaiser inmitten seiner Familie und der Großen des Reiches bei den Spielen im Hippodrom. — Skulptur auf dem Piedestal des in der Mitte der Spina des Hippodroms von Theodosius I. d. Gr. aufgestellten ägyptischen Obelisen. Vgl. Abb. 2. — Aus H. Barth a. a. O. S. 116, Abb. 58.

Abb. 6. Wagenrennen im Zirkus. — Nach einem Diptychon des Konsuls Basilius vom Jahre 541 aus Konstantinopel. Im Nationalmuseum in Florenz. Aus A. Venturi I. c. 1379 Fig. 349. Diptychon sind zusammengesetzte Schreibtafeln, gebildet aus zwei Blättern oder zwei Tafeln, die durch ein Scharnier zusammengefügt waren. Die Innenseite war mit Wachs überzogen, auf welches mit einem Griffel die Schrift eingeritzt wurde. Die Außenfläche war aus Holz, Metall, Elfenbein usw. und oft reich mit

Reliefs geschmückt. Diese kostbaren Diptychen wurden gerne als Geschenke gegeben; so auch am Tage des Amtsantrittes der Konsulin ic. Solche Konsulardiptychen haben sich aus dem 5. und 6. Jahrhundert erhalten.

Abb. 7. Zirkus Spiele. — Nach einem Konsular-Diptychonfragment aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts. Im Cabinet des médailles zu Paris. — Aus A. Venturi I. c. I 378 Fig. 348.

Abb. 8. Tierkämpfe und Spiele im Zirkus. — Nach einem Diptychon des Konsuls Areobindus vom Jahre 506. Im musée d’Eremitage zu Petersburg. Aus Charles Diehl, Justinien et la Civilisation Byzantine au VI. siècle (Paris, Leroux 1901 = Monuments de l’art byzantin II). S. 453 Fig. 150.

Abb. 9. Plan von Konstantinopel im Mittelalter. — Aus Paulus Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Zweite Aufl. Bd. IV (1901) Beilage zu S. 1011.

Abb. 10. Die Theodosiusläue in Konstantinopel. — Errichtet im Jahre 386 nach dem Siege über die Greutungen (= Ostgoten). Die Säule wurde schon 1500 abgetragen. Das Bild ist gemacht nach einer von Ducange i. J. 1680 publizierten Zeichnung des Klosters Sanctae Genovae in Paris. Aus dem Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts VIII (1893) 243 Abb. 8.

Abb. 11. Die Arkadiusläue in Konstantinopel. — Errichtet i. J. 403; das Standbild des Arkadius wurde erst von Theodosius II. i. J. 421 auf die Säule gestellt. Ende des 17. Jahrh. wurde die schon stark beschädigte Säule abgetragen. Die Reliefs, welche den Schaft schmückten, sind bis auf den untersten Figurenstreifen verloren. Die Abbildung ist gefertigt nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1610. — Aus dem Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts VIII (1893) 232 Abb. 1.

Abb. 12 und 12a. Der aus 23 Stücken bestehende Goldschatz von Nagy-Szent-Miklós. — Erworben im Jahre 1799 vom f. t. Münz- und Antikenkabinett in Budapest. — Aus J. Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn III (1905) Tafel 288.

Abb. 13 und 13a. Boden- und Seitenansicht einer Taufschale aus dem Goldschatze von Nagy-Szent-Miklós. — Der Sinn der griechischen Inschrift ist: „Christus hat mit Wasser den Menschen erlöst, emporsendend (daraus) den neuen Heiligen Geist.“ — Aus J. Hampel I. c. Tafel 304 a und b.

Abb. 14. Kaiser Claudius nach einem Bronze-Medaillon. — Aus dem Auktionskataloge Konsul Weber-Hamburg der Firma Dr. Jakob Hirsh-München (1909) Nr. 2361, Tafel XL. Drapierte Büste mit Lorbeer. Die Legende dieses Prachtexemplars von großer Seltenheit lautet: Imp. C. Claudius P. F. Aug. Auf der Rückseite die drei Moneten stehend, jede mit Wage und Hüllhorn und Metallstücke zu führen.

Abb. 15. Vorder- und Rückseite eines Goldmedaillons des Kaisers Valens (364–78) aus dem Schatz von Szilág-Somlyó. — Der Schatz befindet sich im Museum in Budapest. — Aus J. Hampel I. c. Tafel 17.

Abb. 16. Goldmedaillon des Kaisers Gratian (375–383) aus dem Schatz von Szilág-Somlyó. — Aus J. Hampel I. c. Tafel 19 Nr. 2.

Abb. 17 und 18. Zwei Ansichten einer Schreibfibel aus dem Schatz von Szilág-Somlyó. — Die Fibel ist geschmückt mit Bergkristall und Granaten. — Aus J. Hampel I. c. Tafel 25.

Abb. 19. Votivschild des Kaisers Theodosius I. (379–395). — Der Kaiser sitzt auf dem Thron, ihm zur Linken Arkadius mit Zepter und Globus, dann ein Beamter; zur Rechten Honorius mit dem Globus allein. An den Seiten des Portifex die Palastwache mit Lanze und Schild. Zu Füßen die Erde, Cybele coronata. Der Schild, wohl ein Geschenk an eine edle spanische Familie, befindet sich jetzt in Madrid, Academia real. Aus A. Venturi I. c. S. 497 Fig. 438.

Abb. 20. Alarich und Radageis. — Zeichnung aus einem in dem Kloster S. Trinitatis Montis Oliveti bei Verona i. J. 1181 geschriebenen Kodex. Das Bild befindet sich auf der oberen Hälfte von Fol. 122; die untere Hälfte zeigt Theoderich und Odowakar, wie sie im Kampf gegeneinander anreiten (Vgl. Abb. 26). So hat man noch im 12. Jahrhundert in Veronas Nähe die vier großen Germanenführer im Bilde verewigt, als man Isidors Gotengeschichte schrieb. Jetzt befindet sich die Handschrift in der Vatikanischen Bibliothek (Vaticanus Palatinus lat. 927).

Abb. 21. Stilicho und seine Gemahlin Serena. Grabrelief in S. Ambrogio in Mailand. — Aus der Illustrierten Weltgeschichte von Widmann-Fischer-Selten (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft) II 123.

Abb. 22. Galla Placidia mit ihrem Sohne Valentian III. und Hætius. — Diptychon etwa vom Jahre 432 in der Kathedrale von Monza. Aus der Illustrierten Weltgeschichte von Widmann-Fischer-Selten II 128. Vgl. auch A. Venturi I. c. S. 359 Fig. 332 und S. 488.

Abb. 23. Rikimer mit Kaiser Anthemius auf der Rückseite eines Goldsolidus des Anthemius. — Vorderseite: Brustbild des Kaisers Anthemius (467–72) mit behelmtem Kopf, Lanze und Schild. Rückseite: In der Umschrift „Salus rei publicae“ stehen zwei Figuren mit Diademen, in Harrenschen und kurzen Mänteln und reichen sich die Hände. Zwischen ihren Köpfen steht „Pax“. Die Figur ohne Reichsapfel ist wohl Rikimer, die andere Anthemius. — Aus J. Friedländer, Münzen der Vandalen (Berlin 1849) Tafel II.

Abb. 24. Gleichzeitiges Bild der dem Theoderich zur Gattin angebotenen Prinzessin Juliana. — Nach dem Widmungsbild der ca. 530 in Konstantinopel verfertigten Prachthandschrift des Wiener Dioscurides. — Aus dem Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses 24 (1903) 106 f.

Abb. 25. Odowakar nach einer Kupfermünze. — Vorderseite: Bild mit Umschrift „Fl. Odovac“. Rückseite: Monogramm in Kranz und RV (= Ravenna). Nur auf minderwertige Kupfermünzen hat Odowakar an Stelle des Kaiserbildes seine Büste gesetzt. — Aus J. Friedländer a. a. O. Tafel II.

Abb. 26. Kampf zwischen Theoderich und Odowakar. — Nach einem in der Nähe von Verona 1181 geschriebenen Kodex. Vgl. die Bemerkungen zu Abb. 20. Diese Handschrift ist wahrscheinlich wenigstens teilweise die Abschrift eines kostbaren Manuskripts des 9. Jahrhunderts, das wohl ebenfalls in Verona geschrieben wurde und jetzt nur noch in einigen Blättern in Petersburg und Berlin erhalten ist. So ist das Andenken an die Goten fortgesetzt in Verona lebendig erhalten worden.

Abb. 27. Kampf zwischen Theoderich und Odowakar und Ermordung Odowakars durch Theoderich. — Relief zur Linken des Hauptportales von St. Zeno in Verona wohl aus der Zeit um 1150 von dem Meister Guglielmus, vielleicht einem Schüler des Niclaus, der die acht Reliefs zur Rechten des Portals gemacht hat. Nach einer Photographie. — Die Deutung der Darstellung auf Theoderich und Odowakar ist meines Wissens neu. Ich bin auf sie durch die in Abb. 26 wiedergegebene Zeichnung der 1181 bei Verona entstandenen Handschrift gekommen. Die Zeichnung der Handschrift sieht aus wie eine Kopie der linken Hälfte des Reliefs. Die Kämpfenden haben mit dem Inhalt der übrigen Reliefs (Geschichte Christi) ebensowenig zu tun, wie der wilde Jäger (= Theoderich, vgl. Abb. 73) mit den Reliefs zur Rechten (Geschichte der ersten Menschen bis zur Vertreibung aus dem Paradies). Ist meine Vermutung richtig, so hat man also Theoderich am Hauptportal von St. Zeno zweimal dargestellt.

Abb. 28. Ravenna und Umgebung. — Nach einer Karte von Magini aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Das beste, den antiken Verhältnissen am nächsten kommende Bild. — Aus L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung I 2. (= Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie) Berlin 1905.

Abb. 29. Mosaik Rikimers in der Sotenkirche der hl. Agatha zu Rom. — Nach alten Zeichnungen in Cod. Vatic. 5407. Sie geben nach den freundlichen Mitteilungen des Herrn Dr. E. Krebs aus Rom auf fol. 27—33 und 35—40 nur die Einzelseiten des Mosaiks in wenig bedeutenden Reproduktionen wieder, die den alten Charakter der Bilder verwischen. Die Anordnung des Gesamtbildes ist also freie Erfüllung. — Aus H. Grisar J., Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter I (Freiburg, Herder 1901) S. 89 Bild 21.

Abb. 30. Marmortäfelung und Mosaik der Wände von S. Andreas Kata Barbara. Nach einer alten Zeichnung. — Aus H. Grisar a. a. O. S. 389 Bild 123.

Abb. 31. Kaiser Anastasius (491—518). — Nach einer Silbermünze, die auf der Rückseite das Monogramm Theoderichs und die Umschrift „Invicta Roma“ trägt. — Aus J. Friedländer, Die Münzen der Ostgoten (Berlin 1844) Tafel I.

Abb. 32. Verona mit Hügel und Kastell San Pietro. — Nach einer Photographie.

Abb. 33. Die Peterskirche im Mittelalter. — In ihren Hauptteilen aus dem 4. Jahrhundert

stammend. Nach einer Rekonstruktion von Brewer. — Aus H. Grisar a. a. O. S. 239 Bild 71.

Abb. 34. Weitrennen im römischen Zirkus Maximus. — Nach einem Sarkophagrelief von Soligno aus der Verschollenseit. — Aus H. Grisar a. a. O. S. 469 Bild 149.

Abb. 35. Innenansicht der alten Paulsbasilika. Die Kirche stammt aus dem 4. Jahrhundert; sie wurde i. J. 1823 durch Brand zerstört. — Aus H. Grisar a. a. O. S. 357 Bild 100.

Abb. 36. Kopie eines gleichzeitigen Bildes des Gegenpapstes Laurentius. — Kopien der Papstmedaillons der alten, 1823 abgebrannten St. Pauls-Basilika wurden hergestellt auf Veranlassung des Kardinals Barberini ums Jahr 1650. Unser Bild befindet sich im Codex Barberianus latinus XLIX 16, jetzt 4407 der Vatikanischen Bibliothek. Es ist meines Wissens hier zum ersten Male publiziert.

Abb. 37. Kaiser Justin. Nach einer Kupfermünze. — Aus A. Engel et R. Serrure, Traité de Numismatique du moyenâge (Paris 1891). dag. 7 Fig. 12.

Abb. 38. Der Wandalenkönig Thrasamund. — Nach einer Silbermünze. Der König trägt das Paludamentum (Mantel) und das Stirnband. Aus J. Friedländer, die Münzen der Vandale, Tafel I.

Abb. 39. Ziegel mit dem Namen Theoderichs aus der Basilika S. Silvestri et Martini. — „Die auf dem alten Dache von S. Martino a' Monti bei den jüngsten Erneuerungen gefundenen Ziegel mit Stempeln sind jetzt auf einer Terrasse beim Kirchendache eingemauert.“ — Aus H. Grisar a. a. O. S. 465 Bild 145.

Abb. 40. Die Arena von Verona. — Aus der Mitte des 3. Jahrhunderts stammend. Nach einer Photographie.

Abb. 41. Verona mit dem Colle di S. Pietro. Nach einer Photographie.

Abb. 42. Palast Theoderichs in Verona. — Nach einem jetzt in Turin befindlichen Siegel der Stadt Verona aus dem 12. Jahrhundert. Aus G. Biermann, Verona (Leipzig, Seemann 1904 = Berühmte Kunstsäthten Nr. 23) S. 10 Abb. 8.

Abb. 43. Kapitell der Herkulesbasilika (?) in Ravenna mit Theoderichs Monogramm. Vgl. die Anmerkung 7. — Aus A. Haupt, die älteste Kunst insbesondere die Baufunktion der Germanen (Leipzig 1909). Tafel XVIII Abb. 76.

Abb. 44. Der „sogenannte“ Palast Theoderichs. — Aus Corrado Ricci, Ravenna. Sesta Edizione (Bergamo 1906). Abb. 49. Vgl. Ann. 8.

Abb. 45. Stirnseite des Hauptbaues der von Theoderich in Ravenna erbauten Reidenz. — Mosaikbild von S. Apollinare Nuovo in Ravenna. Nach dem von Herrn Giuseppe Sampiga fertigten Aquarell. Vgl. das Mosaikdruck-Titelbild.

Abb. 46. Mosaikboden aus Theoderichs Palast. — Ausgegraben in einer Tiefe von 2 m aus den Gärten hinter S. Apollinare Nuovo. Vgl. Ann. 8. — Aus A. Haupt a. a. O. Tafel XIX, Abb. 86.

Abb. 47. Theoderichs Hofkirche. Seitenansicht. — Aus Corrado Ricci l. c. Abb. 54.

Abb. 48. Südwand (rechte Epistelseite) des Haupthauses von Theoderichs Hofkirche. — Nach einer Photographie.

Abb. 49. Nordwand (linke Evangelienseite) des Haupthauses von Theoderichs Hofkirche. — Nach einer Photographie.

Abb. 50. Jesus und die Samariterin. — Mosaik aus der obersten Zone in Theoderichs Hofkirche. Aus Corrado Ricci l. c. Abb. 64.

Abb. 51. Pharisäer und Zöllner. — Mosaik aus der obersten Zone in Theoderichs Hofkirche. Aus Corrado Ricci l. c. Abb. 62.

Abb. 52. Die Stadt Classis mit Hafen. — Mosaik in der Hofkirche Theoderichs. — Nach einer Photographie.

Abb. 53. Kuppelmosaik des arianischen Baptisteriums in Ravenna. — Aus Charles Diehl, Ravenna (Les Villes d'Art célèbres). Paris 1903. S. 45.

Abb. 54. Eine Seite aus dem Codex argenteus. — Aus der Illustrierten Weltgeschichte von Widmann-Fischer-Helten II 122. Die etwas dunkler gekommenen Halbzeilen und Buchstaben sind goldfarben. — Über Fragmente einer 1907/8 in Ägypten gefundenen gotisch-lateinischen Evangelienhandschrift aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts vgl. P. Gläue in der Deutschen Rundschau 36 (1910) 240—53. „Mit gotischen Truppen als liturgisches Buch des mitziehenden Geistlichen oder als Exemplar eines erlittenen gotischen Geistlichen oder eines gotischen Mönches, der in ein ägyptisches, vielleicht antinoitisches Kloster eintrat, mag die Handschrift nach Ägypten, nach Antinoë gewandert sein... Das ist das älteste uns erhalten gebliebene literarische Denkmal unserer germanischen Vorzeit.“

Abb. 55. Sotengräber aus den Gräbern von Nocera. — Jetzt im Museum der Diokletianischen Thermen zu Rom. — Aus A. Venturi, Storia dell' arte Italiana II (1902). S. 30 Fig. 27.

Abb. 56. Fibel aus den Sotengräbern von Nocera. — Jetzt im Museum der Diokletianischen Thermen in Rom. — Aus A. Venturi l. c. S. 39 Fig. 33.

Abb. 57. Schmuckgegenstände aus den Sotengräbern von Nocera. — Jetzt im Museum der Diokletianischen Thermen in Rom. — Aus A. Venturi l. c. S. 72 Fig. 59.

Abb. 58. Halsketten aus den Sotengräbern von Castel Trostino. — Jetzt im Museum der Diokletianischen Thermen in Rom. — Aus A. Venturi l. c. S. 63 Fig. 53.

Abb. 59. Ohrringe und Fibel aus den Sotengräbern von Castel Trostino. — Jetzt im Museum der Diokletianischen Thermen in Rom. — Aus A. Venturi l. c. S. 51 Fig. 43.

Abb. 60. Reite einer Goldrüstung aus Ravenna. — Sogenannte Rüstung Odowakars oder Theoderichs. Im Museo nazionale in Ravenna. — Aus A. Haupt a. a. O. Tafel III.

Abb. 61. Goldene, mit Elmandinen besetzte Fibel aus der Gegend von Cefena, unweit Ravennas. Stilisierte Adler. — Aus Th. Hampe, Ostgotischer Frauenschmuck aus dem 5. bis 6. Jahrhundert in den Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum 1899. S. 33 ff.

Abb. 62. Ostgotischer Frauenschmuck aus der Gegend von Cefena unweit Ravennas. Goldenes Ohrrgehänge. — Aus Th. Hampe a. a. O.

Abb. 63 und 64. Theoderich und Cassiodor. — Nach dem in Fulda in „monasterio beatae Mariae virginis extra muros oppidi Fuldensis jussu Ruggeri“ ca. 1175 geschriebenen Codex Leidensis Vulcanii 46. — Aus Monumenta Germaniae historica. Auctorum antiquissimorum tomus XII. Cassiodori Senatoris Variae recensuit Theodorus Mommsen (Berolini 1894).

Abb. 65. Porträt Theoderichs nach einer Goldmünze. Natürliche Größe. Vorder- und Rückseite. — Aus Rivista Italiana di Numismatica VIII (1895). Tav. III.

Abb. 66 und 67. Porträt Theoderichs nach einer Goldmünze. In Vergrößerung. Vorder- und Rückseite. — Aus Rivista Italiana di Numismatica VIII (1895). Tav. III.

Abb. 68. Justinian nach einer Goldmünze. — Aus Charles Diehl, Justinien et la civilisation byzantine (Paris, Leroux 1901). S. XI.

Abb. 69. Der Wandalenkönig Bildech (523 bis 530). — Nach einer Silbermünze. Rückseite: Das Bild der „Felix Karthago“ in langem Gewande in den Händen Ahrenbüschel haltend. — Aus J. Friedländer, die Münzen der Vandale. Tafel I.

Abb. 70. Boethius und die „Philosophie“ im Kerker. — Aus Codex latinus Monacensis 2599 saec. XIII., ehemals dem benediktinerischen Kloster Aldersbach gehörig. Nach der Photographie Nr. 2315 aus der Sammlung von Photographien aus der Staatsbibliothek des Hofphotographen Teufel, München.

Abb. 71. Grabmal Theoderichs nach der Rekonstruktion von A. Haupt-Hannover. — Aus der Zeitschrift für Geschichte der Architektur I (1907/08), S. 25. Vgl. Ann. 17. Soweit ich mir als Nichtfachmann in Fragen der Architektur ein Urteil über die verschiedenen in jüngster Zeit erfolgten Rekonstruktionsversuche (J. Durm-Karlsruhe, A. Haupt-Hannover und B. Schulz-Hannover) erlauben darf, möchte ich den Aufstellungen von Prof. Haupt die größte Wahrscheinlichkeit zuschreiben.

Abb. 72. Grabmal Theoderichs im gegenwärtigen Zustand. — Die Seitenaufgänge sind vom Jahre 1771. Aus der Zeitschrift für Geschichte der Architektur I (1907/08) S. 11.

Abb. 73. Theoderich als wilder Jäger. Relief zur Rechten des Hauptportals von St. Zeno in Verona. Von dem Meister Nicolaus, dem Hauptmeister des Portals ca. 1130. Nach einer Photographie.

Abb. 74. Statue Theoderichs am Grabmal Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche in Innsbruck. — Aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Nach Photographie.

Abb. 75. Athalarich nach einer Kupfermünze. — Aus J. Friedländer, Münzen der Ostgoten (Berlin 1844), Tafel I. Athalarich ist dargestellt als stehender behelmter Krieger, der in der Rechten die Lanze hält, während seine Linke auf dem Schild aufgestützt ist. Auf der anderen Seite „Invicta Roma“ mit behelmtem Brustbild der Roma, die Ohrring und Halsband

trägt. Anfangs trugen die ostgotischen Münzen auf der Vorderseite das Bild des Kaisers; der Gote begnügte sich mit der Rückseite und seinem Monogramm. Dann wurde der Kaiser weg gelassen und an seine Stelle trat die Büste der beherrschten Stadt Rom als Ersatz. Ihr Platz wurde schließlich vom König selbst verdrängt. Athalarich ist schon mit ganzer Figur abgebildet, aber noch auf der Rückseite. Theodahad, der im Kriege gegen den Kaiser steht, gibt schon sein Brustbild auf der Vorderseite.

Abb. 76. Mosaik der Apsismuschel in S. Cosmas und Damian zu Rom. — Nach de Rossi, Musaici cristiani delle Chiese di Roma. Fasc. V.

Abb. 77. Römische Wandmalerei in der Coemeterialbasilika der hl. Felix und Adauctus vom Jahre (nach Wilpert) 528. — Aus Nuovo Bulletino di Archeologia Cristiana X (1904) Tafel VI. Das schönste und größte bis jetzt überhaupt erhaltenes Katakombebild, das nach kompetentem Urteil wenn nicht mit Sicherheit, so doch mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Ostgotenzeit stammt. Die Coemeterialbasilika befindet sich in der Comodillafatakombe (an der Via Ostiensis). Es handelt sich um ein Grabgemälde, auf dem die Verstorbenen (Tortora) von den zwei Lofalheiligen (Felix und Adauctus) der seligsten Jungfrau Maria mit dem göttlichen Kinde präsentiert wird. Den Hinweis auf das Bild verdanke ich Herrn Dr. E. Krebs (Freiburg i. Br.-Rom).

Abb. 78. Innenansicht von S. Vitale. — Aus Corrado Ricci, Ravenna. Sesta Edizione (Bergamo 1906) Abb. 90.

Abb. 79. Innenansicht von S. Apollinare in Classe. Nach einer Photographie.

Abb. 80. Theodahad (534–36) nach einer Kupfermünze. — Er trägt eine oben geschlossene Krone und auf der Brust ein Kreuz. Die Rückseite zeigt eine schreitende Victoria auf einem Schiffsschnabel in der Rechten den Kranz haltend, in der Linken die Palme. — Aus J. Friedländer, die Münzen der Ostgoten. Tafel II.

Abb. 81. Theodahad nach einer Kupfermünze. — Hier erscheint der König mit einem Badenbart. Aus Charles Diehl, Justinien et la civilisation byzantine (Paris 1901), S. 181 Fig. 67.

Abb. 82. Münze des Witiges mit Bild des Kaisers Justinian. — Vorderseite: Bild Justiniens. Rückseite: DN Witiges Rex. Vgl. die Notiz zu Abb. 75. Witiges hält es mit der Münzprägung wieder ähnlich wie Theoderich. — Aus J. Friedländer a. a. O. Tafel II.

Abb. 83. Das Gotenlager zwischen den Wasserleitungen Aqua Claudia und Aqua Marcia vor Rom (Campus barbaricus an der Via Appia). — Nach einer Rekonstruktion auf Grund der vorhandenen Überreste (vordere Bogengasse = Aqua Marcia und Spuren der beiden Villen). Vgl. Prokop, Gotenkrieg II, 3 f. — Aus h. Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter I S. 536 Bild 160.

Abb. 84. Der letzte Wandalenkönig Gelimer (Geilamir 530–34). — Nach einer Silbermünze. Aus J. Friedländer, Münzen der Vandale. Tafel I.

Abb. 85. Totila [= Baduila] (541–52). Mit Vollbart. Nach einer Kupfermünze. — Aus Charles Diehl, Justinien ic. S. 191 Fig. 73. Totila prägte Münzen: 1. Mit dem Bilde Justiniens und der Umschrift „Dominus noster Baduila rex“. 2. Mit dem Bilde des verstorbenen Kaisers Anastasius und derselben Umschrift. 3. Mit dem Bilde des Gotenkönigs allein und der gleichen Umschrift.

Abb. 86. Totila (= Baduila). — Mit geschlossener Bogenkrone. Nach einer Kupfermünze. Aus J. Friedländer, Die Münzen der Ostgoten, Tafel II.

Abb. 87. Katakombeinschrift des Papstes Vigilius mit Erwähnung der Goten. — Aus dem Coemeterium ad duas lauros an der Via Labicana. Das Bruchstück ist im Lateranmuseum. Diese nämliche Inschrift ist wiederholts wörtlich in mehreren anderen Coemeterien angebracht. Nach h. Grisar a. a. O. S. 535 Bild 159.

Abb. 88. Totila (= Baduila). — Nach einer Silbermünze. Der König trägt die Stirnbinde. Aus J. Friedländer a. a. O. Tafel II.

Abb. 89. Justinian und sein Hof mit dem Erzbischof Maximian von Ravenna. — Gleichzeitiges Mosaik von S. Vitale in Ravenna. — Aus Charles Diehl, Justinien ic. S. 16.

Abb. 90. Theodora und ihr Hof. — Nach einem gleichzeitigen Mosaik von S. Vitale in Ravenna. Vgl. Abb. 78. Aus Charles Diehl, Justinien ic. S. 64.

Abb. 91. Justinian (mit Narzes?) nach einem ravennatischen Diptychon. — Ehemals in der Biblioteca Barberini zu Rom, jetzt im Louvre in Paris. — Aus Charles Diehl, Justinien ic. (Titelblatt). Vgl. dazu G. Stuhlfauth, Die altchristliche Elsenbeinplastik (= Archäologische Studien zum christlichen Altertum und Mittelalter von J. Fidler II). Freiburg, Mohr 1896 S. 109 ff.

Abb. 92. Silbermünze des Teja (552–53) mit dem Bild des verstorbenen Kaisers Anastasius. — Aus J. Friedländer a. a. O. Tafel III. Teja prägte wieder wie Theoderich. Aber er nahm stets das Bild des schon i. J. 518 verstorbenen Kaisers Anastasius, des Begründers der legitimen Gotenherrschaft in Italien, nie aber das des Kaisers Justinian, des Todfeindes der Goten.

Abb. 93. Kupfermünze Justiniens, geprägt i. J. 560 zu Ravenna. — Aus Charles Diehl, Justinien ic. S. 3 Fig. 1.

Abb. 94. Mosaikbild Justiniens in der ehemaligen Hofs Kirche Theoderids (S. Apollinare Nuovo). — Das Bild, das ältere Zeuge aufweist als das auf Abb. 89, stammt etwa aus dem Jahre 557, aus der Zeit, da der Erzbischof Agnellus diese Kirche für den katholischen Ritus rekonstruierte. Nach einer Photographie.

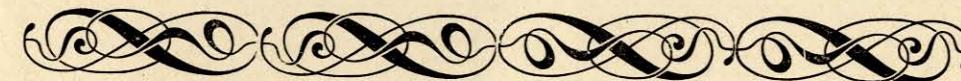
Abb. 95. Unterschriften gotischer Kleriker aus einer ravennatischen Papyruskunde vom Jahre 551. — Die Urkunde, einst im Archive der gotischen Kirche St. Anastasia zu Ravenna, jetzt auf der Bibliothek zu Neapel, am Anfang und vielleicht auch am Ende verstümmelt, umfasst noch 141 Zeilen. Unsere Wiedergabe einiger Unterschriften ist entnommen der Schriftabbildung in Steindruck bei Maßmann, Die gotischen Urkunden von Neapel und Arezzo, Wien

1858. Die zwei ersten Unterschriften unseres Faksimile, beginnend mit „Ego Igila huic documentum“ und „Ego Theudila clericus“ sind lateinisch. Die dritte Unterschrift, beginnend mit „Jk Merila bokareis“ ist gotisch. Von den folgenden zwei Unterschriften ist nur das Kreuz von der Hand des schriftunfundigen Goten, das übrige von dem Notar geschrieben. Eine Wiedergabe des Textes findet sich auch bei „F. L. Stamm's Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gotischen Sprache“, neu herausgegeben von M. Heyne und F. Wrede. Zehnte Auflage. Paderborn 1903 (= Bibliothek der ältesten deutschen Literatur-Denkmäler, I. Bd.) S. 227 bis 229.

Abb. 96. Kloster Vivarium. — Nach einer Federzeichnung, die enthalten ist in der ältesten Handschrift der Institutionen Cassiodors, in dem Bamberger Kodex H J IV 15 fol. 29V. Die Photographie hat mir mein unvergesslicher, so früh verstorbener Lehrer Prof. Traube-München im Jahre 1903 geschenkt. Da dieser Kodex aus dem Archetyp von Vivarium abgeschrieben ist, steht zu vermuten, daß auch die Zeichnung aus dem Vivarienser Original nachgebildet wurde. Wie

die den Kirchen überschriebenen Namen der Patrone, Martinus und Januarius, zeigen, entspringt die Zeichnung einer Lofaltradition von Vivarium selbst. Wer die Zeichnung nur zu deuten vermöchte! — Ein anderes, jedoch von dem ursprünglichen ganz verschiedenes Bild bietet eine zweite Handschrift der Institutionen Cassiodors in der Landesbibliothek in Cassel (MS. Theol. Fol. 29) saec. IX ex., auf die mich ebenfalls Traube aufmerksam gemacht hat. Wie mir der Herausgeber der Institutiones, Professor Stettner-Ansbach, gütigst mitgeteilt hat, enthalten die ihm bisher bekannt gewordenen weiteren Handschriften keine Bilder von Vivarium.

Abb. 97. Esdras in der Tracht eines Mönches aus Vivarium. — Aus dem Codex Amiatinus der Biblioteca Laurenziana in Florenz. Esdras, der nach der Ueberlieferung sämtliche Bücher des hebräischen Kanons, die bei der Zerstörung Jerusalems zugrunde gegangen, wiederhergestellt hätte, kommt für Cassiodor und seine Mitarbeiter Typus und Vorbild ihrer Arbeit sein. — Nach R. Garrucci, Storia dell' arte cristiana nei primi otto secoli della Chiesa. Vol. III (Prato 1876) tav. 126.



Zu weiterem Studium geeignete Literatur

Grisar Hartmann S. J., Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. I. Bd. Rom beim Ausgang der antiken Welt (Freiburg i. Br., Herder 1901).

Hartmann Ludo Moritz, Geschichte Italiens im Mittelalter. I. Bd. Berlin, Weidmann 1904, 1905, 1907 (= Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie. Heft 7, 10, 12).

Schmidt Ludwig, Geschichte der Wandalen. Leipzig, Teubner 1901.

Schnege G., Theoderich d. Gr. in der kirchlichen Tradition des Mittelalters und in der deutschen Heldenage (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft XI 1894, Bd. I, 18 ff.).

Streitberg W., Gotisches Elementarbuch, III. und IV. verb. Auflage, Heidelberg, Winter 1910 (= Germanische Bibliothek, herausgegeben von W. Streitberg, I. Sammlung, I. Reihe, 2. Band).

Schmidt Ludwig, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. München-Berlin, Oldenbourg 1909 (= Handbuch der mittelalterlichen und neue-

ren Geschichte. Herausgegeben von Below-Meineke).

Schmidt Ludwig, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung I, 1–3. Berlin, Weidmann 1904, 1905, 1907

(= Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie. Heft 7, 10, 12).

Schmidt Ludwig, Geschichte der Wandalen. Leipzig, Teubner 1901.

Schnege G., Theoderich d. Gr. in der kirchlichen Tradition des Mittelalters und in der deutschen Heldenage (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft XI 1894, Bd. I, 18 ff.).

Symons B., Heldenage (= Grundriss der germanischen Philologie, herausgegeben von h. Paul, III² [1900] XIV. Abschnitt).

